

UNIVERSITÄT HEIDELBERG
Diakoniewissenschaftliches Institut
der Theologischen Fakultät

6900 Heidelberg
Karlstraße 16
Telefon 06221 / 543336

Arbeit am Institut



Alles fließe von selbst, Gewalt sei den Dingen fern!

(J.A. Comenius)

DWI-INFO
Heidelberg

Nr. 26
1992/93

Liebe Freunde und Freundinnen des DWI-Info!

Nachdem das letzte Info thematisch stark zentriert war (Ökumenische Diakonie am Beispiel Kenia), soll in diesem Info der Blick wieder auf das Gesamt der Arbeit am Institut gelenkt werden. Da die nachfolgenden Beiträge inhaltlich kaum weniger vielseitig sind, scheint es sinnvoll, sie kurz vorzustellen. In einem ersten Abschnitt sollen Erfahrungen und Ergebnisse der letzten drei Exkursionen wiedergegeben werden. Sie führten jeweils eine Gruppe von Studierenden im Juni 1991 in das Elisabethenstift/Darmstadt, im Januar 1992 in die Allergiekliniken nach Davos-Wolfgang und Oberjoch/Allgäu und schließlich im April 1992 zur Evangelischen Brüder-Unität nach Herrnhut.

Der zweite Abschnitt möchte einen Einblick geben in die Arbeit des Instituts, die parallel zu den Lehrveranstaltungen verläuft. Als eine Frucht der Herrnhut-Exkursion ergab sich der Festvortrag, den Pfarrer Langerfeld (Niesky) anlässlich des 400. Geburtstags von J.A. Comenius im Rahmen eines Institutsabends im Juli 1992 hielt. Auch über zwei Konferenzen, für die das DWI mitverantwortlich zeichnete, soll hier informiert werden: Im Juni tagte die 'Westfälische Konferenz theologischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie' über das Thema "Diakonie auf dem Weg ins Jahr 2000" und bereits im März fand die 'Wissenschaftliche Arbeitstagung' "Diakonie und europäischer Binnenmarkt" in Verbindung mit der Kaiserswerther Generalkonferenz statt.

Im dritten Abschnitt möchten wir neben der üblichen Nennung der Abschlußarbeiten und dem Abdruck der entsprechenden Rezensionen zwei ältere Traditionen des DWI-Infos wieder aufnehmen. Zum einen soll über zwei Seminare des letzten Semesters berichtet werden und zum anderen möchten wir auch wieder verstärkt über diakonische Literatur aus dem In- und Ausland informieren. Um diese 'Rubriken' auch in den nächsten Infos fortzuführen, laden wir an dieser Stelle alle, die dem Institut verbunden sind, insbesondere die Studierenden, zu reger Mitarbeit in Form eigener Beiträge herzlich ein. Außerdem erhoffen wir uns auch Erfahrungsberichte über den neuen Aufbaustudiengang.

Den Abschluß dieses Infos bilden auch diesmal wieder die Ankündigungen der Lehrveranstaltungen des nächsten Semesters, denen wir die Hinweise über den neuen Aufbau-Studiengang vorangestellt haben.

Da sich in der Redaktion des Infos wieder ein Wechsel vollzogen hat, sei an dieser Stelle dem ausgeschiedenen Otmar Hahn für seine in den letzten drei Info-Jahrgängen geleistete verantwortliche Arbeit herzlich gedankt.

Eine anregende Lektüre wünschen

Volker Herrmann

Barbara Wagner

Renate Zitt

Die Abbildung auf der Titelseite stammt aus der Publikation von J.M. Lochman, Comenius. (c) 1982 Imba Verlag Freiburg/Schweiz und Friedrich Wittig Verlag Hamburg. Lieferbar durch jede Buchhandlung.

Das DWI-Info/Forum Materialien Informationen ist ein studentisch verantwortetes Informationsblatt, das jährlich über die Arbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut und mit der Arbeit zusammenhängende Schwerpunkte berichtet. Hier schreiben Studierende/Dozierende/Ehemalige/Freunde/Freundinnen des DWI für alle Interessierten aus dem Bereich Diakonie und Kirche. Die Artikel geben jeweils die Meinung derer wieder, die sie verfaßt haben.

Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg
Karlstraße 16 6900 Heidelberg Tel.: 06221 / 54 33 36

Sprechstunden

Prof. Dr. Th. Strohm	Dienstag	11 - 13 Uhr
Dr. G. Schäfer Dr.	Dienstag	11 - 13 Uhr
K. Müller	Donnerstag	11 - 13 Uhr

Inhaltsverzeichnis

Seite

<i>Theodor Strohm</i>	
Zur Einführung	1

I. EXKURSION NACH DARMSTADT

<i>Ursula Gieseke</i>	
Exkursion in das Elisabethenstift Darmstadt.....	2
Programm der Exkursion in das Elisabethenstift Darmstadt	2
<i>Christoph Dahling</i>	
Aspekte der Geschichte des Elisabethenstifts	3
<i>Gury Anja Schneider-Ludorff</i>	
Besuch der Paramentenwerkstatt.....	4
<i>Susanne Fitzner</i>	
Darstellung der Arbeitsbereiche	
Sozialpädagogik und Krankenpflege.....	7
<i>Karl Friedrich Bretz / Ursula Gieseke</i>	
Der Umgang mit unheilbar kranken Menschen als Anfrage an unser theologisches, medizinisches und pflegerisches Menschenbild	9

II. EXKURSION NACH DAVOS UND OBERJOCH

<i>Gerhard K. Schäfer</i>	
Exkursion nach Davos-Wolfgang und Oberjoch/Allgäu.....	11
<i>Marc Blessing</i>	
Zur Entstehungsgeschichte der Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang	12
<i>Ulrike Lunkenheimer</i>	
Asthma - einige grundlegende Informationen.....	13
<i>Karin Helbig</i>	
Psychosoziale Folgen des Asthma bronchiale	14
<i>Jörg Schönemann</i>	
Zauberberg-Pädagogik	16
<i>Gaby Spier</i>	
Die Familientherapie als 'ganzheitlicher Ansatz'	17
<i>Annette Leis</i>	
Eindrücke von der pädagogischen Arbeit in den Kliniken für unspezifische Atemwegsleiden in Davos und Oberjoch	18

Bernd Ruhbach

'Präventive Therapie' bei der Asthmabehandlung 19

Thomas Lunkenheimer

Behandlungsziel: Krankheitsmanagement..... 20

III EXKURSION NACH HERRNHUT

Gerhard K. Schäfer

Exkursion nach Herrnhut..... 22

Programm der Exkursion nach Herrnhut..... 23

Tanja Dedekind

Eindrücke aus Herrnhut 24

Die Statuten von 1727 25

Ursula Gieseke

Kirche als Bewegung...

... was bewegt die Brüdergemeine?..... 32

Sylvia Krautter

"Unter des Herrn Hut" 33

Hillard Smid

Liturgisches Gemeindeleben in Herrnhut 36

Matthias Bormuth / Christoph Mehl

Niesky - Die diakonische Einrichtung 39

Pamela Barke

Das Förderprogramm 'Johann Amos Comenius' 41

Christoph Damm

Warum nicht einmal in die Christenlehre gehen? 42

Jürgen Stein

Die Zinzendorfschulen in Königsfeld..... 43

IV. JOHANN AMOS COMENIUS (1592-1992)

Karl-Eugen Langerfeld

Die Theologie des Johann Amos Comenius in ihrer europäischen Bedeutung 45

V. KONFERENZEN

1. DIAKONIE AUF DEM WEG INS JAHR 2000

Programm der Westfälischen Konferenz theologischer Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiter in der Diakonie..... 59

<i>Klaus Müller</i>	
Intradisziplinäre Diakonietagung im DWI.....	60

2. DIAKONIE UND EUROPÄISCHER BINNENMARKT

Programm der wissenschaftlichen Arbeitstagung (Kaiserswerther Generalkonferenz)	67
<i>Sebastian Klusak</i>	
Keine europäische Einigung ohne Sozialordnung.....	69
<i>Jürgen Stein</i>	
Bericht über die wissenschaftliche Arbeitstagung "Diakonie und Europäischer Binnenmarkt"	70

VI. SEMINARBERICHTE

<i>Stefanie Eichler / Renate Zitt</i>	
Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im Horizont des europäischen Einigungsprozesses.....	73
<i>Sabine Kazmeier</i>	
Diakonie im Kaiserreich	75

VII. LITERATURBERICHTE

<i>Theodor Strohm</i>	
Ulrich Bach, Getrenntes wird versöhnt.....	80
<i>Gerhard K. Schäfer</i>	
Gemeinde: Subjekt diakonischen Handelns.....	83
<i>Volker Herrmann</i>	
Diakonie und Wohlfahrtsstaat in Dänemark.....	88
Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts.....	93
Diakoniewissenschaftliche Beiträge 1991/92.....	96
Rezensionen.....	98
<i>Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm</i>	
Hinweise zum Aufbaustudium Diakoniewissenschaft	114

Theodor Strohm

Zur Einführung

Das von den Studierenden am Diakoniewissenschaftlichen Institut vorbereitete DWI-Info 1992/93 legt davon Zeugnis ab, daß sich gegenwärtig eine höchst aktive, lebendige Schar von Studentinnen und Studenten in Heidelberg der Diakoniewissenschaft zugewandt hat. Obgleich schon immer auch ältere und erfahrene Personen aus dem In- und Ausland unter uns mitgewirkt hatten, haben sich mit Beginn des Aufbaustudiums im Sommersemester 1992 die Gewichte deutlich verlagert: Studierende im Grundstudium und im Aufbaustudium halten sich nun die Waage, neue Akzente kommen in die Diskussion. Darin liegt eine produktive Herausforderung, die wir nützen wollen. Zu gegebener Zeit wollen wir eine erste Zwischenbilanz unserer Erfahrung erstellen. Im Februar 1993 wird die erste Gruppe zum Diplomexamen antreten. Wir sind dankbar, daß die Theologische Fakultät - nicht zuletzt vertreten durch den Diplomprüfungsausschuß, dem außer dem Leiter des DWI Frau Prof. G. Schneider-Flume und Herr Prof. Chr. Burchard angehören - unser Studienprojekt mit Rat und Tat mitträgt.

Ebenso haben wir den zahlreichen Landeskirchen bzw. gliedkirchlichen Diakonischen Werken, sowie dem Diakonischen Werk der EKD zu danken, die ihre Vertreter in den Beirat des DWI entsenden und die Arbeit des Instituts unterstützen. Wir haben den Eindruck, daß Studierende am DWI und Absolventen den Rückhalt bei den Verantwortlichen ihrer Landeskirchen finden, den sie brauchen und deshalb auch die zusätzlichen Anstrengungen, die ihnen bei uns abverlangt werden, gerne auf sich nehmen.

Zwei wichtige und gelungene Ereignisse werden unter anderem im vorliegenden Heft dokumentiert. Diese zeigen, daß sich auch verstärkt Arbeitskontakte zu den Landes- und Fachverbänden der Diakonie ergeben. Die Fachtagung "Diakonie und Europäischer Binnenmarkt" in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, die wir mit der Kaiserswerther Generalkonferenz und ca. 90 Teilnehmern durchführten, war zugleich eine Frucht unserer Forschungsbemühungen und Auftakt für eine enge Zusammenarbeit mit dem traditionsreichen und international erfahrenen Kaiserswerther Verband. Die umfangreiche Dokumentation der Tagung ist fertig und wird in Kürze gedruckt vorliegen. Auch das zweitägige Seminar mit den Ver-

antwortlichen des westfälischen Landesverbandes der Diakonie im Juni 1992 kann als neues und gelungenes Modell der wechselseitigen Befruchtung von theologischer Forschung und diakonischer Praxis gewertet werden.

Ertragreich entwickeln sich auch die Forschungskontakte zu Wissenschaftlern in den europäischen Nachbarländern im Rahmen unseres Forschungsprojektes "Die diakonische Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß." Eine ganze Serie von zunächst bilateralen Gesprächen mit Vertretern der in der Konferenz Europäischer Kirchen vertretenen Kirchen aus Ost und West liegen bereits hinter uns; die erste Konsultation wird im Internationalen Wissenschaftsforum in Heidelberg im März 1993 stattfinden. Die Aufgabe dieses europäischen Forschungsaustausches zur Theologie der Diakonie ist ebenso schwierig wie reizvoll und erfordert unsere gesammelte Aufmerksamkeit. Im Herbst 1992 wird nun auch schon die 2. Ostsee-Diakonie-Konferenz in Tallin / Estland stattfinden. Dies zeigt, daß die 1990 von uns mit angeregter Initiative sich als tragfähig erweist. Diesmal haben unsere Partner aus Finnland und Estland die vorbereitende Verantwortung übernommen.

Mit großem Gewinn haben unsere Mitarbeiter und Studierenden die Exkursion zur Brüdergemeine in Herrnhut in der Karwoche 1992 absolviert. Das vorliegende Heft hat mit Recht einen Schwerpunkt auf diese erstmalige Kontaktnahme gelegt. Ich darf unseren Freunden in Herrnhut bzw. Niesky unseren aufrichtigen Dank für die Vorbereitung dieser so gelungenen Exkursion bezeugen.

Wir sind uns darüber im Klaren, daß unsere ökumenische Verantwortung nur in dem begrenzten Sinne wahrgenommen werden kann, daß wir exemplarische Beiträge zur ökumenischen Studienarbeit leisten und dadurch der Sache der Diakonie und der vertieften Zusammenarbeit der Kirchen dienen können. Dieser Aufgabe auszuweichen, hieße unter den Chancen und Bedingungen unserer Gegenwart unseren Auftrag verfehlen. Diesen Auftrag sehen wir orientiert am Dienst der Versöhnung, den Gott selbst durch Christus an der Welt leistet und in den die Christenheit sich bewußt und aktiv hineinnehmen lassen darf.

I. Exkursion nach Darmstadt

Ursula Gieseke

Exkursion in das Elisabethenstift Darmstadt

26.6.-28.6.1991

Die Exkursion zum Elisabethenstift/ Darmstadt, die unter der Leitung von Michael Söhngen stand, diente dem Kennenlernen eines großen Diakoniewerkes in Verbindung mit einem Diakonissenmutterhaus. Sie sollte Einblicke in die Arbeit eines christlichen Krankenhauses und in die kirchliche Altenhilfe vermitteln. An zwei Vormittagen konnten die Exkursionsteilnehmer durch praktische

Arbeit in der Einrichtung eigene Erfahrungen sammeln. An den Nachmittagen wurden durch Vorträge und Gespräche von und mit Mitarbeitern Geschichte und gegenwärtige Situation des Elisabethenstifts sowie die Problemstellungen einzelner Arbeitsfelder vertieft und erörtert. Die folgenden Protokolle einzelner Teilnehmer vermitteln Eindrücke und Fragestellungen dieser Tage.

Programm der Exkursion in das Elisabethenstift Darmstadt

Mi., 26.6.1991	10.30 Uhr	Besuch in der Paramentenwerkstatt danach ins Bernhard-Knell-Haus
	12.00 Uhr	Mittagessen, gemeinsam mit den Diakonissen
	15.30 Uhr	Einführung in das diakonische Werk "Elisabethenstift" - seine Geschichte - Vorstellung der drei Arbeitsbereiche Krankenhaus, Altenpflege und Sozialpädagogik unter Einbeziehung gegenwärtiger Herausforderungen und Fragen der Arbeitsbereiche
Do., 27. 6. 1991	7.30 Uhr	Frühstück
	8.15 Uhr	Morgenandacht
	8.45 Uhr	Krankenhausstation/Altenheim
	12.45 Uhr	Mittagessen in der Cafeteria
	15.30 Uhr	Gruppenarbeit in zwei Schwerpunktbereichen:
		1. Krankenhaus: Leitfrage: Der Umgang mit dem unheilbar kranken Menschen als Anfrage an unser theologisches, medizinisches, pflegerisches Menschenbild
		2. Altenheim: Leitfrage: Die Begegnung mit dem alten Menschen - christlich/theologische Sicht des Alters und unsere gegenwärtige gesellschaftliche Realität
	Nach dem Abendessen 19.30 Uhr Gesprächsrunden mit Diakonissen: Erzählen-Austauschen von Erfahrungen	

Fr., 28. 6.1991

Vormittagsprogramm wie am Donnerstag

14.30 Uhr

Rundgespräch:

Leitfragen:

- Grundfragen und Zukunftsperspektiven einer diakonischen Großeinrichtung
- Der diakonische Auftrag der Kirche - Herausforderung zu einem neuen Verhältnis von "diakonischer Einrichtung" und Gemeinde vor Ort

Christoph Dahling

Aspekte der Geschichte des Elisabethenstifts

nach einer Darstellung von Oberin Marlis Comes

In Anlehnung an Fliedners Diakonissenanstalt in Kaiserswerth wurde in Darmstadt 1858 das Elisabethenstift durch Einzelinitiativen ins Leben gerufen. Gestiftet wurde diese Einrichtung zwar von Prinzessin Elisabeth, doch geht der Name des Stifts auf die Heilige Elisabeth von Thüringen zurück, deren Namenstag (19.11.) der Gründungstag wurde.

Beeinflusst durch den Missionsverein und die Erweckungsbewegung sollte das Ziel der Arbeit zunächst die Krankenpflege der notleidenden Armen sein, d.h., daß die Stiftung als christliche Antwort auf die gesellschaftlich-sozialen Notstände in der Mitte des 19. Jh. zu sehen ist. Bis heute trägt der daraus erwachsene Gedanke einer Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft in der Nachfolge Jesu Christi die Arbeit der Diakonissen. Theologische Betreuung geschah damals durch den Hofprediger.

Der ursprüngliche Arbeitsbereich der Krankenpflege wurde im Laufe der Zeit ausgebaut und erweitert: Schon in den 1860er Jahren kam die Siechenpflege und Spitalarbeit hinzu. Im folgenden Jahrzehnt - inzwischen waren es etwa 70 Diakonissen - kam die Gemeindegewerkschaft hinzu (Pflege & Unterweisung). In der Öffentlichkeit wurde die Arbeit der Diakonissen jedoch erst um 1900 - inzwischen waren etwa 100 Diakonissen aktiv - voll wahrgenommen und akzeptiert. Nachdem die Kinderschulen, diese umfassen nach heutigem Verständnis Kinderkrippen und Kindergottesdienst, durch die zweite Oberin des Stifts ins Leben gerufen

waren, gab es 1914 schon 50 Kinderschulen, wobei sich hiermit nun besonders auch die Arbeit mit schwererziehbaren und behinderten Menschen verband. Weitere pädagogische Arbeit wurde seit 1918 durch die Höhere Tochterschule betrieben, welche von den Nazis - wie alle Privatschulen - der NSDAP übereignet wurde.

Ein schwerer Einschnitt für die Arbeit der Diakonissen war 1939 die Absetzung der Stiftsleitung durch die Nazis und die Einsetzung einer NSDAP-Leitung. In Konsequenz wurde die gesamte Arbeit der Diakonissen den Nazis unterstellt. Jedoch stellten sich die Diakonissen hinter die abgesetzte Stiftsleitung!

Durch engl. Flugzeugangriffe wurden 1943/44 die Stiftsgebäude zum Teil schwer zerstört. Trotz dieser materiellen und vor allem immateriellen Zerstörungen des Stifts blieb die Schwesternschaft - bei nur wenigen Austritten - geschlossen bei ihrer Arbeit.

Die Nachkriegszeit war folglich geprägt durch den Wiederaufbau, doch die Blütezeit des Stifts der 1930er Jahre mit über 400 aktiven Diakonissen konnte nicht mehr erreicht werden, da der Nachwuchs besonders seit 1960 ausblieb. Ein Grund hierfür liegt wohl darin, daß früher das Stift für Frauen Möglichkeiten der Ausbildung und Arbeit bot. Interessant ist dabei, daß die Diakonissen gerade im 19. Jh. allen sozialen Schichten, mit Ausnahme der reichsten Oberschicht, entstammten.

Heute zählt das Stift insgesamt über 1000 Mitarbeiterinnen und 318 zum Stift gehörende Außenstationen. Das Stift selbst gliedert sich in die Fachbereiche Krankenhauswesen, Mutterhaus, Altenpflege, Sozialpädagogik und zentrale Dienste.

Literatur: Detaillierte Informationen zur Geschichte des Elisabethenstifts bietet die Festschrift Elisabethenstift Darmstadt 1858 -1978: Hundertzwanzig Jahre Elisabethenstift Darmstadt, zusammengestellt von E. Haug und G. Söhngen, Darmstadt 1978.

Darstellung eines Fachbereiches:

Altenpflege

Dieser Fachbereich beinhaltet das Alten- und Pflegeheim mit 48 Plätzen, die Mutterhauspflegestation und die Altenpflegeschule.

Wegen der steigenden Multimorbidität und der Übernahme der Pflegestation in das Altenheim hat sich die dortige Arbeit stark verändert. Von den 48 Bewohnerinnen sind zur Zeit 27 pflegebedürftig innerhalb der Gruppen 3 und 4 gemäß der hessischen Kategorisierung:

Altenheim:

Gruppe 1: keine besondere Pflege, kein eigener Haushalt Gruppe 2: bestimmte tägliche Hilfen

Pflegeheim:

Gruppe 3: regelmäßige umfangreichere Hilfe, Aktivierung, Gehilfen...

Gruppe 4: hochpflegebedürftige Menschen

Die Schwierigkeit der Pflege besteht auch hier in der Diskrepanz zwischen eigenem Anspruch und den gegebenen Rahmenbedingungen. Im Mutterhaus wird inzwischen die Pflege nicht mehr von Diakonissen ausgeübt. Dabei bedarf der Einsatz männlicher Pfleger einige Umstellung bei den zu pflegenden Diakonissen.

Die Altenpflegeschule besteht seit etwa 30 Jahren. Die Kurse laufen z.Z. noch über 2 Jahre, demnächst jedoch über 3 Jahre. Eine "Zweigstelle" befindet sich in Groß-Gerau. Erstaunlich gut ist zur Zeit die Nachfrage nach Ausbildungsplätzen, was wohl unter anderem auf die eingeführte Ausbildungsvergütung zurückzuführen ist - bis vor einiger Zeit mußte die Ausbildung nämlich selbst finanziert werden.

Gury Anja Schneider-Ludorff

Besuch der Paramentenwerkstatt

In der alten Villa am Böllenfalltor, umgeben von hohen Kastanienbäumen ist die Paramentenwerkstatt des Elisabethenstifts eingerichtet. Das Plakat am Eingang weist die Besucherinnen auf ein historisches Ereignis hin: 100 Jahre Paramentenwerkstatt! Das läßt auf eine gewisse Tradition schließen.

In der Eingangshalle bleiben wir verwundert stehen. Bereits hier bekommen die Besucherinnen eine Kostprobe von dem zu sehen, was derzeit an künstlerischer Vielfalt in der Werkstatt hergestellt wird: An den Wänden hängen einige Wandteppiche nach zeitgenössischem Design gefertigt und einige Entwürfe von Antependien aus verschiedenen Materialien und Farben.

In einem Nebenraum sind durch die offene Tür Webstühle zu erkennen, und dahinter in der Ecke ein Spinnrad.

Fast unbemerkt ist die Referentin Frau Luise Freytag, die auch in der Leitung der Werkstatt tätig ist, in den Flur getreten.

Nach der Begrüßung werden wir in einen Arbeitsraum geführt. Es bietet sich uns ein buntes Bild. An einigen der sechs Tische sitzen junge Frauen, die sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren versuchen, während uns unsere Referentin über die Arbeit, Probleme und Ziele der Paramentenwerkstatt berichtet.

Die Textilien, woran die Frauen arbeiten, so wird uns erklärt, sind Paramente, d.h. zum Schmuck eines Kirchenraumes gefertigte

Textilien. Sie finden sich beispielsweise als Antependien an Altar, Kanzel oder Lesepult und veranschaulichen dadurch den liturgischen Ort und die gottesdienstliche Feier. Nach traditionellem Verständnis sollen die Bildzeichen und Symbole die Botschaft des Evangeliums mitverkündigen. Wir erinnern uns an unsere Heimatgemeinden, in deren Kirchen ja auch Antependien zu sehen sind, jedoch mit wesentlich traditionellerer Symbolik als die uns hier vorliegenden.

Seit dem 13. Jahrhundert hat sich der liturgische Farbenkanon herausgebildet.

Violett wird seitdem in der Advents- und Passionszeit, sowie am Bußtag verwendet, weiß ist als Farbe der Christufeste wie Weihnachten, Epiphantias, Gründonnerstag und Ostern bis Exaudi, Trinitatisfest und Ewigkeitssonntag vorgesehen. Grün wird der Epiphantias- und Trinitatiszeit zugeordnet, während Rot als die Farbe des Heiligen Geistes den Kirchenfesten Pfingsten, Konfirmation, Reformationstag und den ökumenischen Festen vorbehalten ist.

Mit dem Wechsel der Farben dieser Antependien am Altar, Kanzel oder Lesepult tritt also der Gang des Kirchenjahres optisch anschaulich in Erscheinung.

Neben der traditionellen Fertigung von Antependien geht heutzutage die Tendenz dahin, weiter "in den Raum zu gehen", d.h. den gesamten Kirchenraum zur Gestaltung zu nutzen, wobei als Beispiel das Entwerfen von großflächigen Wandteppichen zu nennen ist.

Außer den traditionellen Symbolen wie beispielsweise das Kreuz, der Weinstock oder die Taube, bemühen sich die Mitarbeiterinnen der Paramentenwerkstatt auch um eine neue Bildsprache. In Zusammenarbeit mit zeitgenössischen Künstlerinnen (z.B. Johannes Schreiter, Hellmuth Uhrig oder Thomas Duttenhoefer) entstanden eine Vielzahl moderner Kunstwerke, die als Zeichen eines neuen Umgangs mit biblischer Symbolik gewertet werden können.

In der Paramentenwerkstatt werden ausschließlich hochwertige Einzelstücke gearbeitet. Es gehört zum Konzept der Werkstatt, natürliches Material wie beispielsweise

Flachs, selbstgesponnene Wolle oder Seide zu verwenden.

Gefärbt wird weitgehend mit Naturfarbstoffen. Für gelbe, braune und graue Farbtöne werden einheimische Pflanzen wie Rainfarn, Heidekraut, Färberginster, Erlen- und Birkenblätter, Tannenzapfen oder Rinde von Eiche und Erle verwendet. Andere Farbstoffe kommen aus dem Ausland wie Krapp, Cochenille (eine Kaktuslaus, aus der rote Farbe hergestellt werden kann), Sumach oder Gelbholz.

Anhand von noch nicht fertiggestellten Arbeiten, die in der Werkstatt zu sehen waren, wurden die vielfältigen Sticktechniken veranschaulicht, die je nach Material und Verwendungszweck gewählt werden. Der hier oft verwendete flächendeckende Nonnen-, Bilder- oder Klosterstich hat seine Ursprünge in den Klöstern des Mittelalters. Er ist sehr zeitaufwendig, etwa 100 Stunden pro Quadratmeter werden benötigt.

Die Paramentenwerkstatt des Elisabethenstifts die bereits im Jahre 1891 eingerichtet wurde, bildet seit 1958 Handstickerinnen aus. Der Beruf der Handstickerin ist ein traditioneller Frauenberuf. Die Ausbildung ist recht abwechslungsreich. Die wenigen Berufsmöglichkeiten und die relativ geringe Bezahlung führt jedoch zu einer großen Fluktuation unter den Mitarbeiterinnen, die meist später noch eine andere Ausbildung oder ein Studium aufnehmen. Trotzdem sind zur Zeit alle Arbeits- und Ausbildungsplätze der Darmstädter Paramentenwerkstatt besetzt, zwei Auszubildende, zwei Gesellinnen, sowie zwei Behinderte sind derzeit hier beschäftigt.

Gearbeitet wird vornehmlich nach Auftrag für die Gemeinden der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Aber auch Aufträge aus privaten oder öffentlichen Bereichen werden übernommen.

Kirchenrestaurationen u.a. sind Anlässe, die kirchlichen Räume neu zu gestalten, wobei sich gerade Paramente anbieten, da sie im Gegensatz zu beispielsweise Kirchenfenstern wesentlich variabler eingesetzt werden können.

Die Entscheidung für die hochwertigen Arbeiten der Paramentenwerkstatt ist für die Gemeinden auch an deren finanzielle Lage

geknüpft: Handgefertigte Paramente haben ihren Preis. Die Preise werden nach Entwurf, Material und Arbeitszeit kalkuliert (ein Quadratmeter im Nonnenstich gearbeitet, kostet derzeit ca. 11.000DM).

Nach der Anfrage der Kirchengemeinde findet eine Beratung von den Mitarbeiterinnen der Werkstatt vor Ort in den Gemeinden statt, in der Farbe, Format und Aufhängung besprochen werden. Dem künstlerischen Entwurf folgt die Werkzeichnung, die mit der Werkstatt und der Gemeinde wiederum abgestimmt wird, wobei versucht wird, die besonderen Vorstellungen der Auftraggebenden zu berücksichtigen. Letztlich dann folgt die Anfertigung in der Werkstatt: jedes in Auftrag gegebenen Unikat wird von einer Stickerin angefangen und fertiggestellt.

Besonders interessierte unsere Gruppe, inwieweit die Gemeinden heutzutage bereit sind, sich auf zeitgenössische Kunst in der Kirche einzulassen, und wer die Entscheidungssträger sind.

In der Tat lassen sich Konflikte gelegentlich nicht vermeiden, wenn es um die moderne Gestaltung von Paramenten geht. Oft scheint den Gemeinden die Vorstellung, neue zeitgenössische Kunstformen in der Kirche einzusetzen, fremd. Die Tendenz einer Negierung der Neuzeit und das Festhalten an traditionellen Formen ist noch weit verbreitet und sowohl in Stadtgemeinden als auch in Landgemeinden wahrzunehmen.

Am Beispiel eines von einer Gemeinde in Auftrag gegebenen textilen Altarbehangs für die Advents- und Passionszeit führte uns unsere Referentin die Problematik, die sich hieraus für Pfarrer, Gemeinde und Künstler ergeben hatte, vor.

Das sehr beeindruckende, aus verschiedenen Materialien gearbeitet 70 cm auf 100 cm große Antependium zeigt den Einzug Jesu in Jerusalem. Gleichzeitig wird hier auf die jüngste jüdisch-christliche Vergangenheit Bezug genommen: Jesus reitet auf Jerusalem zu und trägt einen Judensterne. In der fernen Stadt ist eine brennende Synagoge zu sehen, die an die ehemalige Synagoge in dieser Gemeinde erinnert. Wie brisant dieser Entwurf des Künstlers war, der christliche Tradition und jüngste Geschichte künstlerisch verbindet, wurde alsbald deutlich. Was hat so etwas in unserer Kirche zu suchen?

Erst nach vielen Diskussionen habe sich die Gemeinde bereit erklärt, den so umstrittenen Entwurf anzunehmen.

Hier zeigt sich also das Selbstverständnis der Mitarbeiterinnen der Darmstädter Paramentenwerkstatt, mit Offenheit zeitgenössische Kunst und Anregung für die traditionell geprägten Kirchentextilien aufzunehmen und kunsthandwerklich umzusetzen.

Zum Abschluß wurden wir noch auf das anfangs schon erwähnte 100-Jahre-Jubiläum der Paramentenwerkstatt des Elisabethenstifts hingewiesen, das vom 20. - 22. September 1991 in Darmstadt stattfand. Veranstalter waren das Elisabethenstift und die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau.

Thematisch sollte eine Standortbestimmung versucht und angeregt werden, sowie über die Verwendung von textilen Kunstwerken im kirchlichen Raum nachgedacht werden. Im Rahmen der Ausstellung zum Thema "Textilkunst im Kirchenraum" werden auch Textilarbeiten der Paramentenwerkstatt zu besichtigen sein.

Susanne Fitzner

Darstellung der Arbeitsbereiche Sozialpädagogik und Krankenpflege.

(Nach einem Referat von Dr. Bernd Haedrich,
Leiter der Evang. Ausbildungsstätte für sozialpädagogische Berufe)

1. Darstellung des Arbeitsbereichs Sozialpädagogik

Die sozialpädagogische Arbeit wurde 1894 im Elisabethenstift aufgenommen. Die Evangelischen Ausbildungsstätten umfassen heute:

- eine staatlich anerkannte Berufsfachschule, deren Berufsrichtungen sozialpflegerische und sozial pädagogische Bereiche abdecken (Ausbildungsgang für Hauptschüler zur Erlangung des Mittleren Bildungsabschlusses),
- eine staatlich anerkannte Fachklasse für Kinderpfleger/innen,
- eine staatlich anerkannte Fachschule für Sozial Pädagogik, die Erzieher/innen ausbildet,
- eine Fachschule für Heilpädagogik als Versuchsschule, an der Erzieher/innen und Sozialpädagogen und -pädagoginnen zu züglich ihrer Praxiserfahrung eine Qualifikation als staatlich anerkannte/r Heilpädagoge bzw. -pädagogin erwerben können.

Die Evangelischen Ausbildungsstätten für sozial pädagogische Berufe haben derzeit 215 Schüler/innen. Das Arbeitszentrum Fort- und Weiterbildung (afw) ermöglicht den Mitarbeiter/innen aus allen sozialen Arbeitsfeldern des Elisabethenstiftes, sich auch nach Abschluß der Ausbildung beruflich weiterzuentwickeln. Die bevorstehende Vereinheitlichung des europäischen Bildungswesens ab 1993 zwang zum berufspolitischen Handeln in Bezug auf die Erzieher/innenausbildung an einer Fachschule. Man versucht nun in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband Ev. Ausbildungsstätten (Dr. Haedrich ist der 2. Vorsitzende), das bewährte Fachschulsystem in der EG aufrechtzuerhalten und zu erweitern. Die EG hat in der Auseinandersetzung mit europaweiten Ausbildungs- und Berufsvergleichen, trotz deutlich werdender Unvergleichlichkeit und Vielfalt, eine Formali-

sierung der Anerkennung festgelegt, die sich lediglich auf die *schulische Vorbildung*, die *Ausbildungsdauer* und den *Abschluß* konzentriert. Dabei sind Berufsbezeichnungen, Zielgruppen und Einsatzfelder völlig zweitrangig. Es gibt drei Niveaus im EG Bildungswesenvergleich:

3. Niveau:
Hochschule/Fachhochschulberechtigung + mindestens dreijähriges Studium

2. Niveau:
Hochschule/Fachhochschulberechtigung + Studium unter 3 Jahren

1. Niveau:
Berufsausbildung nach Sekundarstufe I = 10 Jahre (Mittlere Reife)

Alle Ausbildungsgänge, die unter 12 Jahren bleiben, werden auf EG-Ebene irrelevant. In Bayern hat man mit Hilfe eines einjährigen Vorpraktikums die Europatauglichkeit der Erzieher/innenausbildung erzielt, Hessen beginnt demnächst mit einem Schulversuch.

Inzwischen gibt es einen neuen Beruf im Sozialwesen, nämlich den "staatlich geprüften Sozialassistenten". Voraussetzung für die Ausbildung ist ein mittlerer Bildungsabschluß. Sie ist zweijährig und begann erstmalig nach den Sommerferien 1991 als Schulversuch mit dem Schwerpunkt Kinderpflege. Dieser Fachschulzugang erfüllt die Vorgaben der EG.

Ziel ist es, die Fachschule für Sozialpädagogik in der deutschen Bildungsstruktur neu einzuordnen. Sie soll als Fachakademie deutlich oberhalb der Berufsfachschule (BFS) und als unterstes Plateau im Bereich der Fachhochschulen eingeordnet werden, mit klar dreijähriger Studiendauer und 12-jähriger Pflichtschulzeit, mindestens aber dem mittleren EG-Niveau entsprechend mit 12

Pflichtschuljahren plus zweijährigem Studium.

Auch in anderen sozialpädagogischen Bereichen sollen für die Zukunft sinnvolle, europataugliche Konzepte angestrebt werden.

2. Darstellung des Arbeitsbereichs Krankenpflege

(Nach einem Referat von S. Agathe Scherber, Pflegedienstleitung)

Das Krankenhaus des Elisabethenstifts ist ein Krankenhaus der Regelversorgung. In seinen drei Kliniken, den teilstationären Kliniken der Psychiatrie und den Belegabteilungen hat es insgesamt 387 Betten bzw. Plätze. Auch hier ist der Pflegenotstand ein akutes Problem. Auf einen Pfleger kommen 3,18 Patienten. Während früher die Diakonissen eine "allzeitbereit"-Arbeitshaltung lebten, bevorzugt die heutige Freizeitgesellschaft die 5-Tage Woche. Diese wurde zum 1. April 1990 eingeführt mitsamt eines neuen Dienstplans. Der Personalbedarf erhöhte sich damit jedoch um etwa 5%, was auf Dauer nicht finanzierbar war, so daß seit dem 1. Dezember 1990 wieder der alte Dienstplan gilt. Die Unzufriedenheit des Personals wuchs durch das Scheitern der 5-Tage Woche, denn der Schicht- und Wochenenddienst und durchschnittlich mehr als 5 Arbeitstage pro Woche sind nicht gerade reizvoll.

Jährlich werden die Pflegesätze und das Krankenhausbudget zwischen dem Elisabethenstift und den Krankenkassen verhandelt. Diese Verhandlungen wurden zunehmend schwieriger und veranlaßten schließlich eine Wirtschaftlichkeitsprüfung. Die Krankenkassen nehmen eine Größenordnung von 23 Planbetten als wirtschaftlich effektiv an. Die Pflegegruppen im Elisabethenstift haben jedoch zwischen 12 und 18 Patienten und kommen nur in wenigen Fällen auf die oben genannte Größe. Der Druck der Kostenträger wuchs, wirtschaftliche Funktionsgrößen ein-

zurichten. Es werden jetzt Stationsgrößen mit 30-40 Betten eingerichtet, was mit großen Schwierigkeiten beim Personal verbunden ist. Das Zusammenwachsen der Teams ist noch im Werden begriffen.

Die Probleme eines kirchlichen Krankenhauses scheinen sich nicht großartig von denen eines staatlichen zu unterscheiden. Wo bleibt dann der Freiraum der kirchlichen Krankenhäuser? Am Anfang der Krankenhausarbeit des Elisabethenstifts wurden 75% aus Spenden finanziert, heute sind es kaum 1%. Von der Stadt gibt es keine Gelder, das Diakonische Werk gewährt immerhin zinslose bzw. zinsarme Darlehen. Trotz der Finanzproblematik möchte man Fortbildungsmöglichkeiten, die 5-Tage Woche und eine attraktive Personalgestaltung ermöglichen. Übernimmt sich die Kirche bzw. die Diakonie nicht mit dem Subsidiaritätsprinzip? Sollte die Kirche den Aufgabenbereich der Gesundheitspflege wieder in die staatliche Hand zurückgeben? Worin unterscheidet sich denn ein kirchliches Krankenhaus von einem staatlichen?

Im Zusammenhang mit der letzten Frage kamen wir auf das Personal zu sprechen. Unter den Mitarbeiter/innen gibt es nur noch wenige, die bewußt in einem kirchlichen Haus arbeiten. Kirchliche Traditionen wie z.B. die Weihnachtsfeiern sind "out".

Die Beziehung zum Diakonischen Werk liegt vornehmlich in der Vergabe von Empfehlungen. Das Stift ist sein eigener Träger.

Trotz des bekannten Pflegenotstands überlegen sich die Krankenkassen, die Beiträge zu senken. Solch ein Tatbestand läßt am guten Willen zweifeln, der problematischen Situation in den Krankenhäusern abzuhelpfen. Solange Wirtschaftlichkeitsprüfungen zur Einhaltung des längst überholten Stellschlüssels zwingen, wird es schwer sein, überhaupt noch Pflegepersonalnachwuchs zu gewinnen.

Karl Friedrich Bretz / Ursula Gieseke

Der Umgang mit unheilbar kranken Menschen als Anfrage an unser theologisches, medizinisches und pflegerisches Menschenbild

1. Referat von Herrn Pfarrer Himmereich:

I. Palliative Kranke (d.h. schwerstkranke Patienten, die nur noch mit schmerzlindernden Mitteln behandelt werden) erfahren in einem Krankenhaus die schlechteste Behandlung, so übereinstimmend auch eine Studie, die vom Krebsforschungszentrum Heidelberg (Schmähl) erstellt wurde:

- Es bleibt zu wenig Zeit, mit ihnen über ihre Krankheit zu sprechen.
- Es bleibt zu wenig Zeit für eine Betreuung; auch Angehörige sind oft überfordert, haben eine Scheu oder ein falsches Pietätsdenken, offen mit den Kranken zu sprechen.
- Es gibt Klagen über die Schmerztherapie selbst.
- Die Ängste, Zweifel und Schwierigkeiten der Kranken sind schwer zu thematisieren.
- Dazu kommt ein Gefälle von stationären zu ambulanten Patienten, bei letzteren ist eine Schmerztherapie noch schwieriger.

Die Gründe liegen im Selbstverständnis eines leistungsorientierten, hochtechnisierten Krankenhauses: Palliative Patienten demonstrieren "Macht durch Ohnmacht" (der Medizin), passen nicht in das Schema einer erfolgsorientierten Krankenpflege, da sie die Grenzen der Machbarkeit aufzeigen. Für Seelsorger ergeben sich daraus Schwierigkeiten! Auch die Strukturen eines Krankenhauses (Therapie, Zeitplan, Hierarchie) laufen Bedürfnissen palliativ Kranker entgegen.

In einer Sterbeklinik, wo es eine organische Zusammenarbeit zwischen Helfern, Personal u.a. gibt, wären sie besser aufgehoben.

II. Es gibt kein theologisches Menschenbild, nur ein Menschenbild der Christen. Dies orientiert sich allerdings an biblischen Korrelaten, an der biblischen Botschaft. Das Elisabethenstift beispielsweise wurde vor 133 Jahren gegründet aus der Motivation heraus,

armen Hilfsbedürftigen zu helfen, die sich keinen Arzt leisten konnten. Die Krankenzimmer wurden darum um eine Kapelle gebaut. Die Pflege sollte eine ganzheitliche Verbindung zwischen Leib und Seele widerspiegeln.

Die naturwissenschaftliche Medizin prägte auch ein Menschenbild mit ihrer Trennung von Leiblichem und Seelischem und einer Überbetonung des Leiblichen. Wechselwirkungen wurden zu wenig berücksichtigt. V.a. bei jüngeren Medizinerinnen findet heute aber ein Umdenken statt.

Das Interesse der Christen ist es, den Schwachen, d.h. hier den unheilbar Kranken, beizustehen. (Erinnert sei hier an die Arbeiten Ullrich Bachs.)

III. Zu Personalstrukturen: Unheilbar Kranke sind zwischen verschiedenen Berufsgruppen "aufgeteilt", zwischen Ärzten (Medizin), Pflegern (Pflege), Pfarrern (Tiefendimension) und ggf. Sozialarbeitern (Rehabilitation). Probleme bestehen in Beziehung auf ein integriertes Arbeiten und die Entwicklung eines Betreuungskonzeptes für Patient und Familie, was jetzt schon in Sterbehospizen möglich ist.

IV. Zur Tiefen- und Sinndimension des Krankbildes beim unheilbar Kranken (H. weist auf die »Phasen des Sterbens« nach Elisabeth Kuebler-Ross hin): Eine schwere Krankheit lässt Menschen über Sinn und Tiefe des Lebens nachdenken. (Schuldfrage: »Ich habe doch niemandem etwas getan!«; Theodizee-Frage: »Warum lässt Gott das zu?«) Im Krankenhaus hat der Kranke plötzlich Zeit, um sich solche Fragen zu stellen, oft fehlen aber Gesprächspartner. (Auch Gesten wie ein Händedruck können allerdings schon wichtig sein.)

Die Art und Weise der Aufklärung des Kranken (und seiner Familie) entscheidet über die Qualität der Betreuung; nach Behandlungs-

vertrag darf nur der Arzt diese Aufklärung vornehmen. Fehlinformationen erhöhen die Schwierigkeiten für andere Beteiligte. (Patienten sollten auch selbst den Mut haben zu fragen!) Die Art der Aufklärung muß sich auch nach der folgenden Betreuung richten, d.h. danach, wie intensiv der Kranke begleitet werden kann. Arzt, Schwestern und Pfarrer müssen den gleichen Informationsstand wie der Kranke haben. Die Begleitung der Angehörigen ist ebenfalls wichtig, dazu sollte auch der Gemeindepfarrer herangezogen werden.

Der Kranke sollte nach seiner »story«, nach Lebensgeschichte und -geschichten gefragt werden. Die Lebensgeschichte ist wichtig, der Patient sollte aber auch lernen, über sich und seine Krankheit zu sprechen. Man sollte "Folien" anbieten, wie die Krankheit eingeordnet und verarbeitet werden kann. Hier kann die biblische Geschichte eingebracht werden.

2. Diskussionsrunde zum Thema

Gäste: Pfarrer Himmelreich (Krankenhausseelsorger), Dr. Gängnagel (Internist im Krankenhaus), Schwester Petra

Gesprächsleitung: Ursula Gieseke

Gieseke: Begrüßung der Gäste und kurze Einführung in den Ablauf des Nachmittags. Einführung in das Thema:

Unser Umgang miteinander ist von Bildern und Phantasien, die wir übereinander und voneinander haben, und von subjektiven Meinungen und Wahrnehmungen bestimmt. Gleichzeitig wird die Art unserer Begegnung auch von allgemeinen (z.B. gesellschaftlichen und sozialen) Normen geprägt. Und schließlich gibt es auch eine Art Berufsperspektive, die, wenn auch manchmal nur unbewußt, unsere Beziehungen prägt. Ich selbst habe einige Zeit als Schwesternhelferin im Krankenhaus gearbeitet und mich dabei für die medizinische Seite der Arbeit besonders interessiert. Erst kürzlich fiel mir auf, daß ich, seit ich in der Funktion einer Pfarrerin ein Krankenzimmer betreue, die medizinischen Fragen kaum mehr wahrnehme.

Was sind Leitbilder für unseren Umgang mit schwerkranken Menschen? Inwieweit lassen sie Raum für das, was der Patient uns als Dimensionen seines Lebens entgegenbringt.

- Ich meine, der Umgang mit Schwerstkranken ist gewissermaßen der Ernstfall für die Menschenbilder derer, die mit verschiedenen Blickrichtungen am Krankenbett in der Pflege zusammentreffen.

Dr. Gängnagel: Bezüglich des Umgangs mit Schwerstkranken und speziell der Frage, wieviel diese über ihre Krankheit wissen sollten, besteht auch unter Ärzten keine einheitliche Sicht. Eine fehlende Aufklärung über die Schwere der Krankheit verhindert jedoch, daß sich Menschen - besonders auch junge - in angemessener Art und Weise auf ihren Tod vorbereiten können. Die behandelnden Ärzte verschanzen sich oft hinter Therapiekonzepten und für den Laien unverständlichen Fachausdrücken. Es fehlt die Aufklärung. Ein Internist sollte daher seinen Patienten die umfassendste Begleitung bieten und sich nicht mit den Angehörigen gegen den Patienten verbünden. Eine gute Sterbegleitung ist wichtig, obwohl sie gerade in den Krankenhäusern immer mehr an Bedeutung verliert.

Schwester Petra: Zu Beginn der Berufstätigkeit stellt der Umgang mit Schwerstkranken für die Schwestern einen schweren Schock dar, später baut man sich eine Art Schutzschild gegenüber den Patienten auf, wenn auch die innere Hilflosigkeit bleibt. Schwestern müssen ihn Tag für Tag begleiten und ihm häufig auch durch die Pflege zusätzliche Schmerzen zufügen. Viele Angehörige wenden sich zuerst an die Schwester (wie geht es dem Patienten?), die dann oft in eine Zwischenstellung zwischen Arzt und Angehörigen gerät. Nicht wenige Patienten erhalten nur selten Besuch und sind viel allein.

Die Schwestern wünschen sich eine Zusammenarbeit mit Ärzten, die unterstützend und konstruktiv ist. Der Seelsorger sollte nicht nur für die Kranken, sondern auch für die Angehörigen und Schwestern dasein.

Diskussion:

- Die Seelsorger im Krankenhaus sollten auch als Gesprächspartner für die Schwestern zur Verfügung stehen (Zuhören!). Zusätzlich sollte in der Ausbildung von Ärzten und Schwestern mehr Wert auf Gesprächsführung gelegt werden bzw. auf berufsbegleitende Supervision. Darin kann auch Anerkennung für ihren Einsatz und ihr

Bemühen für den Patienten zum Ausdruck kommen.

- Die Problematik der Betreuung von Schwerstkranken wird in unserer Gesellschaft auf die Professionellen abgewälzt.
- Deutsche Krankenhäuser zeichnen sich vor allem durch Sterilität und dem Bestreben nach juristischer Absicherung aus.
- Juristisch gesehen fallen Entscheidungen, die sich auf die Behandlung von Schwerst-

kranken beziehen, nicht selten in eine Grauzone. Zur Absicherung ist es wichtig, sie im Kollektiv zu fällen. Im Vergleich zu anderen europäischen Pflegemodellen rangiert Deutschland in Bezug auf die finanziellen Mittel, die dafür eingesetzt werden, an unterer Stelle. Auffallend ist auch ein Nord-Süd-Gefälle im Bereich der ambulanten Pflege und von Hospizen.

II. Exkursion nach Davos und Oberjoch

Gerhard K. Schäfer

Exkursion nach Davos-Wolfgang und Oberjoch/Allgäu

22. - 25.1.1992

Was heißt "ganzheitliche" Hilfe? Diese elementare und an Implikationen reiche Frage bildete das Leitmotiv der Exkursion zur Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang und zur Kurklinik Santa Maria in Oberjoch / Allgäu. Der Schwerpunkt beider Kliniken liegt bei der Behandlung von Menschen, die an Asthma bronchiale bzw. an Atemwegserkrankungen leiden, mithin an Krankheiten, die sich in den letzten Jahren in signifikanter Weise ausgebreitet haben. Die Klinik Santa Maria ist eine Kur- und Rehabilitationsklinik für Kinder und Jugendliche; die Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang verfügt u.a. über ein medizinisch-sozialpädagogisches Behandlungszentrum für Kinder und Jugendliche. Unser Interesse richtete sich vor allem darauf, die auf die spezifische Situation von Kindern und Jugendliche zugeschnittenen Konzeptionen und Behandlungsansätze der beiden Kliniken kennenzulernen. Bei allen Verschiedenheiten verfolgen beide Kliniken einen "ganzheitlichen", interdisziplinären bzw. "polypragmatischen" Ansatz, der die Wahrnehmung medizinisch-physiologischer, psychosozialer und

gesundheitserzieherischer Aspekte einbezieht. Wir konnten Einblicke in den Klinikalltag gewinnen und in zahlreichen Gesprächen mit Vertreterinnen und Vertretern der einzelnen Berufsgruppen die Bemühungen um die Realisierung des "ganzheitlichen" Konzeptes, aber auch die damit gegebenen Schwierigkeiten kennenlernen. Dabei führten Leitkategorien wie "Krankheitsmanagement" oder "Ganzheitlichkeit" immer wieder auf Grundfragen zurück, die den verantwortlichen Umgang mit Krankheit und das Verständnis von Gesundheit als Kraft des Menschen, mit Krankheit und Störungen zu leben, betreffen.

Herrn Prof. Dr. Albrecht Müller-Schöll verdanken wir das Zustandekommen der Exkursion. Herr Dr. Schmilz hat unseren Besuch in der Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang vorbereitet und begleitet. Herr Dr. Gulyas und Herr Schmid haben den Besuch der Klinik Santa Maria organisiert. Den Genannten und vielen anderen gilt unser herzlicher Dank.

Marc Blessing

Zur Entstehungsgeschichte der Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang

Die Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang (1600m ü.M.) wurde von dem reichen Hamburger H. Burchard im Jahr 1897 ins Leben gerufen. Dieser sah die Not Tbc-kranker Deutscher als unhaltbaren Zustand an und machte es sich nach einem Erholungsurlaub in Davos zur Aufgabe, Abhilfe zu schaffen. Zunächst wurde ein "Comite für die Gründung der Deutschen Heilstätte in Davos" geschaffen und schon am 22. Oktober des Jahres 1899 konnte die feierliche Grundsteinlegung erfolgen.

Ziel dieser Einrichtung war es, vor allem sozial schwachen Familien, die von einer Atemwegserkrankung (damals häufig Tbc) betroffen waren, die Möglichkeit zu bieten, sich in "gesunder" Hochgebirgsluft vom Elend dieser Krankheit, die damals nicht behandelt werden konnte, zu erholen.

Bis 1964 entwickelte sich die Deutsche Heilstätte zu einer zunächst 80, später 200 Betten umfassenden Einrichtung. Von Anfang an versuchte man, den Patienten mit modernen Behandlungsformen den Umgang mit ihren Leiden so erträglich wie möglich zu machen. Dazu gehörten Dinge wie Arbeitstherapie, auf die Krankheit abgestimmte Sportprogramme, die Beschäftigung mit der Nachbehandlung, die Sorge um die Wiedereingewöhnung zu Hause, Hilfe zum eigenverantwortlichen Umgang mit der Krankheit, etc. Zu einem umfassenden Behandlungskonzept gehörig befand man auch die Seelsorge als notwendiges Angebot für die oft um ihr Leben bangenden Patienten. Mit in den Dienst aufgenommen wurde die Hilfe von Diakonissen, zunächst aus Bethel, später aus Witten, heute aus Augsburg, die vor allem pflegerische Aufgaben übernahmen, zugleich aber auch das geistige Leben bereicherten.

Nach dem Krieg wurde aus dem Verein eine Stiftung mit Hauptsitz in der Schweiz.

Im Jahr 1964 löste die abnehmende Zahl der Tbc-Kranken eine Diskussion über neue Zielrichtungen der Heilstätte aus. Es wurde be-

schlossen, im Westflügel des Hauses eine Asthma- und Allergieabteilung einzurichten und so den Schwerpunkt der Behandlung auf unspezifische Atemwegserkrankungen zu legen. Das frühere Tbc-Sanatorium wurde zu einer Fach- und Rehabilitationsklinik für alle Atemwegserkrankungen umgewandelt. Auch der Name wurde geändert. Er lautet bis heute: Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang.

In den 70er Jahren stieg die Zahl der Asthmakranken stetig, besonders der Anteil der Kinder und Kleinkinder nahm stark zu. Deshalb entstand ab 1975 ein Behandlungszentrum für asthmakranke Kinder und Jugendliche und eine eigene Kinderabteilung wurde eingerichtet. 1981 wurde eine Kinderklinik eröffnet, die sich eine umfassende ("ganzheitliche") Behandlung der Kinder zur Aufgabe setzte. Neben der medizinischen Behandlung treten jetzt zunehmend sozialpädagogische und familientherapeutische Aspekte in den Vordergrund. Die Fürsorge dehnt sich auf das soziale Umfeld der kleinen Patienten aus. Gemeinsam mit Eltern, Geschwistern und Lehrern werden Krankheitsbild und Verhaltensregeln für den Umgang mit der Krankheit besprochen. Die Krankheitsbewältigung (sog. "Krankheitsmanagement") wird mit Hilfe von Trainingskursen in das Verantwortungsbewußtsein nicht nur der Patienten, sondern auch in das ihres Umfeldes gestellt, so daß eine Rückkehr nach Hause wesentlich erleichtert wird.

Inzwischen hat sich die Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang auf 330 Betten ausgedehnt. 1986 wird eine Mutter-Kind-Station eingerichtet, die es Familien erlaubt, das betroffene Kind beim Aufenthalt, der sich häufig über 6 Wochen erstreckt, zu begleiten und die notwendigen Therapien kennenzulernen.

Ein Problem dieser langen Aufenthalte ist das Versäumen von Schulunterricht zu Hause, was Eltern und Kinder besonders hart trifft, weil durch ein Fernbleiben von der Schule nicht nur mangelndes Wissen den weiteren Schulgang erschwert, sondern auch das so-

ziale Verhalten (Integration, Freundschaftsbildung etc.) nur schwer eingeübt werden kann. Es war deshalb ein großer Gewinn, als im Oktober 1989 eine eigene Klinikschule (mit 4 Lehrerinnen) eröffnet werden konnte.

Diese Erweiterung des Angebotes ergänzt den Gedanken einer umgreifenden Behandlung für solche Menschen, die heute mit einer schweren Krankheit befähigt werden, dennoch ein würdiges Leben zu führen.

Ulrike Lunkenheimer

Asthma - einige grundlegende Informationen

Die Auseinandersetzung mit der Erkrankung Asthma ist aus vielen Gründen für uns alle wichtig. Asthma gehört zu der Gruppe der chronischen Krankheiten, die gerade in den westlichen Industrieländern eine immer größere Rolle spielen.

Ungefähr sieben Prozent der Bevölkerung sind irgendwann einmal davon betroffen, gerade Kinder gehören immer häufiger dazu. Deshalb wird praktisch jeder einmal damit konfrontiert werden, sei es in der eigenen Familie, im Freundeskreis, in Gruppen und bei Veranstaltungen, oder eventuell eines Tages selbst daran erkranken. Gerade Asthma aber macht deutlich, wie wichtig es ist, sich mit Krankheit auseinanderzusetzen, nicht zu verdrängen, sondern Bewältigungsstrategien zu finden, die ein gutes Weiterleben, ein neues Lebenskonzept ermöglichen.

Ich möchte etwas Hintergrundmaterial zu dieser Erkrankung liefern, damit das Verständnis dafür leichter fällt.

Einfach gesagt, bedeutet Asthma eine Überempfindlichkeit der Atemwege. Diese verengen sich, schwellen an und verhindern damit das Ein- und Ausströmen von Luft in der Lunge. Wir atmen selbstverständlich und unbewußt ungefähr 12mal in der Minute ein und aus, täglich strömen durch unsere Lunge etwa 12000 Liter Luft.

Durch die Verkrampfung der Atemwege beim Asthmatiker, zu der auch noch eine Schwellung der Schleimhäute und eine erhöhte Schleimproduktion in der Lunge kommen, wird jeder Atemzug zum Kampf. Patienten beschreiben das manchmal so, daß sie wie durch einen Strohhalm atmen. Wenn man das einmal selbst ausprobiert, bemerkt man

schnell ein aufkommendes Panikgefühl, man ringt nach Luft, braucht enorm viel Kraft; Angst um das Leben tritt hinzu.

Diese Situation tritt bei einem Asthmatiker anfallsweise auf, manchmal ganz überraschend, und hat Auswirkungen auf alle Bereiche seines Lebens. Meistens ist dieses akute Ereignis reversibel, aber die Angst vor einem neuen Anfall, dieses Unplanbare, schränkt den Patienten in seiner freien Lebensgestaltung ein.

Die Ursachen für diese überschießende Reaktion des Körpers können erblich veranlagt sein, es braucht aber auslösende Faktoren, die die Erkrankung zum Durchbruch bringen. Dazu gehören immer mehr Allergene aus unserer Umwelt. Allergene sind körperfremde Stoffe, auf die der Körper überschießend mit seinem Immunsystem reagiert. Er kann nicht mehr zwischen harmlosen und gefährlichen Fremdstoffen unterscheiden und bildet übermäßig viele Antikörper, die die oben beschriebene Verengung und Schwellung der Atemwege herbeiführen. Solche Allergene sind zum Beispiel Pollen, Hausstaubmilben, Tierhaare oder Federn, Schimmelpilze, Nahrungsmittel oder Insektenstiche. Auch Umweltfaktoren wie Tabakrauch, Smog, Wetter- und Temperaturwechsel können Asthma hervorrufen. Eine andere Auslösungsmöglichkeit sind Infekte der oberen Luftwege oder auch Masern, Keuchhusten, Bronchitis.

Weitere Faktoren können auch seelische Ursachen, Medikamente und bestimmte Stoffe am Arbeitsplatz oder aber auch körperliche Anstrengung, psychische Belastungen, extreme Gefühle und große Ereignisse sein. Oft summieren sich diese Faktoren. Wichtig dabei ist mir, zu betonen, daß die Ursache or-

ganischen Ursprungs ist und keine psychische Erkrankung. Daß sie natürlich große Auswirkungen auf die Psyche des Menschen hat, ist verständlich bei der Angst vor dem neuen Anfall, vor dem Ringen nach lebensnotwendiger Luft. Man muß sich einschränken, allergieauslösenden Faktoren aus dem Weg gehen, und gerade Kinder sind oft isoliert, weil viele Mitmenschen dieser Erkrankung hilflos und unwissend gegenüberstehen. Die Patienten können verschieden damit umgehen, viele reagieren mit Depressionen und versuchen, die Erkrankung zu verdrängen. Kinder nehmen manchmal die Erkrankung zum Anlaß, Vorteile daraus zu ziehen, sei es, daß sie nicht in die Schule gehen, weil sie dort sowieso durch viele Fehltag Schwierigkeiten haben, oder sei es, daß bei einem Streit der Eltern ein Asthmaanfall diesen unterbrechen kann. Auch Medikamente zur Asthmatherapie können psychische Veränderungen wie Nervosität, Stimmungstiefs und Schlafstörungen verursachen. Sie haben oft auch Auswirkungen auf Aussehen (z. B. das sog. Vollmondgesicht bei Cortison), Wachstum und Knochenbau. Aus all diesen Punkten heraus muß eine effektive Therapie aus folgenden Punkten bestehen:

Der medizinische Schwerpunkt liegt auf einer genauen Diagnose mit vielen speziellen Untersuchungsmethoden. Die Therapie besteht aus guter, möglichst minimaler Medikamentendosierung und zwar auch vorbeugend, was wohl am schwersten einsichtig für den Patienten ist. Durch eine sogenannte Hypo-sensibilisierung kann man eventuell die überschießende Reaktion des Körpers auf bestimmte Allergene abschwächen.

Ein weiterer Punkt ist die physikalische Therapie, zu der der Patient so motivierend angeleitet werden sollte, das er diese zu Hause fortführt. Sie besteht aus Krankengymnastik und Atemtherapie, aus Inhalationen, Wasseranwendungen und körperlichem Training.

Karin Helbig

Psychosoziale Folgen des Asthma bronchiale

Asthma bronchiale gehört zu den chronischen Atemwegserkrankungen. Mit einem

Sehr wichtig ist der psychosoziale Aspekt. Der Patient soll Selbstbewußtsein bekommen, seinen Horizont über die Erkrankung hinaus erweitern, positive Bewältigungsstrategien entwickeln. Wichtige Ansätze sind hier die Einzel-, Gruppen- und Familiengespräche, autogenes Training, Berufsberatung und Hilfen, um die Erkrankung nicht zu verdrängen, sondern neue Interessen und Fähigkeiten zu entwickeln.

Zu alle dem hinzu kommt noch der gesundheitserzieherische Aspekt. Der Patient muß sich im Grunde der beste Arzt selbst sein. Er muß genau wissen, was in seinem Körper vorgeht, wie Medikamente wirken, welche Allergene er wie meiden kann.

Die Behandlung in Zentren wie Davos und Oberjoch bietet Möglichkeiten an, neue Bewältigungsstrategien zu erarbeiten durch optimale Diagnostik, gute, für den Patienten nachvollziehbare Medikamententherapie und genaue Aufklärung. Die Allergene von zu Hause sind reduziert, der Patient hat einmal Abstand und damit bessere Möglichkeiten der Selbstreflektion, und er kann neue Fähigkeiten und Interessen in sich wecken.

Er ist nicht mehr alleine, sondern hat Menschen um sich herum mit ähnlichen Problemen. Dabei ist es aber sehr wichtig, das Ziel des besseren Zurechtkommens zu Hause nicht zu vergessen. Ein Patient kann in dieser Erkrankung 'versacken', frustriert und verbittert im Leben keinen Sinn mehr sehen. Er kann aber auch die Krankheit als Herausforderung annehmen, sich zu ändern, positive Dinge zu finden und die Krankheit in den Griff zu bekommen. Es ist keine heilbare Erkrankung, aber durch das Ineinanderwirken aller therapeutischen Möglichkeiten ist die Chance groß, ein beschwerdefreies und erfülltes Leben zu haben.

solchen Leiden, das in schweren Fällen zu einer Behinderung von 100% führen kann,

geht man nicht um wie mit einem grippalen Infekt. Man kuriert es nicht "eben" aus. Mit Asthma muß man leben lernen, oft wird die Krankheit zum ständigen Begleiter und schränkt ein normales Leben erheblich ein, kann es sogar unerträglich beeinträchtigen. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß Asthma wie jede chronische Krankheit zu krankheitsabhängigen psychischen Veränderungen führt. Was die psychosozialen Folgen sind, läßt sich besonders an den Auswirkungen auf den Lebensablauf eines Kindes verdeutlichen. Auch als Erwachsene leiden Asthmatiker an psychischen Sekundärveränderungen. Bei erkrankten Kindern und Jugendlichen sind die Auswirkungen jedoch oft gravierender: entwicklungsstörend oder sogar -hemmend, weshalb ich mich in meinen Ausführungen auf die Beschreibung der Verhaltensauffälligkeiten, bedingt durch Asthma bronchiale, bei Kindern beschränken werde.

Besonders deutlich für die Umgebung eines asthmatischen Kindes ist seine seelische Veränderung. Ein fröhliches Kind wird häufig z.B. unausgeglichen, gereizt, unruhig und unzufrieden. Angst löst kindliche Unbeschwertheit ab. Lebensbedrohende Erstikungsanfälle und medizinische Behandlungen sind Auslöser dieser Furcht. Ein banges "Lauern" auf körperliche Symptome, die Angst, allein gelassen zu werden, die daraus resultierende Fehleinschätzung und das Mißverstandenwerden durch andere stärken nicht gerade das Selbstbewußtsein des Erkrankten, sondern treiben ins Abseits und machen im sozialen Verhalten unsicher.

Besonderer Belastung ist zudem die Familie eines asthmakranken Kindes ausgesetzt. Seine verstärkte Schutzbedürftigkeit, die Sorge vor dem nächsten Anfall, das ängstliche Abschirmen und Bewahrenwollen vor der Umwelt, die daraus folgende sehr enge Beziehung zur Mutter kann zu einer Überbehütung ("overprotection") des Kindes führen, die es unterfordert und zusätzlich unselbstständig macht, weil sie ihm einen unnatürlichen Sonderstatus verleiht. Wer vor körperlichen Belastungen ständig geschützt wird, verliert schnell die Lust, sich überhaupt spielerisch zu betätigen, was den Kontakt zu Gleichaltrigen erheblich erschwert. Die vor-

nehmliche Hinwendung zu Erwachsenen ist ein zusätzliches Zeichen unkindgemäßen Verhaltens. Die Suche nach Anerkennung und Lob für erbrachte Leistungen ist mühsam und erleichtert das Verhältnis zu Altersgenossen nicht gerade. Die erhebliche Rücksichtnahme der Familie zugunsten des erkrankten Kindes, die oft verzweifelte Ratlosigkeit und permanente Suche nach wirksamerer Hilfe prägen das Familienleben.

Die Schule kann dem Asthmatiker zusätzlich das Gefühl diskriminiert zu werden verleihen. Eine verspätete Schulreife, verständnislose Reaktionen der Mitschüler und Lehrer, die über den Zustand des Kindes nicht genügend informiert wurden, grundsätzliche Befreiung vom Schulsport, Unkonzentriertheit und Müdigkeit, Nervosität und Schwäche nach nächtlichen Asthmaanfällen verstärken den Druck auf das Kind, den Anforderungen zu entsprechen. Besonderer Ehrgeiz und das Streben nach guten Schulnoten ist der Versuch zu kompensieren, was auf anderen Gebieten nicht erreicht werden kann. Jedoch ist ein häufiges Fehlen in der Schule nicht vermeidbar, wenn der Gesundheitszustand sich akut verschlechtert, so daß eine Versetzung gefährdet sein kann oder sogar ein Schulartwechsel vorgenommen werden muß.

Das zurückgezogene, empfindsame Einzelgängertum von Asthmatikern wird noch zusätzlich begünstigt durch körperliche Auffälligkeiten, verursacht von Nebenwirkungen langfristiger einzunehmender Medikamente, wie Corticoid-Behandlungen, die den Körper häufig deformieren, das Wachstum verzögern und die Entwicklung zu einer eigenständigen Persönlichkeit erheblich erschweren.

Unsere Fahrt in die Asthma- und Allergiekliniken nach Davos und Oberjoch ist deshalb besonders lehrreich für mich gewesen: Um die gestörten sozialen Beziehungen der von Asthma bronchiale betroffenen Kinder wirksam zu verbessern, ist die Zusammenarbeit von Eltern, Fachärzten, Sozial Pädagogen und Lehrern von größter Wichtigkeit. "Ganzheitliche" Hilfe ist nur möglich, wenn alle Spezialisten kooperieren, um den Betroffenen mehr Selbstvertrauen im Umgang mit Asthma zu vermitteln.

Jörg Schönemann

Zauberberg-Pädagogik

Hans Castorp, der Held in Thomas Manns 'Zauberberg', gerät durch einen kurzen Besuch in einem Davoser Sanatorium vollkommen in den Bann dieses Ortes mit seiner eigenartigen Atmosphäre. Aus dem vorgesehenen Aufenthalt von 3 Wochen werden ganze sieben Jahre; Castorp findet Gefallen an den Regeln des Kurbetriebes, an den Liegekuren und den vorgeschriebenen Spaziergängen, den Kurkonzerten, psychoanalytischen Vorträgen und den fünf üppigen Mahlzeiten am Tage, und er verliert bei denen 'da oben' mehr und mehr und schließlich ganz den Kontakt zum Flachland, zu den Niederungen des 'normalen' Lebens unter den Bedingungen des Alltags.

Tatsächlich hat kaum einer der Referenten in den Tagen unseres Besuches in der Hochgebirgsklinik in Davos-Wolfgang darauf verzichtet, den 'Zauberberg' zu erwähnen. Oftmals klang dabei ein Bedauern an, daß der Roman das Eigentliche der örtlichen Verhältnisse doch nicht recht getroffen habe.

Oberstes Ziel einer jeden Therapie in der Asthma- und Allergieklinik ist nämlich die Wiedereingliederung des Patienten in seine normale Lebenswelt zu Hause, auf die er hier unter den besonders günstigen Bedingungen des Hochgebirgsklimas und unter sinnvoll abgestimmter therapeutischer Zuwendung Schritt für Schritt vorbereitet wird. Aus dem Rehabilitationskonzept der Davoser Einrichtung ist deshalb das Element des Schulunterrichtes nicht wegzudenken. Ergänzend zu den Leistungen medizinischer, psychologischer wie sozialpädagogischer Betreuung obliegt seit Herbst 1989 zwei weiblichen sowie zwei männlichen Lehrkräften die Betreuung der etwa 50 Kinder in der klinikeigenen Mini-Sonderschule. Eine Sonderschule ist sie auch insofern, als sie auf Schweizer Territorium unter der Trägerschaft deutscher Kultusbehörden steht.

Für die Eingliederung der Asthmapatienten, erklärte uns Schulleiter Klaus Buck, spiele die Schule eine erhebliche Rolle: Den Kindern sei eine Hochgebirgstherapie nun auch außerhalb der Ferienzeit möglich, entfalle

doch jetzt der Vorbehalt besorgter Eltern, die für ihre Kinder ein Versäumnis von Unterrichtsstoff während des Kuraufenthaltes befürchten. Ganz wichtig sei, daß die asthmapatienten Kinder hier in Davos innerhalb einer Gemeinschaft von Gleichbetroffenen unterrichtet würden, könne doch so ein annähernd 'normales' Schulklima geschaffen werden, das frei ist von Diskriminierung durch Mitschüler und Überbehütung durch Lehrer oder Eltern, in dem eben eine Vermeidung sozialer Krankheitsschäden wirkungsvoll möglich sei.

Hilfreich bei der Umsetzung des pädagogischen Konzeptes ist eine - für den ganzen Bereich der Kinderklinik geltende Einteilung - der jungen Kurteilnehmer in altersspezifische Gruppen. Da gibt es die Großen zwischen 13 und 16 Jahren (in den Klassen 7-10), die "Maxis" genannt, die mittlere Gruppe der "Mixis" im Alter von 10 bis 12 Jahren (in den Klassen 4-6) und schließlich die Jüngsten, die "Tiger"; bemerkenswert, daß Jugendliche über 16 Jahren in der 'Erwachsenen'-Klinik mitversorgt werden. Daß die Zusammenfassung nach Altersgruppen, in deren überschaubarem Raum die jungen Asthmapatienten Geborgenheit und Möglichkeiten der persönlichen Entfaltung finden können, tatsächlich zu einem ausgeprägten Gemeinschaftsbewußtsein führt, davon zeugte ein Verbotsschild an der Tür des Maxi-Tagesraumes: "Eintritt für Tiger und Mixis verboten!".

Phantasievolle kleine Kunstwerke schmücken die Wände in den kleinen, freundlich eingerichteten Klassenzimmern, in denen jeweils eine der drei Gruppen 8 bis 10 Stunden in der Woche unterrichtet wird. Das geschieht nicht frontal, sondern nach dem "Biene-Maja-Prinzip": Der Lehrer oder die Lehrerin kommt an den Platz des einzelnen Schülers und hilft diesem bei der Bewältigung seines Lernpensums, das zuvor mit dem Klassenlehrer des Betroffenen individuell abgestimmt wurde. Indem die Pädagogen in therapeutischer wie schulischer Hinsicht ganz individuell auf die persönlichen Bedürfnisse der asthmapatienten Mädchen

und Jungen eingehen, findet das - in allen Bereichen der Klinik gern zitierte - therapeutische Proprium der 'Ganzheitlichkeit', das eben die ganze Person des Patienten in den Blick bekommen will, seinen besten Ausdruck.

In der Davoser Klinikkonzeption, in der der schulische Aspekt seinen festen Platz hat, ist

Gaby Spier

Die Familientherapie als 'ganzheitlicher Ansatz'

Nachdem ein reichhaltiges Frühstück in der Unterkunft des Blauen Kreuzes uns eine gute Grundlage für das genauso reichhaltige Programm dieses 23. Januar 1992 geschaffen hatte, machten wir uns voller Elan an diesem schneeweiß strahlenden Donnerstagmorgen in den Vortragsraum der Hochgebirgsklinik Davos auf.

Von den nun folgenden Vorträgen an diesem Tag hat mich am meisten der Vortrag von Dozent Gerhard Frühauf, der Mitarbeiter der Diakonischen Akademie in Stuttgart ist, beeindruckt und zum Nachdenken angeregt. Das Thema des Vertrages betraf den Einsatz der Familientherapie bei asthmakranken Kindern. Interessant hierbei fand ich, daß an diesem Morgen der viel zitierte Begriff der Ganzheitlichkeit hier nicht nur als ein Zusammenarbeiten von allem Fachpersonal in der Klinik verstanden wurde, sondern darüber hinaus als ein Sich-weiter-beschäftigen mit dem Patienten in dem sozialen Feld seiner Familie. Hier wird Krankheit nicht losgelöst von dem Umfeld gesehen, in dem sich der Patient befindet, sondern zum Teil auch als Ursache für seine Krankheit verstanden.

Diesem Ansatz liegt die Überlegung zugrunde, daß Asthma einerseits genetisch bedingt ist, andererseits es trotz genetischer Veranlagung nicht zum Ausbruch kommen muß, sondern psychosomatische Ursachen haben kann, z.B. kommt Asthma bei Anspannung oder Streß zum Ausbruch. Ferner läßt sich oft das Phänomen beobachten, daß es Patienten während des Klinikaufenthaltes blendend geht, bei der Rückkehr in ihre alte Umgebung aber die Leiden wieder einsetzen.

die Wiedereingliederung des Patienten in die Normalität des Alltags oberstes Ziel. Und bei einer durchschnittlichen Therapiedauer von 34 Tagen ist es in der Tat unmöglich, - so wie Hans Castorp - in den Bann des Zauberberges zu geraten.

Die Familie ist somit ein recht naheliegendes Feld für die Therapie nach dem Klinikaufenthalt.

Bei Untersuchungen von verschiedenen Familien mit asthmakranken Kindern stellten sich drei Merkmale heraus:

- übernatürliche Zuwendung der Mutter (overprotection);
- Isolation des Vaters;
- Unfähigkeit, Gefühle auszudrücken.

Außerdem waren es "starre" Familienstrukturen, die das Einstellen des Gleichgewichtes (= Homöostase) innerhalb der Familie aufgrund von Veränderungen nicht zuließen. Es wird daher versucht, das Gleichgewicht durch eine Problemschaffung zu gewinnen, d.h., daß Asthmaanfälle provoziert werden, um der Familie eine gemeinsame Aufgabe der Fürsorge und damit ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu bieten. Letztendlich beruht die "Starrheit" der Familie auf der Unfähigkeit, richtig Probleme zu besprechen, was auch daran deutlich wird, daß in diesen Familien die beiden Elternteile unterschiedlich gewichtete Autorität besitzen.

Es findet entweder eine Entwertung des Kommunikationspartners statt oder eine paradoxe Kommunikation, in der die Inhaltsebene nicht mit dem Verhalten übereinstimmt (z.B.: die Mutter sagt, "komm doch zu mir", und wendet sich gleichzeitig vom Kind ab). Das Ziel der Therapie liegt eigentlich darin, der Familie das "richtige miteinander Reden" beizubringen. Denn hier wird nicht nur das asthmakranke Kind als krank

angesehen, sondern auch die dazugehörige Familienstruktur.

Der Ansatz der Therapie lautet somit: "Wie kommt die Familie mit dem Kind/der Krankheit zurecht? Was wünschen Sie, daß der Partner bzw. die Partnerin täte?"

Bei uns in der Gruppe stellte sich aufgrund dieser Überlegungen die Frage, wie sinnvoll es dann überhaupt noch sei, asthmakranke Kinder von ihrer Familie isoliert zu behandeln. Wäre es nicht besser in bzw. mit der Familie am Wohnort zu therapieren?

Mir ist aber eins während des Aufenthaltes in Davos deutlich geworden, nämlich daß jedes

asthmakranke Kind einer speziellen und eigen auf es zugeschnittenen Betreuung bedarf, und das bedeutet auch, daß man den Einsatz der Familientherapie genauso wenig ausschließlich sehen darf wie den Einsatz der hochmodernen Medizin in Davos; wobei man hier berücksichtigen muß, daß die Medizin zwar zum Einsatz kommt, der Ansatz der Familientherapie sich aber noch zum größten Teil auf dem Feld der Theorie befindet. Aber gerade bei diesen sehr vielfältigen Faktoren, die Asthma auslösen können, sollte man nicht auf Alternativen zur klassischen Medizin verzichten.

Annette Leis

Eindrücke von der pädagogischen Arbeit in den Kliniken für unspezifische Atemwegsleiden in Davos und Oberjoch

Als wir schon in fast alle medizinischen Feinheiten der Davoser Klinik für unspezifische Atemwegsleiden eingewiesen waren, lernten wir den sozial pädagogischen Leiter der Kinderklinik kennen. Der Eindruck war positiv, vielleicht weil der Pädagoge sehr an Austausch und Diskussion mit uns interessiert war. Was er uns vorzustellen hatte, war ein einleuchtendes pädagogisches Konzept für die Kinderklinik, das von Prof. Albrecht Müller-Schöll und Prof. Sengli entwickelt wurde. Das Konzept einer ganzheitlichen psychosozialen Betreuung mit Familienarbeit geht davon aus, daß nicht nur physische, sondern auch soziale und psychische Faktoren Entstehung und Verlauf der in Davos behandelten Krankheiten bestimmen. Der Ansatz berücksichtigt sieben Ebenen:

1.) Die physiologische Ebene

Ziel ist es, durch Schulungen von Eltern und Kindern über die Krankheit Asthma, ihre Gefahren und die Therapiemöglichkeiten aufzuklären. Informationen über Prävention und Früherkennung sollen ein besseres Leben mit der Krankheit ermöglichen.

2.) Die Ebene des subjektiven Körpererlebens

Mit Entspannungsübungen, Sport, Körperhaltung, Rhythmik und Malen sollen die Kinder angeregt werden, ihren Körper neu zu erleben und dadurch anders mit ihm umzugehen.

3.) Die emotionale Ebene

Die Gefühle der Eltern und Kinder sind im Blick. Eltern erleben die Krankheit der Kinder oft als Erpressung. Solche Gefühle können in Elterngesprächsgruppen artikuliert werden. Die meisten Kinder leiden unter Angst vor den Anfällen und unter den krankheitsbedingten Verzichten. Deshalb werden den Kindern Gruppentherapien angeboten (z.B. mit Rollenspielen), um ihre Gefühle aufzuarbeiten.

4.) Die kognitive Ebene

Im Blick ist eine Wissensvermittlung bezüglich der Bilder, mit denen die einzelnen Familien arbeiten. Dadurch lassen sich vielleicht

geeigneterer Leitbilder für die Familien entwickeln.

5.) *Die Ebene des praktischen Verhaltens*

Jetzt fällt der für die Davoser Klinik typische Begriff "Krankheitsmanagement". D.h.: die Kinder brauchen Strategien im Umgang mit ihrer Krankheit. Dafür werden in Rollenspielen Verhaltensweisen eingeübt (z.B. Verhalten in lebensbedrohlichen Situationen).

6.) *Der soziale Mikrokosmos (Familie, Schule, Nachbarschaft)*

Im persönlichen Nahbereich des kranken Kindes wird nach Verhaltensweisen und Konstellationen gefragt, die eine zusätzliche Belastung darstellen (z.B. eine völlige Fixierung der Eltern auf das kranke Kind). Eine positive Veränderung im Umfeld kann ein wichtiger Beitrag zur Gesundung sein.

7.) *Der soziale Makrokosmos (Systeme der Hilfe, Umwelteinflüsse)*

Auf dieser Ebene wird die Begrenztheit des Konzeptes ohne geeignete Rahmenbedingungen deutlich. Die Hilfsangebote in Davos sind nur Hilfe auf Zeit, wenn nicht am Heimatort der Kinder die angefangene Behandlung in einer Nachbetreuung fortgesetzt werden kann. Das ist aber bisher in Deutschland (aus finanziellen Gründen) nicht möglich. Bleiben nur Elterninitiativen!

Nur wenn alle sieben Ebenen beachtet werden, kann von einer ganzheitlichen Betreuung der an unspezifischen Atemwegsleiden erkrankten Kinder gesprochen werden. Das Konzept für die Davoser Kinderklinik hatte Vorreiterfunktion. Es ist so überzeugend, daß es Vorbild für die pädagogische Arbeit in allen vergleichbaren Einrichtungen wurde. Dennoch sind bei der Durchführung Verbesserungen möglich: Da ist zuerst die Nachbetreuung zu nennen, die endlich am Heimatort der Kinder eingerichtet werden müßte. Zudem bleibt die Frage nach Ganzheitlichkeit in einer so hochspezialisierten und hochtechnisierten Fachklinik.

Bernd Ruhbach

'Präventive Therapie' bei der Asthmabehandlung

Normalerweise haben die Patienten/innen, die zur Behandlung ihres Asthmas nach Davos oder Oberjoch kommen, schon mehrere Asthmaanfälle hinter sich. Viele haben schon eine Reihe unterschiedlicher Behandlungen versucht, bis sie in einer der Hochgebirgskliniken "gelandet" sind. Die Therapie dort erstreckt sich im wesentlichen auf drei Bereiche:

1. Die Meidung der allergenen Faktoren im Hochgebirgsklima (Karez);
2. Die sog. "flankierenden" Maßnahmen. Dazu gehören z.B. Atemübungen, aber auch der Versuch, das Verhalten im psychosozialen Bereich zu verändern.
3. Die medikamentöse Therapie, die im Selbstverständnis der Kliniken - zumindest ihrer medizinischen Abteilungen - die zentrale Rolle einnimmt.

Sie läßt sich noch einmal differenzieren in eine "direkte" Medikation, die bei einem akuten Asthmaanfall Anwendung findet, und eine vorbeugende Medikation, die verhindern soll, daß es überhaupt zu einem Asthmaanfall kommt. Mit ihr soll das Fortschreiten der Krankheit - das bis zur Invaldität führen kann - aufgehalten werden, denn jeder Asthmaanfall reduziert die Funktionsfähigkeit der Lungen in irreparabler Weise.

"Präventive Therapie" setzt sich deshalb zum Ziel, für jeden Patienten und jede Patientin die optimale Dosierung des für sie geeigneten Arzneimittels zu finden. Sie soll auf alle Patienten individuell zugeschnitten werden: Einerseits darf sie nicht zu niedrig sein, da sie einem Anfall zuverlässig vorbeugen soll, andererseits soll sie wegen der Nebenwirkungen auch nicht höher als notwendig sein (ich erinnere nur an mögliche Folgeschäden einer Cortisonbehandlung; viele andere

Asthmapräparate belasten das Herz übermäßig). An dieser Dosierung müssen die Patienten/innen dann bis zur nächsten Kontrolluntersuchung festhalten, bei der sie ggf. nach unten oder oben korrigiert werden kann.

Besonders betont hat Dr. Gulyas von der Kurklinik Santa Maria in Oberjoch die Bedeutung der "präventiven Therapie": Im Idealfall müsse sie schon vor dem ersten Asthmaanfall zur Anwendung gelangen. Gulyas empfiehlt deshalb allen Eltern, bei ihren Kindern sorgfältig alle Anzeichen zu registrieren, die eine asthmatische Erkrankung ankündigen können, wie z.B. Atemnot oder Allergien. Auch wenn es noch keinen akuten Anfall oder massive Beschwerden gegeben habe, sollte - bei einem begründeten Verdacht - ein Lungenfunktionstest gemacht werden. Gegebenenfalls erfolgt dann die oben geschilderte medikamentöse "Einstellung" in der Klinik. Bei solchen Patienten/innen meint Gulyas, die nötige Dosis von Jahr zu Jahr reduzieren zu können. Er habe es sogar schon erlebt, daß sich die Lungenfunktionswerte so gebessert hatten, daß das Medikament ganz abgesetzt werden konnte.

Als Resümee läßt sich festhalten, daß ohne die vielgescholtene "Apparatemedizin" mit ihren diagnostischen Möglichkeiten solche Fortschritte in der präventiven Asthmathera-

pie kaum möglich wären. Dennoch sehe ich hinter diesem Konzept auch einige Gefahren:

1. Das peinlich genaue Registrieren jedes kleinen Schnaufens und Hustens der Kinder scheint mir einer gesunden Entwicklung nicht förderlich zu sein, könnte vielleicht sogar Verhaltensstörungen hervorrufen.
2. Die Faszination, die von den medizinischen Möglichkeiten ausgeht, könnte dazu führen, daß das Schwergewicht der Asthma bekämpfung auf diesem Feld gesehen wird, andere Maßnahmen dagegen vernachlässigt werden, die das Übel stärker "an der Wurzel packen", z.B. die Verringerung der Luftverschmutzung. Hier anzusetzen ist m. E. auch deshalb wichtig, weil die vorgestellte "präventive Asthmatherapie" so kostenintensiv ist, daß sie sich nur in den reichen westlichen Ländern etablieren dürfte.
3. Dem entspricht auf der Ebene der Patienten/innen die Gefahr, daß diese sich zu sehr auf die Wirkung des Medikaments verlassen, eigene Maßnahmen zur Gesundung aber vernachlässigen, weil der Leidensdruck abgenommen hat. Eine intensive Aufklärung und Beratung, wie sie sowohl in Davos als auch in Oberstdorf angeboten wird, muß deshalb in jedem Fall diese Art der Therapie begleiten.

Thomas Lunkenheimer

Behandlungsziel: Krankheitsmanagement

Asthma ist eine chronische Erkrankung, die nicht heilbar ist. Mit diesem 'Vorwissen' besuchten wir die Hochgebirgsklinik Davos Wolfgang. Die Begegnungen mit Gesprächspartnern aus verschiedenen Fachrichtungen machten uns jedoch deutlich, daß Asthma bronchiale effektiv behandelt werden kann, gerade dann, wenn früh mit einer Therapie begonnen wird. Das Behandlungsziel wurde mit einem Begriff umschrieben, der für die meisten von uns im Zusammenhang mit zwischenmenschlichen Begegnungen, wie sie sich auch während eines Klinikaufenthaltes ereignen, zunächst ungewohnt war: Krank-

heitsmanagement. Für mich stellt dieser Ausdruck eine Art zusammenfassende Chiffre für das Ziel und die Konzeption der besuchten Fachklinik dar. Zugleich forderte uns gerade dieser Begriff zu kritischen Rückfragen heraus.

Zunächst möchte ich die positive Spannweite des Behandlungsziels 'Krankheitsmanagement' skizzieren.

Die Asthmatherapie in Davos strebt einen aktiven Umgang des Patienten mit seiner Erkrankung an. Er soll seine Erkrankung nicht

verdrängen, sondern besser kennenlernen, um den aktuellen Gesundheitszustand realistisch einschätzen und im Falle einer Verschlechterung adäquater reagieren zu können. In diesem Sinne soll der Patient selbst 'sein bester Arzt' werden.

Während des Klinikaufenthalts geht es zunächst um eine exakte Diagnose der Erkrankung. Danach wird eine möglichst optimale medikamentöse Therapie für den Patienten entwickelt, die es ermöglicht, die bedrohlichen Asthmaanfälle weitestgehend zu verhindern. Für den Erfolg der medizinisch-pharmakologischen Therapie ist der Patient allerdings in hohem Maße selbst verantwortlich. Im Hinblick auf die Medikamenteneinnahme und einen dem jeweiligen Gesundheitszustand angemessenen Umgang mit dem eigenen Körper wird von dem Patienten eine strikte Selbstdisziplin erwartet. Durch Patientenschulungen sollen Hintergrundinformationen über Krankheitsursachen, Diagnose- und Behandlungsmethoden vermittelt werden. Durch Vorträge und Seminare werden z.B. die Wirkungsweise einschlägiger Medikamente, die Notwendigkeit einer prophylaktischen Medikation auch in beschwerdefreien Zeiten, geeignete sportliche Aktivitäten usw. erläutert und besprochen. Auf diesem Wege soll ein eigenverantwortlicher, aktiver Umgang mit der eigenen Erkrankung erleichtert werden.

Der Patient soll befähigt werden, die Einnahme von Medikamenten weitestgehend selbst zu regeln und gegebenenfalls rechtzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Daneben soll er Vermeidungsstrategien erlernen, um im Alltag Asthmaanfälle schon im Vorfeld zu verhindern. Der Asthmatiker muß lernen, auf welche Weise er im Alltag seinen Zustand kontrollieren kann, z.B. durch regelmäßiges Messen des Luftstroms (Peak-flow-Messung), und wie er im Falle einer langsamen Verschlechterung oder eines akuten Asthmaanfalls angemessen reagieren kann. Diesem Behandlungsziel, dem Seifmanagement des Patienten, dient der Aufenthalt in der Klinik. Daneben wird der Prozeß der Krankheitsbewältigung durch psychosoziale Therapieformen unterstützt. Insbesondere Probleme, die mit der Krankheit zusammenhängen, in Familie, Freundeskreis, Schule, Ausbildung und Beruf sollen so angegangen werden. Der mündige Patient,

der seine Krankheit annehmen und dadurch wieder neu am aktiven Leben teilnehmen kann, steht im Mittelpunkt des Krankheitsmanagement-Konzeptes.

Der Klinikaufenthalt bietet sehr günstige Rahmenbedingungen für ein erfolgreiches Selfmanagement. Ungleich schwieriger wird es jedoch für viele Patienten, wenn sie in ihren heimatlichen Kontext zurückkehren. In stärkerem Maße als in der Klinik ist der Patient in seinem alltäglichen Lebensumfeld für eine gesundheitsbewußte Lebensführung selbst verantwortlich. Auch in beschwerdefreien Zeiten muß der Lebensablauf auf die Krankheit abgestimmt werden. Einigen Patienten gelingt dann das Seifmanagement nicht mehr. Ihr Gesundheitszustand verschlechtert sich. Es kann zu neuen Asthmaanfällen und unter Umständen zu einer bleibenden Verschlechterung der Lungenfunktion kommen. Angesichts solcher Krankengeschichten stellt sich mir die Frage, ob das Krankheitsmanagement-Konzept, wie wir es in Davos kennengelernt haben, schon eine ausreichende Auseinandersetzung mit der eigenen Krankheit ermöglicht. Soweit ich sehe, setzt ein erfolgreiches Seifmanagement voraus, daß der chronisch Kranke zu einer Lebensorientierung findet, in der seine Krankheit integriert ist. Er muß seine Lebensführung so umstellen, daß sie den Prozeß der Krankheitsbewältigung unterstützt und nicht hemmt. Dazu werden psychologische Hilfen z.B. in Form von Gruppen- oder Einzeltherapien angeboten. Ein gezieltes seelsorgerliches Angebot, um Patienten auf der Suche nach Orientierung zu begleiten, habe ich vermißt. Der aktive Umgang des Patienten mit seiner Erkrankung, wie er im Management-Konzept angestrebt wird, ist sicherlich ein Behandlungsziel, zu dem es keine sinnvolle Alternative gibt. Die Frage ist nur, ob in diesem Konzept Krankheit nicht letztlich als ein reparabler Defekt angesehen wird, den es (soweit wie möglich) zu beheben gilt. Angedeutet sehe ich diese Tendenz in der Aussage eines Arztes: "Was wir produzieren, ist Gesundheit an dem Patienten."

Wenn das angestrebte Seifmanagement es auch mit Lebensorientierung zu tun hat und mit zum Teil einschneidenden Umstellungen des Lebensablaufs verbunden ist, dann greift eine in erster Linie medizinisch(-technokratische) Sicht auf den Menschen m. E. zu kurz.

Einen positiven Ansatz, dieser Einseitigkeit entgegenzuwirken, sehe ich in der Kinderklinik, wo die Aufnahme der Kinder durch einen Arzt, einen Psychologen und einen Pädagogen vorgenommen wird, um von Anfang an einen umfassenderen Eindruck von dem Patienten zu erhalten, als er sich einem Mediziner allein erschließt. Zu fragen ist, weshalb dies nicht bei der Aufnahme von Erwachsenen geschieht und ob eine aktivere Rolle der Seelsorge im Kinder- wie im Erwachsenenbereich nicht auf Dimensionen menschlichen Lebens hinweisen könnte, die aus meiner Sicht zu einer sinnvollen Lebensorientierung dazugehören.

Fazit:

Die Begegnungen in Davos haben mir deutlich gemacht, wie eng Krankheitsbewältigung und Lebensbewältigung in der Lebensgeschichte eines chronisch asthmakranken Menschen zusammengehören. Asthma ist nicht heilbar, kann aber durch eine konsequente Therapie unter Kontrolle gebracht werden. Dies kann jedoch nur durch die aktive Beteiligung des Patienten geschehen, der seine Krankheit in die eigene Lebensgestaltung und -ausrichtung integrieren muß. Neben medizinischer, psychologischer und pädagogischer Hilfe könnte Seelsorge hier gezielt Begleitung anbieten.

III. Exkursion nach Herrnhut

Gerhard K. Schäfer

Exkursion nach Herrnhut

11. - 15. April 1992

Die Gründung und Ausgestaltung Herrnhuts in den Anfangsjahren sind durch das Bestreben charakterisiert, der Gemeinde als Bruderschaft sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Der Zug zur Sichtbarkeit folgte indes nicht der Intention, eine reine Gemeinde der Heiligen darstellen zu wollen. In bezug auf die Brüdergemeine galt für Zinzendorf: "Weil wir das Testament des Heilandes Johannes XVII im Beschluß haben und es allein exequieren..., heißt sichtbar...: es kann dieser und jener was davon sehen: es ist möglich, daß man was davon sieht". In der Gemeinde sollte etwas von der gemeinschaftsstiftenden Kraft des Wortes Gottes sichtbar und erfahrbar werden. Zinzendorf sah entsprechend den Zeugnisauftrag der Herrnhuter Gemeinde darin, den neutestamentlichen Gedanken der Bruderschaft in die Christenheit hineinzutragen.

in geschichtlich-theologischer Perspektive ging es im Rahmen der Exkursion um die Beschäftigung mit Grundelementen der

Theologie Zinzendorfs und den Charakteristika der Brüdergemeine in der Aufbauphase. Die Gemeinde repräsentiert in ihren Anfangsjahren ein Modell von Gemeinde, die in ihren Lebensformen und -äußerungen durchgängig diakonisch bestimmt ist. Auf diesem Hintergrund stand bei dem Besuch in Herrnhut die Frage im Vordergrund, wie die anfänglichen Motive und Impulse heute zur Geltung kommen. Zugleich ging es im Blick auf Herrnhut darum, nach Rückwirkungen zu fragen, die aus der gegenwärtigen Umbruchsituation insbesondere für die Diakonie erwachsen.

Ich denke, daß wir in den zahlreichen Gesprächen, bei den Besuchen diakonischer Einrichtungen in Herrnhut und Niesky sowie bei den Versammlungen während der Karwoche etwas davon gesehen haben, was es heißen kann, das Testament des Heilandes Johannes XVII im Beschluß zu haben und zu exequieren. Die Erfahrungen in Herrnhut gaben uns in vielfacher Hinsicht zu denken und

ließen die Frage, was es unter volksskirchlichen Bedingungen bedeuten kann, Gemeinde in geschwisterlicher Verantwortung zu leben, in neuer Weise virulent werden.

Herr Dr. Salewski, Direktor der Unität, hat unseren Besuch freundlicherweise vorberei-

tet. Ihm und allen, die uns die Teilhabe an Erfahrungen und Vollzügen der Brüdergemeine ermöglicht haben, gilt unser herzlichster Dank.

Programm der Exkursion nach Herrnhut

11. - 15.4.1992

Samstag	6.00 Uhr	Abreise in Heidelberg
	15.00-17.00 Uhr	Anreise in Herrnhut (Schulungszentrum)
	19.00 Uhr	Eingang in die Karwoche
Sonntag	9.30 Uhr	Predigtversammlung
	10.30 Uhr	Möglichkeit zum Besuch des Völkerkundemuseums
	15.00-17.00 Uhr	"Dienste und Ämter im alten Herrnhut" (Pastorin Elisabeth Langerfeld, Niesky) "Theologie des Comenius - Theologie Zinzendorfs" (Pfr. Karl-Eugen Langerfeld, Niesky) - Gespräch
	19.00 Uhr	Hosianna-Versammlung
	20.00 Uhr	Begegnung mit Herrnhuter Jugend (Schw. Erdmute Enkelmann)
Montag	9.00 Uhr	Abreise nach Niesky
	10.00 Uhr	Besuch der diakonischen Einrichtung "Emmaus" mit anschließendem Mittagessen
	13.30 Uhr	Rückfahrt
	15.00 Uhr	Führung durch den Ort, über den Gottesacker, in den Sitzungssaal des Vogthofes (Losungsziehen) (Br. Karl Samuel Reichel)
	19.30 Uhr	Leseversammlung (Leidensgeschichte Jesu)
Dienstag	10.00 Uhr	Archivausstellung/Sonderausstellung zum Comeniusjubiläum (Schw. A. Kittler)
	15.00-17.00 Uhr	Gegenwart der Herrnhuter Brüdergemeine (Distrikt Herrnhut und weltweit) (Pastorin Klätte) - Gespräch
	19.30 Uhr	Leseversammlung
Mittwoch	9.00 Uhr	Abreise

Tanja Dedekind

Eindrücke aus Herrnhut

Die Losungen, die viele Menschen auf der Welt lesen, werden jedes Jahr in einer gläsernen Schale gemischt und gezogen. Ich habe sie gesehen: sie ist in silberner Verzierungen gefaßt und steht auf dem Versammlungstisch in einem der stattlichen Häuser der Brüdergemeine zu Herrnhut.

Dieses Dorf - das eher eine Stadt, wenn nicht gar eine Welt für sich ist, mit Schule, Internat, Krankenhaus, Museum, verschiedenen Kirchen, Witwenhaus, Altenheim - wurde gegründet, als im 18. Jahrhundert Mitglieder der alten mährischen Brüdergemeine auf der Flucht vor Feinden ihres Glaubens hier am Berg Hut Zuflucht fanden: Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf stellte ihnen das Land zur Verfügung und sorgte in den folgenden Jahrzehnten für das geistliche Zusammenleben der Brüder mit der angrenzenden Ortsgemeinde. Er wurde "Papa" der anwachsenden Gemeinschaft, schaffte die Leibeigenschaft, die Standesunterschiede ab und regelte das Leben dahingehend, daß keine Hierarchie entstehen konnte: die Stallmagd konnte Gruppenleiterin sein, der Adelige derweil die Ochsen pflegen, dann wechselten die Dienste, denn alle waren gleichwertig und es galt: "Wenn etwas dabei ist, sich zu bewähren, dann muß es verändert werden".

Entscheidend war das persönliche Wachstum des Einzelnen. Aus diesem Grunde waren alle Mitglieder in Seelsorge-Gruppen eingeteilt, nach Geschlechtern getrennt. Eine Zeitlang ließ der experimentierfreudige Graf die Leute in sogenannte "Banden" fassen: hier entschied nicht die gegenseitige Sympathie der Mitglieder über ihre Zusammengehörigkeit in einer Gruppe, sondern der Grad der geistlichen Reife des Einzelnen.

Natürlich begann damit das große Messen und Vergleichen des "Reifegrades" und bald ging es nicht mehr um ein natürliches Entfalten des Individuellen, sondern um das Erreichen des Prinzips "Reife". Also wurden die Banden wieder abgeschafft und man sorgte für neue Strukturen. Es zeigte sich, daß das seelsorgerliche Miteinander dort gedieh, wo Vertrautheit subjektiv begründeter Sympathie

bestand und ein wirkliches Aufeinander-Hören möglich war.

Die verschiedenen Gruppen kamen mehrmals täglich in den Versammlungen im Bethaus zusammen, wo gebetet, Anliegen besprochen, Entscheidungen gefällt, bzw. gelöst und vor allem viele Lieder gesungen wurden. Und man feierte, kein Grund war zu gering; bezeichnend ist das Entstehen des Liebesmahles, eine Herrnhut'sche Variante des Abendmahls: es fand im Bethaus statt und gereicht wurden süße Brötchen und Tee; die Wohltat Jesu sollte geschmeckt, genossen werden, Herz und Sinne konnten sich daran erwärmen: Jesu Liebe ist köstlich.

Es gab Zeiten, in denen das Schwelgen rauschartig anschwellte. Vor allem in der Sprache der -zig Lieder Zinzendorfs ist das ablesbar: neben der Zuckersüßlichkeit des Lammes wird auch die blutende Seitenwunde Jesu gepriesen, in der die Christen quasi wie Maden sich suhlen dürfen, welch Hochgenuß. Abrutscher.

Besonders wichtig wurde der Herrnhuter Brüdergemeine die Mission: es zog sie vor allem zu den Menschen, die unter schwersten Bedingungen lebten: den Sklaven in Amerika, den verfolgten Indianern, den Eskimos und anderen. Hier lebten sie vorerst mit und lernten die Sprache, ohne gleich zu missionieren: es ging ihnen darum, ihren Glauben so vorzuleben, daß sie danach gefragt wurden.

Am Ende des Dorfes führt eine wunderschöne Allee alter Linden hinauf zum Gottesacker am Hutberg. Die Grabplatten liegen gleichförmig nebeneinander im Gras; neben dem Geburts- und Todesdatum ist auch der Ort der Geburt eingemeißelt: Surinam, Jamaica, Estland, Grönland, St. Croix, Philadelphia, Südafrika ...Und ebenso vielsagend: der Ort des Todes ist nicht genannt: es reicht das "heimgegangen".

Die Herrnhuter Mission gibt es heute noch und auch andere, vor allem diakonische Einrichtungen: Krankenhäuser, Altenheime,

Heime für geistig Behinderte. Bei den Versammlungen im Bethaus, an denen wir von der Exkursion aus teilnehmen, fällt auf, wie gut die Behinderten in das Gemeinen-Leben integriert sind.

Es gibt ein Schulungszentrum für Tagungen, eine Comenius-Forschungs-Stelle (Comenius war Bischof der Brüdergemeine) und Jugendarbeit unter der Leitung von Schwester Erdmute Enkelmann, die stolz darauf ist, so zu heißen wie die Frau von Zinzendorf.

Die Herrnhuter leben von ihrer Tradition, von ihrer eigenen Geschichte. Aber leben sie auch in ihr?

Die Seelsorge-Gruppen gibt es lange nicht mehr, aber dafür genauso viele Kartei-Leichen wie in anderen Kirchen.

Heute - nach der Wende - kämpfen die Herrnhuter mehr ums Überleben als vorher. Was will überleben?

Schwester Erdmute ist Katechetin für die Jugend. Ihr steht nun bevor, in der Schule "staatliche" Lehrerin zu werden.

Das will sie aber nicht, sie versteht sich als Katechetin.

Pfarrer Tietze hat das Behindertenheim bisher geleitet. Das soll er weiterhin tun, aber als Geschäftsführer.

"Ich bin Pfarrer, nicht Geschäftsführer" sagt er dazu.

Im Krankenhaus bewerben sich neue Krankenschwestern; sie sind sofort bereit, fromm zu werden - für den Arbeitsplatz. Mehr als die Stasi-Problematik, die hier kaum aktuell ist, beschäftigt die Herrnhuter das Zusammenwachsen mit Bad Boll und Königsfeld, den westlichen Geschwistern. Denn auch das ist eine Überlebensfrage. Dabei geht es wohl weniger um gegenseitige Anpassung, um Kompromisse, als um die Frage nach dem in der Tradition verwurzelten Anspruch.

Pfarrer Klätte erzählt, wie viele Menschen nach Herrnhut kommen auf der Suche nach der "Heiligen Kuh" der christlichen Kirche. "Natürlich wollen wir mehr sein als Tradition. Und wir sind eine Freikirche, na gut, aber nicht, um uns von der Landeskirche abzugrenzen, sondern weil wir als Freikirche unsere Arbeit besser machen können. Und weil wir zwischen den Kirchen vermitteln können. Wir sind keine Heilige Kuh, wir wollen gar nichts 'Besseres' sein. Wir sind doch och bloß Christen!"

Die Statuten von 1727

I Herrschaftliche Gebote und Verbote

- 1 Die ersten Werkmeister in diesem Bau und die ersten Einwohner, welche in der Chronika Fol. I benennet sind, sollen, solange sie leben, von allen Einwohnern Ehrerbietung und Liebe, und von der Obrigkeit des Orts aller besondern Freundschaft und Beförderung genießen, auch in bequemen Dingen allen Einwohnern vorgezogen, in der Mitleidenheit aber, wenn sie daselbst wohnen, soviel möglich verschont, auch sie und ihre Häuser (soviel an der Herrschaft) von aller Einquartierung auf ihre Lebenszeit frei erklärt werden.
- 2 Herrnhut soll zu ewigen Zeiten von aller Dienstbarkeit, Leibeigenschaft u.s.w. mit allen seinen statutenmäßigen Einwohnern frei gesprochen sein, und da sie

eine nachkommende Herrschaft darzu nötigen wollte, Ihro diesfalls zu gehorsamen nicht schuldig sein, auch durch keinen Eid, Güte oder Ernst jemals darzu verpflichtet werden können.

Ein jegliches Haupt jeder Familie hier selbst männlichen Geschlechts und was sonst Hantierung für sich treibt, gibt einen Taler Schutzgeld, einen Taler Grundzins von einem eigenen Hause, sonst aber den gehörigen Pacht vom Hause, Garten oder Felde, wie solcher vorher mit ihm insbesondere ausgemacht worden. Hantierungsgeld aber wird von jedwedem, der dergleichen wirklich mit Nutzen treibt, für seine Person jährlich verwilligt, soviel er selbst geben mag, oder wie solches der Taxier-

- meister und die Gemeinde für gut erkennt. Solches Hantierungsgeld soll alsdann dem Taxiermeister eingeliefert und als eine freiwillige Gabe, welche auch bei denen eigentlich und zu den ganzen Statuten verbundenen Brüdern einen Taler nie übersteigen, aber nach Gelegenheit drunter gesetzt werden soll, alsdann zur Notdurft der Gemeinde redlich angewendet, und den Ältesten berechnet werden.
- 4 Außer dem, daß die Einwohner künftig hin nach Proportion derer Äcker und Felder mit der Gemeinde zu Berthelsdorf in gewissen allgemeinen Fällen z. E. zu Erhaltung des Soldaten, zur Kirchen Bauheben und legen, soll sich der Landesverwilligungen und Gewerbesteuern keiner weigern, auch eine proportionierliche Anlage zu Konservation des Weges und der Brunnen (wobei die Gemeinde auch ohne Entgelt Hand legen muß) so oft von den Ältesten gemacht werden.
 - 5 Ein jeder für sich selbst subsistierender Kopf in Herrnhut hat, so oft ihn die Reihe trifft, entweder selbst oder durch andere auf seine Unkosten die Wache auf Herrnhut zu verrichten, und sind alle Einwohner von 16 bis 60 Jahren hierzu verpflichtet.
 - 6 Ein jeder Einwohner in Herrnhut soll sich darzu bekennen, Untertan zu sein der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, und daß keine Obrigkeit ohne von Gott sei.
 - 7 Ein jeder Einwohner zu Herrnhut soll arbeiten und sein eigen Brot essen. Wenn er aber alt, krank und unvermögend ist, soll ihn die Gemeine ernähren.
 - 8 Wer ein eigen Haus bauen will, soll sich erst deswegen bei den Ältesten melden, das Werk überlegen, warten bis ihm der Platz angewiesen wird, nicht einen Fuß breiter weiter hinaus, auch nicht weiter herein rücken, so hoch und niedrig als es ihm anbefohlen, in solcher Gestalt und in allem nach der geschehenen Vorschrift bauen. Desgleichen soll einer gestalten Dingen nach tun, im Fall er Feld oder Garten zu seinem Hause erlangt.
 - 9 Sobald einer das Haus unter das Dach gebracht, soll er seinen Brief darauf einrichten und fertigen lassen. Von dem an, daß er es nutzen kann, wird der Pacht oder Grundzins angerechnet.
 - 10 Ein jeglicher soll zur Verbesserung, so bald der Weg in beständigen Stand gesetzt ist, soweit sein Haus geht, verbunden sein, bis an den Platz, wo die alte Straße wieder ihren Anfang nimmt.
 - 11 Vorne heraus soll kein Hauswirt Streu oder ändern Unrat hinauswerfen, soll alles im Hof, Garten oder Feld sammeln.
 - 12 Wer an Brunnen, Weg oder Häusern durch seine Schuld etwas verdirbt, solls wieder gut machen.
 - 13 Es soll von keinem Tanzen, Gelage, Gäste setzen, außer für fremde Durchreisende, von keinem Bierzug, häufigen Speisen bei Hochzeiten, Kindtaufen oder Begräbnissen, noch von den gewöhnlichen Spielen unter den Einwohnern etwas zu hören sein. Wer aber darzu Lust hat, soll sich aus Herrnhut weggeben.
 - 14 Die Hauptplätze und Straßen sollen reinlich und sauber von den daherum wohnenden gehalten und alle für Kinder, alte und gebrechliche Leute gefährliche Örter sorgfältig verwahrt werden.
 - 15 Wer borgt, soll auf die Stunde wieder bezahlen, da er es versprochen, es wären denn erhebliche und gleich erweisliche Ursachen vorzuwenden, daß er sein versprochen Wort nicht halten könnte. Und soll bei Eröffnung der Ursachen zugleich eine andere Zeit benennet werden, zu zahlen. Wer aber leiht, soll solche Zeiten und Stunden setzen, da er vermutlich wieder bezahlt werden kann. Auch soll sich niemand etwas bestellen, das er nicht zu gesetzter Zeit bezahlen kann, weil keinem Handwerker sein Lohn auf einen Tag wider seinen Willen zurückgehalten werden darf.
 - 16 Diejenigen, welche über Häuser, Felder, Gärten, Brunnen, Straßen und Taxe gesetzt sind, sollen in ihrem Amt fleißig sein, und da sie auch fehlten, ihnen ohne Vorwissen der Ältesten nicht entstanden [entgegen gestanden] und ungehorsamt werden.

- 17 Wer sich in Herrnhut häuslich niederlassen will, soll sich erst bei den Ältesten melden, keiner aber ohne ihr Vorwissen auch nur eine Nacht durch gehegt werden.
- 18 Wer eigene Hantierung oder Handel anfangen will, soll sich deshalb zuerst bei den Vorstehern melden, um ins Buch eingetragen zu werden, damit niemand dem ändern zu Schaden oder Untergang etwas vornehme. Monopolia hergegen, da einer allein für sich und mit Ausschließung und Hinderung anderer hantieren dürfe, sollen ohne die wichtigsten Ursachen nicht geduldet werden.
- 19 Seinen Beruf soll in Herrnhut keiner ohne Vorbewußt der Ältesten ändern, viel weniger seinem Meister aus der Lehre gehen ohne des Erlaubnis und der Ältesten Vorwissen.
- 20 Kein Streit in Herrnhut soll länger als 8 Tage währen. Auch soll eher keine Klage angebracht werden, als wenn keine Güte (und zwar binnen dieser 8 Tage) verfangen will. Alsdenn soll die Sache vor die Konferenz bracht und daselbst dergestalt geschlichtet werden, daß in einer Stunde Kläger und Beklagter aus einander gesetzt, das Werk gehoben und, ehe die Sonne untergeht, der Anstoß aus dem Wege geräumt. Alles auf Unkosten des sen, der dem ändern zu viel getan.
- 21 Wer sich unterfähet, eine förmliche Rechtsanklage anzubringen und Schikannen zu machen, der soll Herrnhut räumen.
- 22 Aller Betrug und Übersetzung seines Nächsten soll für eine Infamie angesehen werden. Grobe heidnische Sünden als Hurerei und Buben, Fressen und Saufen, Fluchen und Schwören, Lügen und Trügen, Stehlen und Rauben, Schlagen und Raufen soll in Herrnhut entweder gar nicht oder nicht lange gehört, so dergleichen Anstoß und Ärgernis entweder zeitlich oder ewig des Orts verwiesen werden.
- 23 In Herrnhut soll keiner ohne ausdrücklichen Vorbewußt der Herrschaft, worum oder wozu, auf Wucher leihen oder borgen.
- 24 Es soll keiner vom ändern Geld leihen, der nicht gegründete Ursache darzu hat und solches nicht wohl vermeiden kann.
- 25 In Herrnhut soll kein Marktschreier, Quacksalber, Seil- oder Bärtänzer, Glücksbeutler, Taschenspieler oder einiger anderer Gaukler oder Kuriositätenkrämer ausstehen dürfen.
- 26 Wenn die Gemeine mit jemandem durch einen ihres Mittels handelt, so soll die ganze Gemeine dafür billig stehen, seine Vollmacht aber zuvor vom Vorsteher und Ältesten unterschrieben werden. Tut aber einer im Namen der Gemeine etwas auf seine Hand, so soll derselbe dafür mit allem dem Seinen ja mit seiner eigenen Person haften, auch nach Wichtigkeit der Sache gar von der Gemeine ausgestoßen werden.
- 27 Es sollen ohne Licht keine Zusammenkünfte gestattet werden.
- 28 Wir sollen in Herrnhut durch wahre Unordnung, bösen Schein, Ungehorsam gegen die Obrigkeit sonderlich den Landesherrn, dem wir in allen Dingen Untertan sein sollen, uns keine Verfolgung selbst zuziehen.
- 29 Sollte jemand durchs Verhängnis Gottes und eigene Schuld in Wahnsinn verfallen, soll an ihm Gottes Barmherzigkeit bewiesen und er sehr freundlich getragen, den Verständigsten untergeben, von ihnen nach Leibe und Seel gepflegt, im übrigen aber davon nicht geredet, und so er wie der zurecht kommt, vom vorigen nicht gesprochen werden.
- 30 Alle Montage früh wird dasjenige, was in der Versammlung der Ältesten beschlossen worden, öffentlich zu jedes Nachricht und unfehlbarer Folge bekannt gemacht werden.
- 31 Die Männer sollen ihre Weiber nicht hart halten oder gar schlagen, die Weiber aber ihren Männern alle Untertänigkeit leisten und sich nicht unterstehen, ihnen Regeln vorzuschreiben. Eine Frau, die für herrschend gehalten wird, soll deswegen erinnert werden.

- 32 Kein Sohn noch Tochter soll ohne Vorbewußt der Eltern beiderseits freien oder auch darzu Bekanntschaft machen. Keine Geschwächte [Geschwängerte] darf ordentlicher Weise in Herrnhut heiraten weder den Täter noch einen andern.
- 33 Sobald ein Mann gestorben, sollen sich die darzu gesetzten Ältesten der Witwen annehmen und die Waisen ernstlich anbefohlen sein lassen. Sobald eine Frau gestorben, soll zu Erziehung der Kinder dem Witwer Rat geschafft werden.
- 34 Kein Schuldner soll eine Witwe oder Waise, wo sie nicht notorisch wohlhabend, die ersten 4 Wochen angreifen, aber eine jegliche Witwe oder Waise die Umstände des Hauses nach dem Falle sobald möglich den Ältesten offenbaren.
- 35 Kein Einwohner in Herrnhut soll in Ansehung des kirchlichen Wesens zu Berthelsdorf zum Anstoß anderer urteilen oder handeln, sondern Liebe und Weisheit dabei brauchen.
- 36 Keiner soll seinem Nächsten Proben der Liebe und Guttätigkeit zumuten, die unbillig und hart sind, widrigenfalls soll die Vergünstigung darzu für nichtig erklärt werden.
- 37 Wer aus fremden Landen anhero kommen ist, der kann sich allezeit, jedoch wenn er beweibt, in Diensten oder sonst in ein Geschäft verwickelt ist, nicht ohne Vorbewußt der Ältesten und der Herrschaft wieder nach Hause wenden. Wer aber nur verreisen will, soll solches den Ältesten zuvor bekannt machen, ehe er verweist.
- 38 Wer der katholischen Religion zugetan gewesen, kann unverwehrt hiesiges Orts Herrschaft bei derselben verbleiben und doch alles Guten genießen, solange es die Stände erlauben.
- 39 Wer sieht, daß ein Wagen umschlägt, Pferde stecken bleiben, Leute gefährlich fallen, der Straße verfehlen, oder sonst seinen Nächsten in einigem Kummer sieht, der soll sogleich herzu eilen, seinem Nächsten zu helfen. Wer aber das selbe nicht tut, oder gar mit geschlagenen Armen dergleichen Unfall zusieht, soll, wenn er ein und andermal ermahnt worden, für den Schaden, so daraus kommen, mit haften, und für einen leicht sinnigen Menschen gehalten, auch im Fall der Not wieder sitzen gelassen werden.
- 40 Der Berthelsdorfer Pfarrer soll den Leichen, da es verlangt wird, mit der Schule bis an das Brau- oder Schäferhaus entgegenkommen, weiter hinaus aber nicht, hingegen aber die Herrnhuter Kinder mit ihrem Praezeptor jedoch ohne Kreuz und dergleichen Zeremonien sie bis dahin begleiten.
- 41 Weil es nicht zu vermuten, daß alle Einwohner in Herrnhut einerlei Sinn nach Christo haben, so wird davon nur ein redlich Bekenntnis verlangt, und alsdenn einem jeden von den Statuten soviel zu unterschreiben gegeben, als sich für ihn schickt. Es muß aber in äußerlichem ordentlichem und gutem Wandel darum durchgehen, weil die Zahl derer, die den Sinn Christi haben, für jetzo und bei Aufrichtung dieser Statuten die größte und Herrnhut ihrethalben erbaut. Niemand aber ist hier zu bleiben genötigt, sondern allenfalls sich im Dorf anbauen kann, der vorhin hier nicht gewohnt.
- Gegeben auf der Herrnhut
am 12ten Mai 1727
Zinzendorf

II Brüderlicher Verein und Willkür

- 1 In Herrnhut soll zu ewigen Zeiten nicht vergessen werden, daß es auf den lebendigen Gott erbaut und ein Werk seiner allmächtigen Hand, auch eigentlich kein neuer Ort, sondern nur eine für Brüder und um der Brüder willen errichtete Anstalt sei.
- 2 Herrnhut mit seinen eigentlichen alten Einwohnern soll in beständiger Liebe mit

- allen Brüdern und Kindern Gottes in allen Religionen stehen, kein Beurteilen, Zanken oder etwas Ungebührliches gegen Andersgesinnte vornehmen, wohl aber sich selbst und die evangelische Lauterkeit, Einfalt und Gnade unter sich zu bewahren suchen.
- 3 Dieses sind die Kennzeichen eines Mitgliedes an Christi Leib, welche wir in Herrnhut nach dem auf das bloße Wort Gottes gebauten einfältigen Grunde, dar auf wir stehen, gewiß achten: Ein jeglicher, der da nicht bekennt, daß ihn die bloße Erbarmung Gottes in Christo ergriffen, und er derselben nicht einen Augenblick entbehren könne, daß auch die größte Vollkommenheit des Lebens, wo sie zu erhalten wäre ohne Jesu auf sein Blut und Verdienst gegründete Fürbitte, bei Gott gar schlecht angesehen sei, in Christo aber angenehm werde, und neben dem nicht täglich beweist, daß es ihm ein ganzer Ernst sei, die Sünde, die Christus gebüßt, wegnehmen zu lassen, und täglich heiliger, dem ersten Bilde Gottes ähnlicher, von aller Anklebung der Kreatur, Eitelkeit und Eigenwillen täglich reiner zu werden, zu wandeln wie Jesus gewandelt hat und seine Schmach zu tragen, der ist wahrhaftig kein Bruder. Wer aber dieses beides hat, daß er den Glauben an Jesum in reinem Gewissen bewahre, der soll es auf keine Weise dahin bringen, wenn er schon sektierisch, fanatisch, oder sonst mangelhaft in Meinungen ist, daß man ihn unter uns geringschätzt, oder da er sich von uns trennt, sogleich wieder verlasse, sondern man soll ihm nachgehen mit Liebe, Geduld und Sanftmut vertragen und verschonen. Wer aber von obigen beiden Stücken zwar nicht abgeht, aber doch nicht beharrlich darinnen wandelt, soll für einen Lahmen und Strauchelnden geachtet, doch mit Sanftmut zurecht gewiesen werden.
 - 4 Solange man sieht, daß kein Handwerk daraus wird, ist es gut, daß gewisse Tage bei der Gemeinde überhaupt in sonderlichem Andenken der Treue Gottes mit Fasten und Beten oder Dank und Verherrlichung des Herrn zugebracht werden, sonderlich der Tag des Ausgangs der ersten Brüder, der 12. Mai, an welchem viel Taten unter uns in verschiedenen Jahren geschehen sind, und daß ein jeglicher die Tage, so ihm besonders merkwürdig sind, mit seinen vertrauten Brüdern dem Herrn opfern.
 - 5 Die sich das Kirchenwesen nach der Freiheit mit gefallen lassen, haben billig die Ursachen und daß die menschlichen Satzungen nicht sowohl approbiert, als in Demut aus Liebe und Gehorsam nach der christlichen Freiheit gebraucht werden, bis der Herr selbst eine Änderung mache, bei Gelegenheit anzuzeigen. In dem aber, was unter uns dermaleinst könnte geordnet werden, soll Einfalt und Erbauung gesucht werden.
 - 6 Welcher an ändern Orten der Beichte nicht gewohnt, oder dem solche anstößig ist, soll in Berthelsdorf von Herrschafts wegen dazu nicht genötigt werden. Keiner aber soll, Unordnung und Leichtsinigkeit zu verhüten, zum Abendmahl kommen, wenn ihn der Lehrer in Berthelsdorf nicht genugsam kennt.
 - 7 Keiner soll sich mit offenbar gottlosen und verkehrten oder weltgesinnten Leuten in vertraulichen Umgang zum Anstoß anderer einlassen, jedoch denselben nach aller Möglichkeit billig und treuherzig begegnen und sich gegen dieselbe in keine Heftigkeit bringen lassen.
 - 8 Ein jeglicher soll sich befleißigen, den rechten gemeinschaftlichen Grund der lebendigen Lehre zu fassen, darauf wir gebaut sind, damit wir den Widersachern mit Bescheidenheit und Weisheit in der Kraft antworten können, und ein jeglicher für den ändern stehen.
 - 9 Wenn sich bei Seelen was Gutes zeigt, so soll man sich mit frühzeitigem Urteil an ihnen nicht vergehen, vielmehr Gott danken, Geduld haben, auf die Frucht warten und ihnen auf alle ersinnliche Weise die Hand bieten.
 - 10 Überhaupt soll das verwegene Richten seines Nächsten ohne augenscheinlichen Beweis und ohne vorgehenden Gebrauch aller Grade [der brüderlichen Bestrafung] unter uns ein Greuel, und ein jeder berechtigt sein, den ändern darüber zu bestrafen.

- 11 Vorsteher, Älteste und andere so sich mit Gewinn und Führung der Seelen zu tun machen, sollen deswegen in keinen Verdacht kommen, wenn sie mit diesem oder jenem oft umgehen und vieles besonders reden.
- 12 Weil der meisten gegenwärtigen Einwohner Hauptzweck die Gewinnung der Seelen zu Christo ist, so soll in Herrnhut jedwedem freistehen, mit einem zu Zeiten mehr oder vertraulicher als mit dem ändern umzugehen und hierinnen nach Beschaffenheit der Umstände zu ändern, wenn es nicht um Beleidigung willen geschieht. Zwischen ledigen Manns- und Weibspersonen soll der vertrauliche Umgang nicht schlechterdings erlaubt sein, vielmehr haben die Ältesten Macht solchen zu hemmen, sobald sie die geringste Bedenklichkeit dabei haben, er habe auch so guten Zweck als er wolle.
- 13 Neid, Verdacht und unzeitiges Ärgernis an den Brüdern soll sehr ernstlich vermieden werden. Sonderlich da jedweder frei hat den Umgang des ändern zu suchen, soll keiner darüber verdrießlich sein, wenn ein anderer mehr mit den Ältesten bekannt zu sein scheint.
- 14 Von Gott und göttlichen Dingen soll um der Schwachen willen nicht leichthin, sondern mit großer Ehrerbietung gesprochen werden.
- 15 Die Brüder sollen nach Art der ersten Gemeinde einander alles zu Liebe tun in der Freiheit, was nur möglich ist, ja über Vermögen sollen sie selbst willig dazu sein. Allen ändern Menschen sollen sie tun, wie sie gegen sich selbst gern gehandelt sähen.
- 16 Die Gabe dazu empfangen haben, sollen reden, die ändern aber richten.
- 17 Wer sich am besten zum ändern schickt, der mag ohne Bedenken mit demselben vorzüglich umgehen, sich im Gebet vereinigen und was die besondere Gemeinschaft mit sich bringt, nur daß die herzliche Bruderliebe gegen die übrigen nicht aus der Acht gelassen werde. Ja es ist eine Pflicht, daß, die einander besonders kennen, in der Lehre, Ermahnung, Bestrafung, Trost, Entschuldigung und ganzen Haushaltung des Geistes einander die Hand reichen.
- 18 Kein Bruder soll ohne Vorbewußt der ändern zünftig werden. Hingegen soll auch keine Hantierung unter uns an und für sich selbst unehrlich geachtet werden.
- 19 Keiner soll seinem Nächsten die geringste Überlast tun, viel weniger ihn hintergehen.
- 20 Keine Ehe soll ohne Vorbewußt der Ältesten beschlossen, noch ein Verlöbniß ohne ihre Gegenwart oder Genehmigung gültig sein.
- 21 Kein Sohn soll den Vater oder die Mutter aus dem Hause und Brote heißen, so lange sie bei ihm bleiben und in der Stille ihr Wesen schaffen wollen.
- 22 Aller Aberglauben und Zeichendeutung soll aus Herrnhut verbannt sein, und soll dergleichen Märlein von Geistern, Ahnden, Vorbedeutungen, Totenvogel, Beobachtungen bei Kindbetterinnen und dergleichen für eine schädliche Narrheit geachtet werden.
- 23 Weil täglich gewisse Personen Erweckung brauchen, so soll täglich Gelegenheit dazu in Herrnhut gemacht werden, dabei aber zu erscheinen, wenn nicht die ganze Gemeinde zusammengerufen ist, niemand genötigt werden [soll].
- 24 Wenn jemand fehlt, soll er sich's für keine Schande achten, deswegen vorgefordert, ermahnt und bestraft zu werden. Solches soll er in Liebe und Demut annehmen, nicht retorquieren [sich abwenden] oder sich gar deswegen der Gemeinschaft entziehen. Auch soll darüber keiner, dem es nicht anbefohlen, urteilen und richten oder Gespräche davon anstellen.
- 25 Wer einem gegen andere etwas nachredet, das er nicht beweisen kann, der soll gehalten sein, den Grund seiner Reden den Ältesten darzutun, sodann aber bei Gelegenheit, was er ausgesprochen, wiederzuerufen, es klage gleich der Beleidigte oder nicht.

- 26 Wenn in öffentlicher Gesellschaft von ändern nachteilig gesprochen wird, welches ohnedem ohne die gegründetste Ursach nicht geschehen darf, so soll ein jeder Macht haben, demjenigen, von dem geredet ist, solches wiederzusagen, jedoch ohne Benennung des Beleidigers.
- 27 Es sollen sich gewisse Brüder in Verleugnung aus Liebe dargeben, die mit Krank- oder Schwachheit befallenen Mitglieder zu besuchen, ihre Pfleg und Wartung zu besorgen und nach Gelegenheit selbst zu verrichten. Es soll auch, solange ihnen Gott einen Arzt gönnt, der ein Bruder ist, ein jeder Einwohner von Herrnhut, der sich unsrer Krankenwärtung und Vorsorge bedienen will, seine Schwachheiten und Zufälle ihm, ehe er einen ändern um Rat fragt, bald anfangs melden, und seinem treuen Rat folgen, kein anderer aber, der das Werk nicht versteht, durch verwegene Kuren sich an seines Nächsten Leibe vergreifen.
- 28 Die Kranken sollen den Krankenwärtern beiderlei Geschlechts bald anfänglich angezeigt, und was der Arzt und sie als dann verordnen werden, sowohl von dem Kranken aus Gehorsam, als von denen, die um ihn sind aus Liebe wohl in acht genommen werden.
- 29 Was einem vertraut oder was man gehört hat und einem nicht erlaubt worden, es wieder zu sagen, soll ein jeder sorgfältig verschweigen. Keiner soll auch vertrauten Geheimnissen leichtlich Gehör und Glauben geben.
- 30 Keiner soll dem ändern etwas nachtragen, sondern ihm sogleich (Herrschaft und Lehrer nicht ausgeschlossen) freundlich und geziemend entweder selbst oder durch andere über die anstößige Sache erinnern. Zusammengesparte Klagen sollen nicht einmal angehört, Zänkereien aber, Mißgunst und eigenwillige Trennungen von allen verabscheut und, die daran schuld sind, nach den gebrauchten Graden [siehe § 10] als Heiden angesehen werden.
- 31 Ein Handwerksmann und Künstler soll sein Wort auf den Tag halten, oder wenigstens ein oder 2 Tage vorher die Ursach, warum er's nicht halten kann, dem Besteller anzeigen.
- 32 Alle rechtliche Erkenntnis, soviel die mit diesen Statuten übereinkommenden Brüder betrifft, soll sich auf die klaren Gebote Gottes, auf diese Statuten und auf die natürliche Billigkeit gründen.
- 33 Es soll alles mit freundlicher Bestrafung versucht, wer aber sich damit nicht gewinnen läßt, den Ort zu meiden angehalten werden.
- 34 Alle Sonnabend soll von den Ältesten eine Konferenz gehalten, und wer dazu gefordert wird, unwidersprechlich erscheinen, oder da er zweimal ungehorsamlich ausbleibt oder sich widerspenstig erzeugt, den Ort räumen.
- 35 Bei dem Wachen sollen die Brüder der Gemeinde zur Aufmunterung einen erbaulichen Vers aus einem Liede mit lauter Stimme absingen.
- 36 Alle die einfältigen Lehren, Exempel oder Regeln Jesu und seiner Apostel sollen die besondere und allgemeine Regel unserer Lehre, Ermahnung und Weissagung sein.
- 37 Wer in beharrlicher offener Unlauterkeit und beweislichem leichtsinnigen Wesen wandelt und deshalb solange er mahnt ist, daß ihm ohne Anstoß nicht länger zuzusehen, der soll vor den Ältesten mit Ernst gebunden, von den Brüdern ausgetan und nicht ehe in die Liebesvereinigung eingenommen werden, er habe denn seiner wahren Änderung sattsame Proben gegeben.
- 38 Alle Kinder in Herrnhut, welche sich zu Christo bekennen werden, sollen konfirmiert und ihnen sodann diese Statuten zur Überlegung gegeben werden.
- 39 Keine Oberkeit, kein Lehrer, Ältester oder Vorsteher, oder der in einigem Stück über die ändern gesetzt ist, soll sich seiner Gewalt auf andre Art bedienen, als daß er einen Gehilfen ihrer Freude und Seligkeit und einen sorgfältigen Helfer in ihren Leiden, Trübsalen oder Mangelhaftigkeit abgebe.

- 40 Die sämtlichen Gott liebenden Gemüter sollen in der Gemeinschaft und herzlichem Umgange mit ändern ihresgleichen keinen ausnehmen. Da sie es aber gegen alle täten, sollen sie sich gegen die Ältesten erklären, daß es aus keinen ändern Absichten als um ihres selbsteignen Nutzens willen, aus unverarglichen Ursachen geschehe, da denn die ändern ihrer schonen sollen.
- 41 Es soll einem jeden frei stehen, den ändern in Liebe zu erinnern und zu bestrafen, er habe gleich Grund dazu oder nicht. Es soll aber dergleichen mit großer Bescheidenheit geschehen, und solange einer in Heftigkeit ist, darf ihn der andre nicht anhören. Auch müssen wir mit des ändern Entschuldigung entweder zufried-

den sein oder andre Brüder dazu nehmen.

- 42 Wenn wir Verfolgungen erleiden sollten, so soll ein jeglicher wohl bedenken, daß solches teure und hochnützliche Übungen sind; die solche ausüben, lieben, ehrerbietig begegnen, auf alle Fragen bescheidenlich und einfältig antworten, und mit getrostem Wesen in alles, was ihm begegnet laut seines Bekenntnisses hineingehen.

"Die Statuten von 1727" wurden mit freundlicher Genehmigung des Verlages dem Buch *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder*. Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1727 bis 1760, herausgegeben von Hans-Christoph Hahn und Hellmuth Reiche!, entnommen. Das Buch erschien 1977 im (c) Friedrich Wittig Verlag Hamburg und ist im Buchhandel erhältlich.

Ursula Gieseke

Kirche als Bewegung...

... was bewegt die Brüdergemeine?

Die Geschichte der "Erneuerten Brüder-Unität", auch "Herrnhuter Brüdergemeine" genannt, begann 1722, als Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf drei mährischen Flüchtlingsfamilien genehmigte, sich auf seinem Grund und Boden in der Oberlausitz anzusiedeln. Als eigentliche Geburtsstunde der Brüdergemeine wird der 13.8.1727 angesehen, an dem bei einer Abendmahlsfeier Streitigkeiten, die über Jahre zwischen den Siedlern bestanden, überwunden wurden. Erhalt und Gestaltung der inneren und äußeren Strukturen der Glaubens- und Lebensgemeinschaft der Herrnhuter wurden zum Lebenswerk Zinzendorfs. Von Herrnhut gingen Impulse auf christliche Gemeinden in Deutschland und Europa aus und durch die Entsendung von Missionaren auch auf die nicht-christliche Welt.

Zinzendorf, in seiner Hallenser Schulzeit stark durch Francke geprägt, wird zur dritten Generation des Pietismus gerechnet. Im Zentrum seines theologischen Denkens stand die Alleinwirksamkeit der durch den gekreuzigten Christus vermittelten Gnade. Aus dieser Gnadengewißheit heraus erwuchs

bei Zinzendorf ein Frömmigkeitsstil, der nicht gesetzlich verengt, sondern lebensfroh und weltoffen war; weltoffen auch insoweit, als er die Bereitschaft, in anderen Konfessionen Gutes und Wahres zu entdecken, miteinschloß. Obwohl in der Herrnhuter Gemeine Christen verschiedener Konfessionen zusammekamen, hielt Zinzendorf an ihrer äußeren Verankerung im Gefüge der (luth.) Landeskirche Sachsens fest. Für ihn bestand die Aufgabe der Brüdergemeine darin, erneuernde Impulse auf die protestantischen Groß- bzw. Landeskirchen auszuüben und so die Erneuerung der Kirche insgesamt zu stimulieren. Entsprechend seiner Überzeugung: Wenn sich etwas bewährt hat, muß man es verändern, sah er in der Veränderung, in der Bewegung auch ein wichtiges Merkmal kirchlicher Existenz. Zinzendorfs Gedanke der Erneuerung der Kirche als Bewegung nimmt das Motiv des wandernden Gottesvolkes, eine ekklesiologische Perspektive der katholischen und ökumenischen Theologie der Gegenwart, vorweg. Das schnelle Wachstum der Brüdergemeine und ihre weltweite Verbreitung (Mission) führten schließlich doch zu einer eigenen Kirchenbil-

dung (1742 wurde in Preußen die Mährische Kirche mit eigener Verfassung zugelassen).

Dennoch hat die ekklesiologische Vision Zinzendorfs bis in die Gegenwart hinein Auswirkungen auf das Selbstverständnis der Brüdergemeine gehabt. So gehört die Brüdergemeine heute zwar formal zu den Freikirchen, versteht sich selbst jedoch nicht als eine von diesen, sondern als "Scharnier" (Pastorin Klätte) zwischen Landeskirchen und Freikirchen. Daher wird u.a. die Möglichkeit zur doppelten Mitgliedschaft - in der Brüdergemeine und den ev. Landeskirchen - eingeräumt und die Bedeutung der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 als theologische Richtschnur anerkannt. In der 265-jährigen Geschichte der Brüdergemeine sind die Herrnhuter weder in den Großkirchen aufgegangen, noch haben sie sich vollständig von ihnen gelöst. Was charakterisiert diese Gruppe von weltweit 550 000 Brüdern und Schwestern? Was prägt ihr Gemeindeleben? In der 1957 von der Unitätssynode verabschiedeten Erklärung heißt es: "Die Brüdergemeine sieht ihren Hauptauftrag und den Sinn ihres Dasein darin, diese frohe Botschaft - das Wort vom Kreuz (Anmerk. der Verf.) - zu bezeugen." Zeugendienst ist nicht allein Aufgabe des einzelnen, sondern Auftrag der ganzen Gemeinde. Die Gemeinde ist Dienstgemeinschaft, im Dienst am Nächsten

und an der Welt. Dieser Gedanke hatte bereits z.Zt. Zinzendorfs zur Ausprägung einer differenzierten innergemeindlichen Ämterstruktur geführt, in der die vielfältigen Gaben der Gemeinde zum Einsatz kommen sollten. Bis in die Gegenwart hinein liegt hierin ein Kennzeichen der Brüdergemeine und zugleich ihre besondere Bedeutung gegenüber den Groß- und Freikirchen. Das Bemühen, Gemeinde von Brüdern und Schwestern, diakonische Gemeinde zu sein, gestaltet sich in der Brüdergemeine im andauernden Dialog mit anderen christlichen Gemeinschaften, als Balanceakt zwischen Rückzug und Öffnung, als Versuch, die Gegenwart nicht als Bedrohung gemeindlicher Tradition zu fliehen, sondern als Auftrag zu deren unausgesetzter Neugestaltung.

Spürbar ist in der Brüdergemeine die Rückbindung an die Geschichte der Böhmisches Brüderkirche, deren letzter Bischof Johann Amos Comenius war. Verfolgung, lange Fluchtwege und Leben in der Diaspora haben diese geprägt. Als Minderheitskirche haben die Herrnhuter wie etwa auch die Waldenser oder die reformierte Kirche Frankreichs das Wissen, daß Christsein nicht herrschen, sondern dienen, nicht ankommen, sondern unterwegssein bedeutet, tiefer bewahrt als manche der Großkirchen.

Sylvia Krautter

"Unter des Herrn Hut"

Aspekte einer diakonisch handelnden Gemeinde:

Zinzendorf und die Brüdergemeine

Im Rahmen einer DWI-Exkursion nach Herrnhut in der Passionswoche 1992 standen Zinzendorf, die Brüdergemeine und damit das "Modell" einer diakonisch handelnden Gemeinde im Mittelpunkt. Drei Aspekte sind mir dabei wichtig:

1. Diakonisch handelnde Gemeinde als lernende Gemeinde

Im 18. Jahrhundert - zur Zeit Zinzendorfs - brach das Zeitalter des Individualismus an. Zinzendorf hatte einen Blick für den damit

verbundenen Reichtum, aber auch für die daraus resultierenden Ängste der Menschen. Die Kirche seiner Zeit begriff nicht, daß mit den herkömmlichen Gottesdiensten, kirchlichen Amtshandlungen und Hausandachten in den Familien Geschwisterlichkeit und Gemeinschaft im Sinne des Neuen Testaments nicht wachsen können. Zinzendorf entgegnete dieser Entwicklung: "Ich statuiere kein Christentum ohne Gemeinschaft". Die Gemeinschaft im alten Herrnhut war in eine Vielzahl von Ämtern und Diensten gegliedert. Fast alle Gemeindeglieder hatten je nach ih-

ren Gaben, Interessen und Möglichkeiten eine Aufgabe, durch die sie zum Ganzen beitragen konnten. Für das Leben der Brüdergemeine ist kennzeichnend, daß sie nach Altersstufen und Familienstand in Chöre gegliedert ist. Diese Chöre bilden die "Keimzellen" des Gemeindelebens und sollen verhindern, daß es in der Gemeinde Vereinsame, Vergessene, im Alter Unversorgte gibt. Schwestern und Brüder aus den Chören werden hin- und herversetzt, damit sie nicht innerhalb eines Chores "introvertieren". Die/der Einzelne steht aber nicht nur in der engsten Schwestern-/Bruderschaft ihres/seines Chores, sondern zugleich in der großen Gottesdienstgemeinde, die wiederum hineingestellt ist in die eine Christenheit auf Erden.

Auf diese Weise wird jene unabdingbare Freiheit und Gebundenheit für den/die Einzelne/n ermöglicht und bewahrt. Zinzendorf hat an der täglich zusammenkommenden Gottesdienstgemeinschaft als immer neuen Quellort geschwisterlicher Verbundenheit festgehalten. Bis heute bildet die "Predigtversammlung" am Sonntagmorgen den Mittelpunkt des gemeindlichen Lebens. Zinzendorf trat ein für die Kirche des "Priestertums aller Gläubigen", die das "Einmannsystem" überwunden hat, für eine mündige Kirche. Er hat seine eigenen Arbeiter aus der Leibeigenschaft entlassen. Fast alle, Laien, Adlige, Handwerker oder Kaufleute, sind zu allen denkbaren Ämtern, Diensten und zur Seelsorge befähigt. Gelehrte Leute aus dem In- und Ausland besuchten den Töpfer Martin Dober in der Werkstatt, setzten sich vor seinen Drehstuhl und "achteten auf des Priesters Lippen". Karl Barth nennt das "das Theion im alten Herrnhut".

Alle Leitungsämtler in der Brüdergemeine sind Wahlämter, deren Inhaber/innen alle zwei Jahre neu bestätigt werden müssen. Die Leitung der einzelnen Gemeinden liegt bei dem Ältestenrat - der/die Pfarrer/in ist nur "Gemeindehelfer/in". Auch das Ansehen und die Stellung der Frauen in der Brüdergemeine hebt sich deutlich von der im 18. Jahrhundert noch üblichen Unterscheidung und Mißachtung der Frau ab. Zinzendorf trat dafür ein, daß die Schwestern aktiv im Gemeindedienst stehen und Ämter übernehmen. Die Schwestern besaßen das uneingeschränkte Wahlrecht in den Gemeindever-

sammlungen. "Wir *lernten* lieben", so nannte Zinzendorf den Prozeß hin zur Brüdergemeine "unter des Herrn Hut" (Herrnhut), einer geschwisterlichen *Lerngemeinschaft*. Eine diakonisch handelnde Gemeinde, die sich als geschwisterliche Lerngemeinschaft versteht, braucht Orte, Texte, Zeichen und Aufgaben:

Orte, an denen Menschen sich immer neu auf das ansprechen lassen, was sie verbindet, Freiräume, in denen sie schrittweise einüben können, aus sich herauszugehen und auf andere zuzugehen.

Texte, die Menschen herausfordern, ihre Rolle neu zu gestalten und im Zusammenspiel zu erproben.

Zeichen, die Menschen Vertrauen zu anderen ermöglichen und ihnen die Freiheit geben, die/der zu sein, die sie/er wirklich ist.

Aufgaben, in denen Menschen ihre Fähigkeiten und die der anderen erkennen lernen und erfahren, daß wir alle aufeinander angewiesen sind.

Diakonie geschieht in Gemeinschaft und durch Gemeinschaft, in der Menschen und Gruppen eigenständig und situationsbezogen miteinander leben und glauben lernen.

Diakonisch handelnde Gemeinde als *Lerngemeinschaft* bedeutet dann auch zunehmendes Wissen um gesellschaftliche Zusammenhänge, zunehmende Entdeckung der eigenen Beteiligung an solchen Zusammenhängen, Wut über Ungerechtigkeiten, Parteinahme für die, die Ungerechtigkeit erfahren und erleiden, gemeinsame Überlegungen und Schritte für neue und veränderte Wege solidarischer Lebensweisen.

2. Diakonisch handelnde Gemeinde als genossenschaftliche Gemeinde

Zinzendorf entwarf 1727 zusammen mit anderen eine Grundordnung für die neue Gemeinde in Herrnhut: die "Statuten". In ihnen wird das Zusammenleben bis ins Einzelne geregelt. Im ersten Teil geht es um kommunale Fragen, um die Pflege der Straßen, Verhalten beim Radbruch einer Kutsche, um Bauangelegenheiten und Steuern. Im zweiten Teil werden die Leitlinien für das geschwisterliche Miteinander entworfen. Die Ordnung erinnert an alte genossenschaft-

liche Dorfstatuten, in denen auch das soziale Verhalten der Gemeinschaft geregelt wird. Das genossenschaftliche Gemeindeverständnis von Herrnhut kommt in folgendem Artikel der "Statuten" zum Ausdruck, der zwar Obrigkeiten und Autoritäten anerkennt, ihnen aber keine Machtausübung zugesteht: "Keine Obrigkeit, kein Lehrer, Ältester oder Vorsteher, oder der in einigem Stück über die ändern gesetzt ist, soll sich seiner Gewalt auf andre *Art* bedienen, als daß er einen Gehilfen ihrer Freude und Seligkeit und einen sorgfältigen Helfer in ihren Leiden, Trübsalen oder Mangelhaftigkeit abgebe."

Das genossenschaftliche Gemeindeverständnis der Brüder-Unität wird besonders unterstrichen durch die zahlreichen Gewerbebetriebe, die sich im Besitz der einzelnen Gemeinden befinden. Neben den beträchtlichen Beitragsleistungen der Mitglieder sind es in Sonderheit die gewerblichen Einnahmen, durch die die Gemeindegewerke finanziert wird. Die Bestimmungen der Kirchenordnung der Brüder-Unität von 1957 zur Nutzung ihrer wirtschaftlichen Unternehmungen dürften einmalig sein: "... Die Brüdergemeinde erwartet auch von ihren Mitgliedern, die Geschäfte betreiben, daß sie diese im Geiste der Gemeinde Christi führen. Alle Geschäfte sollen ein Zeugnis dafür sein, daß brüderliche Gemeinschaft auch in der Arbeit möglich ist. Darum sollen Wahrhaftigkeit, Treue und soziale Gesinnung in ihnen herrschen. Gewerbe und Betriebe, die nach ihrer ganzen Art oder durch ihre Erzeugnisse Gottes guten und gnädigen Willen mit den Menschen widersprechen, haben keinen Raum im wirtschaftlichen Leben der Brüdergemeinde."

Weiter heißt es in der Kirchenordnung von 1957: "Die Gewinne aus den Gemeinschaften dienen dem Haushalt der Brüdergemeinde und dem Ausbau der ihr von ihrem Herrn zugewiesenen Aufgaben. Dadurch wird die Versuchung zur Vergrößerung der Betriebe und ihrer Gewinne um ihrer selbst willen, sowie allen Spekulationen und gewagten Unternehmungen gewehrt. Einem gesunden Wachstum dagegen, das neue Arbeitsmöglichkeiten schafft, bleibt der Weg geöffnet..."

Es bleibt immer deutlich, daß die Zugehörigkeit zur Brüdergemeinde ein Stück genossenschaftliche Gemeinschaft bedeutet, die den Einzelnen fördert, ihm aber zugleich Geborgenheit und Gemeinschaft schenkt. Hier kor-

respondieren zentrale Inhalte der Genossenschaftsidee wie Kooperation, Selbsthilfe und Kreativität mit den Vorstellungen des Christentums zu humaner Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens. Die genossenschaftlichen Glaubensverbindungen weisen bis heute auf ein Defizit örtlicher Kirchengemeinden hin. Zwischen der Unverbindlichkeit eines volksgemeinschaftlichen Christentums und einem fast ordnungsmäßigen Eingebundensein sind auch auf dem Boden örtlicher Gemeinden Formen des gemeinsamen Lebens vorstellbar. Auch die Ordnungen der frühen Christenheit kannten verschiedene Formen der Zugehörigkeit und der Verbindlichkeit.

Eine diakonisch handelnde Gemeinde als *genossenschaftliche* Gemeinde schließt ein, daß es eine Vielzahl von eigenverantwortlichen Gemeinden gibt, die durchaus unterschiedliche Profile haben. Dieser Unterschied der Profile betrifft die Inhalte, die Arbeitsformen, die Rechtsformen und die Finanzierung der Gemeindegewerke. Die Gemeinden sind Personalgemeinden, deren Mitglieder sich persönlich kennen. Eine diakonisch handelnde Gemeinde als *genossenschaftliche* Lerngemeinschaft versucht gemeinsames Leben in der Verbindlichkeit des Glaubens und antwortet auf das Verlangen nach einer Not- und Suchgemeinschaft in zeitbedingten Bedrängnissen.

3. Diakonisch handelnde Gemeinde als ökumenische Gemeinde

"Wenn mich nicht Alles trügt, ist eben das die gewiß prophetische Intention des Grafen Zinzendorf bei der Gründung seiner merkwürdigen 'Brüdergemeinde' gewesen: nicht die Konfessionskirchen zu sprengen, nicht sie durch eine Superkirche zu ersetzen, sondern sie in treuen Gliedern verschiedener Sonderkirchen, in Freiheit zusammengetreten, unter der wunderbarlich genug zu ihrem 'Generalältesten' gewählten Jesus Christus zunächst exemplarisch mit ihrer nicht verlorengangenen und faktisch unverlierbaren Einheit zu konfrontieren. Es wird schon kein Zufall sein, daß derselbe Mann, der in seiner Predigt, Dichtung und Dogmatik (sofern er eine solche hatte) der größte - und vielleicht der einzige ganz echte - Christozentriker ... der Neuzeit gewesen ist, vielleicht auch der erste echte, d.h. ganz von der Sache aus denkende und redende Ökumeniker genannt werden muß" (Karl Barth, KD IV,1,1953, 763)

Nach Zinzendorf sind wir "auf dreierlei Art in der Welt etabliert, entweder als Gemeinen an einem Orte, oder als Gehilfen in den Religionen (d.h in den Konfessionen und Denominationen), oder als independente Zeugen und Leute des Heilands an solchen Orten, wo sonst niemand ist". Und Zinzendorf weiß: "Wer seiner Religion aufhelfen will, muß sie nicht für ein Babel, sondern für ein zerbrochenes Zion halten, und das von Herzen, alsdann fragt er nach Hilfe, nach Salbe, alsdann trauert er um den Schaden Josephs". Seit dem 13. August 1727 nehmen in Herrnhut Reformierte, Lutheraner, mährische Schwestern und Brüder, Separatisten und ehemalige Sektierer das Abendmahl miteinander ein und wissen sich in einer Kirche.

1751 wurde das erste ökumenische Gesangbuch von Zinzendorf zusammengestellt. Eine Sammlung aus der mährischen, lutherischen, reformierten Kirche, aus Liedern der katholischen Kirche des späten Altertums und des Mittelalters. Auch Hymnen der griechisch-katholischen und der äthiopischen Kirchen sind vertreten: "... ein innerhalb der protestantischen Liturgiegeschichte einmaliger Vorgang" (E. Beyreuther).

Zinzendorf vertritt die Auffassung: "In jeder Religion (Kirche) liegt ein gewisser Gedanke Gottes, der durch keine andere erhalten werden kann." Die ökumenische Aufgeschlossenheit, die sich von dogmatischer und konfessionalistischer Selbstgefälligkeit freizuhalten versucht, ist beeindruckend. Weil die

Brüdergemeine keinerlei Ausschließlichkeitsanspruch erhebt, sondern - jedenfalls in Europa - ihren Mitgliedern eine Doppelmitgliedschaft in anderen evangelischen Kirchen freistellt, ist sie so etwas wie ein "ökumenischer Mikrokosmos" (Martin Niemöller).

In einer diakonischen Gemeinde als *ökumenischer, genossenschaftlicher Lerngemeinschaft* geht es nicht um das Erbautwerden im Kreis innerlich Gleichgesinnter, der Wahlgemeinschaften, sondern um das Sich-öffnen nach außen, um das Sich-einbeziehen-lassen in die Bewegung Gottes, der sich der Welt im umfassenden, ökumenischen Sinn zuwendet.

Ökumenische Gemeinde bedeutet, Menschen lernen, sich Fremdem und Fremden zu öffnen, miteinander zu teilen und dabei für das offen zu sein, was über ihr Denken und Handeln an ihrem jeweiligen Ort hinausgeht.

Die Exkursion nach Herrnhut gab Einblicke in die Probleme und Schwierigkeiten der Brüdergemeine und Brüder-Unität heute. Dabei hat sich gezeigt, daß die Aspekte einer diakonisch handelnden Gemeinde als *ökumenischer, genossenschaftlicher Lerngemeinschaft* durch die Jahrhunderte und die verschiedensten gesellschaftlichen Systeme hindurch nicht weniger, sondern mehr an Bedeutung gewonnen haben. Und Zinzendorf hat wohl recht, wenn er sagt: "Es ist gut, daß wir Ordnungen und Methoden haben, aber dem Heiligen Geiste müssen dadurch nicht die Hände gebunden sein."

Hillard Smid

Liturgisches Gemeindeleben in Herrnhut

Eines der herausragendsten Elemente im Gemeindeaufbau der Herrnhuter Brüdergemeine stellt ihr reichhaltiges und vielfältiges liturgisches Leben dar. Da wir gerade in der Karwoche in Herrnhut sein durften, hatten wir Gelegenheit, einen der Höhepunkte im liturgischen Jahr der Gemeinde wenigstens teilweise kennenzulernen. Doch zunächst einiges Grundsätzliches voraus:

Auch in der Entfaltung liturgischer Formen in der Brüdergemeine stellt Zinzendorf die maßgebliche Persönlichkeit dar. Sein Wunsch war: das ganze Leben der Gemeinde werde liturgisch geheiligt, das ganze Leben des Christen als Gottesdienst gestaltet. Darum legt man auch heute noch in der

Brüdergemeine Wert darauf, die Zusammenkünfte der Gemeinde nicht als Gottesdienste, sondern als *Versammlungen* zu bezeichnen.¹

Zinzendorf war es wichtig, daß es im Leben der Gemeinde "ordentlich" zugehe.² Ein wichtiges Element für die Gestaltung des Zusammenlebens waren die "geordneten" Versammlungen der Gemeinde, deren Aufbau bzw. Ablauf nun allerdings *liturgiegeschichtlich ein Novum*³ bilden, da ihre Gestalt weder von der lutherischen Messe noch vom oberdeutschen bzw. reformierten Predigtgottesdienst her abgeleitet werden kann; das hängt damit zusammen, daß die Herrnhuter Geschwister zunächst noch in die lutherische Ortsgemeinde von Berthelsdorf und deren Gottesdienst integriert waren, so daß Zinzendorf alle Freiheiten besaß, überdies für die speziellen Bedürfnisse seiner Brüdergemeine eigene liturgische Formen zu schaffen. Ungeklärt ist allerdings deren eventuelle Beeinflussung durch überkommene Gottesdienstordnungen der alten Brüder-Unität.

Je nach Anlaß und Art der Zusammenkünfte gab es zunächst Gebetsversammlungen (bes. die "Litanei"), Abendmahl, Liebesmahl, Fußwaschung, Singstunden und Predigtversammlungen (letztere in Herrnhut selbst allerdings erst ab 1761⁴) mit ihren je eigenen Ordnungen. Hat sich dabei auch manches in der Geschichte Herrnhuts verloren oder verändert, so haben sich doch die wesentlichen Elemente der liturgischen Anregungen Zinzendorfs bis heute erhalten.

Großen Wert legte Zinzendorf auf das *Singen*, das er für eine besondere Gabe des Geistes und für göttliche Handlung hielt. Im Blick auf die Lieder des Gesangbuchs sagte er: "Das Gesangbuch ist eine Art Antwort auf die Bibel, ein Echo und Fortsetzung. Aus der Bibel sieht man, wie Gott mit den Menschen redet, und aus dem Gesangbuch, wie die Menschen mit Gott reden."⁵ So erhält das Singen als gemeinschaftsstiftendes Element im Gemeindeaufbau Herrnhuts einen hervorragenden Platz.⁶ Die seit 1727 regelmäßig

abgehaltenen Singstunden schätzte Zinzendorf daher neben der Feier des Abendmahls als die wichtigste Form der Gemeinversammlungen, höher noch als die Predigt. "Eine hübsche Materie traktieren, ist auch ein Werk in Gott getan, aber es ist weniger als Liturgie halten und seinem Gott singen. Das erste kann aus einer soliden Erkenntnis, aus einem gesegneten Lesen, aus einer gründlichen Wissenschaft herkommen. Eine Singstunde aber, eine Liturgie sollte nicht gehalten werden, ohne daß der Heilige Geist eben jetzt Odem dazu gäbe (...). Es ist also eines göttlicher als das andere."⁷ "Die Singstunden sind jetzt [1750] das Verachtetste in der Gemeinde, da [obwohl] sie doch nach dem Heiligen Abendmahl das Wichtigste sind und allen Lehrstunden weit vorgehen. Wer also nicht gern in die Singstunde geht, verrät mir, daß er in der Sache nicht zu Hause ist. Das Singen ist ein Charisma."⁸ In diesen Singstunden wird durch die Aneinanderreihung von etwa 20 Strophen verschiedener Lieder zu einem bestimmten Thema, etwa der Tageslosung, "eine Art 'Liederpredigt'" gehalten, "in der die Gemeinde zugleich Subjekt und Objekt des gottesdienstlichen Geschehens wird. In der Singstunde liegt also eine einzigartige gegenseitige Durchdringung des liturgischen und homiletischen Elementes vor. Im Unterschied zum individualistischen Grundzug des Pietismus stellte sich in all diesen Feiern der brüderliche Gemeingeist dar."⁹ Beeindruckend dabei ist, welche Fülle von gemeindlichem Geschehen in den Liedern der Gemeinde zusammenkommt und verdichtet wird. So werden in der Singstunde Themen wie Abendmahl, Gebet, Gemeinschaft, Ökumene, Mission oder Diakonie angesprochen, ohne daß das Thema der Losung oder auch des ausgewählten Bibelabschnittes dazu jedesmal unmittelbaren Anlaß böte. Dabei können jeweils auch Lieder aus anderen Teilen des Kirchenjahres gesungen werden, etwa ein Weihnachtslied zur Passionszeit, wodurch z.B. der Zusammenhang von Krippe und Kreuz veranschaulicht wird, besser, als Worte dies je tun könnten.¹⁰

1 Vgl. Handbuch, 22 f.

2 Vgl. Hahn/Reichel, 209 ff.

3 Vgl. Nagel, 166.

4 Vgl. Handbuch, 21.

5 Vorspruch zum Gesangbuch der Brüdergemeine.

6 Vgl. Möller, 54.

7 Hahn/Reichel, 223 f.

8 AaO., 222. Die 1. Ergänzung von mir, die 2. im Text.

9 Nagel, 168.

10 Vgl. dazu Handbuch, 18.

II.

Eine reiche Fülle von Leseversammlungen findet in der *Karwoche* statt. In einer Art Evangelienharmonie werden die biblischen Texte der "Geschichte der letzten Tage Jesu Christi auf Erden"¹¹ gelesen, "immer wieder unterbrochen durch den Gesang der Gemeinde, die damit in den Zusammenhang der Geschichte hereingeholt wird"¹². Gepredigt wird nicht, auch gibt es teilweise keine Gebete; die Lieder werden durch eine liturgische Kommission auf längere Zeit hin festgelegt. Dadurch fehlt natürlich eine explizite Aktualisierung des Geschehens, also gewissermaßen der umgekehrte Schritt, die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu Christi in unsere Zeit hereinzuholen, zumal die Lieder zu Zinzendorfs Zeiten sehr wohl aktuelle Bezüge, die auch als solche verstanden werden konnten, enthielten (etwa die Auseinandersetzung mit der Orthodoxie); andererseits hat hier das Wortgeschehen wirklich absoluten Vorrang; das Ziel der Leseversammlungen ist es denn auch, "auf auslegende Menschenworte zu verzichten und allein Gottes Wort zu lesen und damit wirken zu lassen"¹³. Im Blick auf die sicherlich anfechtbare Verwendung einer Evangelienharmonie während dieser Versammlungen betont der "Ausschuß für liturgische Fragen" der Brüdergemeinde, es gehe "nicht um einen Ausgleich der Unterschiede; vielmehr soll die Geschichte Jesu, die in der Mitte unserer Zeit geschehen ist, vor Augen treten, denn es ist die Geschichte ohnegleichen, mit der jede Generation gleichzeitig lebt, weil es der Weg Jesu Christi in unserer Mitte und für uns ist"¹⁴. Diese Art der Vergegenwärtigung des Heilsgeschehens, das Sichtbarwerden seines "pro nobis", ist ein theologischer Grundgedanke in der Herrnhuter Liturgik.¹⁵ Dem steht allerdings entgegen, daß die Geschichte Jesu in den Lesungen durch ihre zügige Abfolge und ungeheure Dichte (etwa Mk 13) so rasch vor dem geistigen Auge des Betrachters/der Betrachterin abläuft, daß es

11 So der Titel des dazugehörigen agendarischen Formulars, das in seinem Grundbestand auf Zinzendorf zurückgeht; vgl. Handbuch, 49.

12 So H. Reichel im Nachwort zur "Geschichte der letzten Tage Jesu Christi...", 77.

13 Handbuch, 49.

14 H. Reichel im Nachwort zur "Geschichte...", 77.

15 Vgl. Handbuch, 18.

manchmal schwerfällt, sich auf das eine oder andere wirklich einzulassen.

Sehr beeindruckend und ganz im Sinne des genannten theologischen Grundgedankens fand ich die in der Reihe der Karwochenversammlungen am Palmsonntag (und desgleichen auch am 1. Adventssonntag) stattfindende *Hosiannastunde*. Hier wird nach den Worten der Lesung "Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast Du Dir Lob bereitet" (Zitat Ps 8, 3 in Mt 21, 16) eine doppelhörige Motette "Hosianna dem Sohne Davids" von Christian Gregor im Wechsel von Kirchenchor und einer Gruppe (kleinerer und größerer) Kinder gesungen.¹⁶ Dadurch entsteht der Eindruck, es ereigne sich hier ein Stück Verlebendigung, ja symbolische Verleblichung des Wortgeschehens, das "Lob der Unmündigen" werde zum Greifen nah und stecke den Zuhörer/ die Zuhörerin förmlich an, in dieses Lob einzustimmen. Diese Weise der Aktualisierung des Christusgeschehens habe ich als sehr ergreifend empfunden.

Waren diese Versammlungen ursprünglich natürlich Feier der gesamten Gemeinde, so findet sich heute wohl nur noch ein mehr oder weniger großer Kern von Geschwistern zusammen. Dennoch war ich überrascht von dem regen Besuch und v.a. der Regelmäßigkeit, mit der manche, auch jüngere Gemeindeglieder jedenfalls an den Versammlungen, in denen auch wir zu Gast waren, teilnahmen, obwohl diese in der Karwoche täglich (und ab Gründonnerstag sogar mehrmals am Tag) stattfinden. So stellt sich dem/ der von außen Betrachtenden der Eindruck ein, daß die "gottesdienstlichen" Versammlungen auch heute noch ein sehr wichtiges Bindeglied in der Herrnhuter Brüdergemeinde darstellen.

III.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Liturgie eines der wichtigsten Elemente im Herrnhuter Gemeindeaufbau in Vergangenheit und Gegenwart bildet. Im Blick auf dessen Anfänge kann gesagt werden, daß Zinzendorf und die Herrnhuter Geschwister hier in einem (wohltuenden!) Gegensatz zu sonstigen individualisierenden pietistischen Strömungen ihrer Zeit stehen. Dabei stellen

16 Vgl. aaO, 38f.

die verschiedenen Formen der Gemeinversammlungen liturgiegeschichtlich einen neuen Durchbruch dar, von dem der Liturgiewissenschaftler William Nagel sagt, "daß das, was hier zum Lichte drängt in einer innerhalb der Liturgiegeschichte seltenen Nähe zum Urchristentum steht"¹⁷. Diese Nähe erklärt sich m. E. daraus, daß in Herrnhuts Liturgie eine Begegnung möglich wird zwischen Tradition und aktuellen Erfahrungen, zwischen einer quasi-objektiven äußeren, festen "Ordnung" und deren persönlicher Ausgestaltung, wobei dem Wortgeschehen eine vorrangige Stellung eingeräumt, aber auch Raum für aktuelle gemeindliche Anliegen gewährt wird.

Anmerkung zum Ganzen:

Die in diesem Artikel dargestellten liturgischen Formen bilden nur einen kleinen Teil der sehr viel zahlreicheren Versammlungsformen der Herrnhuter Brüdergemeine, nämlich den, den wir während unseres Besuches in Herrnhut kennenlernen konnten. Darauf im Wesentlichen beziehen sich meine eigenen Eindrücke und Überlegungen zum liturgischen Leben der Brüdergemeine.

Verwendete Literatur

- Albrecht, C., Einführung in die Hymnologie, Göttingen ³1987.

- Für die Versammlungen der Brüdergemeine in der Karwoche (Liederheft), Herrnhut o. J.
- Gesangbuch der Evangelischen Brüdergemeine, hrsg. von den Direktionen der Evangelischen Brüder-Unität in Herrnhut und Bad Boll, Hamburg ²1982.
- Geschichte der letzten Tage Jesu Christi auf Erden und Zeugnisse vom Auferstandenen, hrsg. vom gemeinsamen Ausschuß für liturgische Fragen der Brüder-Unität, Distrikt Herrnhut und Bad Boll, Stuttgart 1986.
- Hahn, H.- C./ Reichel, H., Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder. Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1722 bis 1760, Hamburg 1977. (= Hahn/Reichel)
- Handbuch für Versammlungen in der Brüdergemeine - Eine Arbeitshilfe für Liturgen und Kirchenmusiker -, hrsg. von der Direktion der Brüder-Unität in Herrnhut und Bad Boll, 1990. (= Handbuch)
- Möller, C., Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd. 2: Durchblicke - Einblicke - Ausblicke, Göttingen 1990. (= Möller)
- Nagel, W., Geschichte des christlichen Gottesdienstes, Sammlung Göschen 1202/1202a, Berlin ²1970. (= Nagel)

Matthias Bormuth / Christoph Mehl

Niesky - Die diakonische Einrichtung...

Dritter Tag der Exkursion - Besuch der Diakonissenanstalt "Emmaus" in Niesky: Wir lassen Herrnhut hinter uns und fahren über Land in das gut dreißig Kilometer nordöstlich gelegene Städtchen Niesky. Dort angekommen finden wir über Hinterhöfe unseren Weg in den weiß getünchten "Betsaal" der Anstalt, Signum Herrnhuter Frömmigkeit. Die junge Personalleiterin empfängt uns mit ersten Informationen zur gegenwärtigen Situation dieser diakonischen Einrichtung, die bei 370 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen durch Kranken- und Altenpflege sowie Kinderbetreuung geprägt ist. Wir wandern alsdann über das weitläufige Gelände des 1900 er-

bauten Krankenhauses, durchqueren Holzbaracken, die gleichermaßen für Betreute und Mitarbeiter als Domizil dienen. Zum Mittag genießen wir die Gastfreundschaft der Diakonissen und erfahren auch aus ihrer Sicht, wie sich die Arbeit darstellt.

Ihre gegenwärtigen Probleme...

Zentrum der diakonischen Tätigkeit ist das Krankenhaus. Mit 133 Betten bei je zwei chirurgischen und inneren Stationen ist es zuständig für die Normalversorgung im Raum Niesky. Unentbehrlich für das politische Gemeinwesen - die ambulanten Aufgaben der eingegangenen Poliklinik fallen zum größten Teil auch noch dem Krankenhaus zu - erhält

¹⁷ Nagel, 169.

es für ein halbes Hundert staatlicher Millionen einen Neubau. Nach dem Kräftechwund der betrieblichen und kommunalen Sozialversorgung im Zuge der Wende war die Diakonie ebenso im Bereich der Altenpflege und Kindertagesbetreuung gefragt. Die Einrichtung nahm die Herausforderung an und übernahm mit den Aufgaben auch ehemals staatliches Personal. Sie erfuhr einen Zuwachs an Mitarbeitern von rund einem Drittel auf 370 und avancierte auch angesichts großer Massenentlassungen am Ort zum drittgrößten Arbeitgeber in Niesky.

Es ist nun nicht allein der Zerfall der staatlichen Infrastruktur als Movens für solche Ausweitung herauszustellen. Die langjährige ideologische und finanzielle Eigenständigkeit und Eigenverantwortung der diakonischen Herrnhuter-Gemeinde gegenüber dem Staat bildete eine wichtige Voraussetzung für ein schnelles und planvolles Handeln in der Zeit des Zusammenbruchs des Sozialsystems der ehemaligen DDR. Hier hat sicherlich neben bereits frühzeitig bereit liegenden (Bau-) Plänen auch die moralische Integrität als kirchliche Einrichtung zur großvolumigen Auftragsvergabe von selten des "Freistaates Sachsen" beigetragen.

Gerade aber auch im Zuwachs der Aufgaben stellen sich mit ihnen mannigfache Probleme. Wie können sich die neuen, meist nicht-kirchlichen Mitarbeiter integrieren, so daß es nicht zum beiderseitigen Identitätsverlust kommt? Überspannen die finanziellen Mittel die geplanten Vorhaben? Läßt sich hier die Angleichung ans westdeutsche Sozialsystem mit brennenden Pflegesatz- und Gehälterfragen bewältigen? Die Frage, ob man den immensen Herausforderungen der Nach-Wende-Zeit in einer Weise gewachsen ist, daß im spürbaren und sichtbaren Wandel sich unter neuen Rahmenbedingungen eine eigenständige Identität der diakonischen Arbeit herausbilden kann, wird in Niesky weiterhin gestellt werden.

Und ihre geschichtlichen Traditionen.

Es ist kaum verwunderlich, daß in den unruhigen Zeiten nach der Wende die Geschichte der diakonischen Einrichtungen in Niesky größere Bedeutung gewinnt. Während sich die politischen und sozialen Rahmenbedingungen diakonischen Handelns schlagartig verändern, sucht man Orientierung in der

theologischen Tradition der Herrnhuter. Wir hatten den Eindruck, daß diese Besinnung auf Geschichte keineswegs in starren Formen mündete, sondern vielmehr Hilfestellungen gab, aus der eigenen Tradition heraus gegenwärtige Aufgaben zu begründen und neu mit innerer Kraft zu beleben.

Gerade die Herrnhuter Tradition der Freiheit gegenüber äußeren Formen erleichtert das gegenwärtige Gespräch über eine Neuordnung der Schwesternschaft, um die sich die alte Schwesternschaft, zu deren Schwestern heute nur noch 5 nicht im Ruhestand befindliche Schwestern zählen, und die "freie Schwesternschaft" bemühen. Um die letztgenannten jüngeren, nicht immer in christlicher Tradition aufgewachsenen Pflegekräfte an die diakonischen Traditionen der Herrnhuter heranzuführen, werden im Rahmen von Fortbildungsseminaren auch theologische und geschichtliche Grundlagen vermittelt.

So konnte man in Niesky den Eindruck gewinnen, daß sich nicht nur die älteren Mitarbeiter einem besonderen diakonischen Auftrag aufgrund besonderer Geschichte verbunden fühlen. Daher seien im folgenden einige Aspekte zur Charakterisierung der Geschichte des Diakonissenmutterhauses "Emmaus" dargestellt:

Am 6.5.1866 wurde das Diakonissenmutterhaus "Emmaus" in Gnadenfeld durch Dr. Hermann Plitt gegründet, dem Leiter des theologischen Seminars der Brüdergemeine. Impulse, die zu dieser Gründung führten, waren 1. die Wiederbesinnung auf die diakonischen Traditionen der Herrnhuter (z.B. hat schon Zinzendorf Frauen in diakonische Ämter, wie Almosenpflegerinnen und Krankenwärterinnen, eingesegnet), 2. das Bemühen um "innere Mission" in der Erweckungsbewegung, von der Plitt geprägt wurde, und 3. die Auffassung Pütts, daß diakonische Arbeit in die theologische Ausbildung integriert werden müsse und deshalb auch entsprechende Arbeitsfelder für die jungen Brüdergemeine-Theologen geschaffen werden müssen.

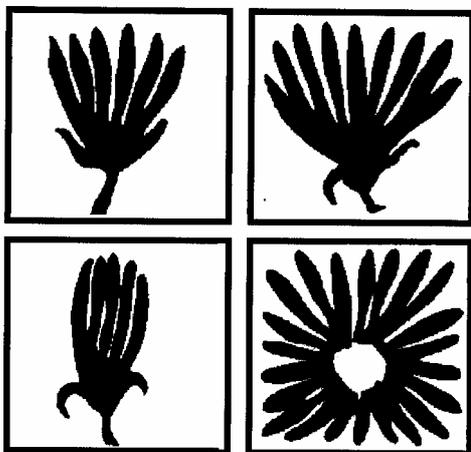
Die Arbeit der Diakonissen begann mit der Krankenpflegearbeit in dem 1870 erbauten Krankenhaus "Heinrichsstift" in Gnadenfeld und in den Krankenpflegestationen der Emmaus-Schwernerschaft, von denen bis 1933 etwa 70 aufgebaut wurden. Früh begann

auch die Kinderpflegearbeit (noch kurz nach dem 2. Weltkrieg gab es 4 Kinderheime, von denen nach der Wende von 1989 noch eines Bestand haben wird). Nach dem Umzug der Schwesternschaft nach Niesky (1883) nahm

die diakonische Arbeit der Schwestern im Ausland ihren Anfang, in den traditionellen Missionsgebieten der Herrnhuter in Suriname und Tansania.

Pamela Barke

Das Förderprogramm 'Johann Amos Comenius'



Die Abbildung wurde der Broschüre: Ev. Brüder-Unität Herrnhut (Hg.), *Lebendiger Glaube - Menschenwürdige Erziehung - Friede allen Völkern. JA. Comenius 1592 - 1992*, Herrnhut 1992, S. 5 entnommen. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers.

Sich entfalten lernen wie eine wachsende Blüte - das scheint die Überschrift über das Leben der 50-60 geistig behinderten jungen Erwachsenen im JAC-Förderzentrum zu sein; so ist es als Zeichnung im Signet des Hauses zu finden und so erlebten wir unseren Besuch dort am dritten Abend der Exkursion: Beim Rundgang durch die sorgfältig renovierten Gemeinschaftsräume, die individuell eingerichteten Zimmer der Bewohnerinnen, beim Blick auf die liebevoll gestaltete Pinnwand mit den täglichen Diensten und während des Zuhörens, was der leitende Pfarrer Ulrich Mihan über den Alltag der Jugendlichen berichtete, wurde deutlich, daß es hier um die Ermöglichung von Wachstum und Entfaltung der Persönlichkeit geht.

Und das ist nicht selbstverständlich zu erwarten in einer Zeit, wo allenthalben Personalmangel herrscht und oft im Zweifelsfall Versorgung vor Förderung kommt, vor allem in einem Landstrich, der ganz im Osten der

ehemaligen DDR liegt, wo Material und Konzepte oftmals durch Ideen und Idealismus ersetzt werden mußten.

Im JAC-Förderzentrum leben die geistig Behinderten - größtenteils zwischen 14-18 Jahre alt, aber auch älter - in fünf Wohnbereichen, bis sie nach Hause oder in eine andere Einrichtung überwechseln, wenn sie ihre persönliche Förderungshöchststufe nach 4-10 Jahren erreicht haben. Sie teilen sich zu zweit oder dritt ein Zimmer, in jedem Wohnbereich gibt es ein gemeinsames Wohnzimmer. Der Tagesablauf wird durch die "Förderung" - eine Art Schulunterricht - bestimmt, in der Alltag gelehrt und gelernt wird: Schuhe Zubinden, Einkaufen, Rechnen, Kochen, Kreativsein, Leben in der Gemeinschaft usw. Zudem gibt es aber auch eigene Mal-, Musik- und handwerkliche Therapiegruppen bis hin zur Parkpflegegruppe und der Möglichkeit, in einem Herrnhuter Industriebetrieb mitzuarbeiten. Einen großen Raum nimmt auch das Lernen im Wohnbereich ein, wo alle anfallenden Aufgaben von allen getragen werden.

Als einen sehr wichtigen Teil des Alltags bezeichnete Pfr. Mihan die tägliche Andacht vor dem Unterricht, wo sich die Bewohnerinnen über Musik, Medien und das Gemeinschaftserleben angesprochen und geborgen fühlen.

Die Begegnung mit den Brüdern und Schwestern der Gemeinde findet vor allem in den gottesdienstlichen Versammlungen in der Hauptkirche statt, wo auch wir immer wieder von ihnen begrüßt und beachtet wurden.

Wie sich das Förderprogramm versteht, wird vom Leiter selbst so beschrieben: "Altes und Neues gegen das Übliche". Das Übliche, das war zur Gründungszeit der Einrichtung

(1974) die Realität der DDR, wo sich der Staat für die weitere Sorge um die nun jugendlichen behinderten Kinder nicht mehr zuständig fühlte und so den kirchlichen Initiativen Geld und die Verantwortung übergab, sich darum zu kümmern. Die Herrnhuter mußten sich seinerzeit gegen viele Vorurteile durchsetzen, z.B. daß für geistig Behinderte das Einfachste gerade genug sei.

Doch die Herrnhuter folgten dem nicht, sondern gingen ihren Wurzeln nach: Johann Amos Comenius (1592-1670), der Bischof der böhmischen Brüder, die in der Herrnhuter Gemeinde Aufnahme fanden, wurde mit seinen pädagogischen Theorien Wegweiser. Doch nicht nur alte pädagogische Traditionen, sondern auch die moderne Pädagogik wurde ins Konzept des Förderungszentrums aufgenommen: die Ausbildung der Jugendlichen soll geschehen wie bei einer Blume, die sich stufenweise entfaltet (konzipierter Rahmenförderungsplan von Eßbach), das Lernen soll vom Bekannten zum Unbekannten führen, vom Leichten zum Schweren. Im Blick ist dabei die Gesamtpersönlichkeit der Bewohnerinnen, gerade auch unter der Einbeziehung von sinnlicher Ästhetik, lustbetontem Erleben und der musischen Ebene.

Das Konzept des JAC-Förderungszentrums hat sich in den letzten Jahren bewährt und

so ist die einzige anstehende Veränderung der Plan, auf dem Gelände der Brüdergemeine eine große, moderne Schule einzurichten, die externe geistig behinderte Schülerinnen aus dem gesamten Bundesland Sachsen aufnehmen soll. Das wird jedoch den Alltag der Bewohnerinnen im Förderungszentrum im barocken Ortskern von Herrnhut wenig verändern.

Ein Resümee unseres Besuches beim JAC-Förderungszentrum könnte folgender Satz sein, der 1974 bei der Grundsteinlegung fiel: "Immer wieder war...zum Ausdruck gekommen, welcher Segen von der kleinen Gemeinde Herrnhut in alle Welt ausgegangen ist, daß dieses Werk eine gute Tradition fortsetzt, solidarisch mit denen zu sein, die Hilfe und Opfer brauchen."

Vielleicht ist es ja das, was wir gesucht haben, als wir nach Herrnhut fuhren, um nach gelebter Gemeindediakonie, nach diakonischer Gemeinde zu fragen: zum Segen werden, sich der Welt zuwenden, auf gute Traditionen besinnen, solidarisch sein. In der Herrnhuter Brüdergemeine scheinen diese Gedanken in vielen Bereichen Realität zu sein, und vielleicht können wir ein Stück davon mitnehmen - als Gedankenanstoß für's Studium und als Mutmachung für den Alltag.

Christoph Damm

Warum nicht einmal in die Christenlehre gehen?

Nun hatten wir schon viele Vorträge gehört, die dazugehörigen Einrichtungen besichtigt, uns in das Gemeindeleben der Singstunden mit hineinnehmen lassen usw., nun wollte ich auch einmal Herrnhuter Menschen live im ungeschminkten Alltag erleben.

Kinder sind unmittelbar, verbergen nichts... ich dachte mir, warum nicht noch einmal in die Schulbank zurück? Christine Auer kam auch mit in die Christenlehrestunde einer 4. Klasse bei der Gemeindejugendleiterin Erdmute Enkelmann.¹

Das Stichwort Schule ist schon gefallen, die Kinder eines Jahrgangs, von verschiedenen Schulen, kommen nachmittags in Kirchen-

räume und genießen dort in kleinsten Gruppen (zwischen 7 und 15) spielerisches Lernen mit Singen, Beten, Erzählen, Malen, Schreiben, Rollenspielen, Fragen und Antworten. Die Kinder sagten, ihnen gefiele es besser als die Schule, aber vormittags anstelle von Schule wäre noch besser. Christine und ich konnten uns das gut vorstellen bei der engagierten, jungen (Mitte zwanzig) und überzeugten Erdmute Enkelmann. Für sie selbst war die Entschei-

¹ Zu DDR-Zeiten und z.T. heute noch gab es keinen konfessionellen Religionsunterricht. Die Kirchen übernahmen es selbst, den Kindern christliche Inhalte und Erziehung zukommen zu lassen.

derung für Konfirmation und damit gegen Jugendweihe noch zu DDR-Zeiten sehr hart, weil sie keine Entscheidungshilfe von ihren Eltern bekam und selbst bei Freunden in Isolation geriet. Sie kommt selbst nicht aus Herrnhut, wo die Kirchenzugehörigkeit selbstverständlicher war bis hin zur Verweigerung des Waffendienstes. (Die meisten jungen Männer seien auch Bausoldaten gewesen, erzählte sie uns.) Erdmute hat dann ein Acht-Semester-Fernstudium Religionspädagogik absolviert und macht jetzt in Herrnhut als Jugendleiterin u.a. die Christenlehre für alle Jahrgänge. Hier hat sie die Möglichkeit, "unsere" 4. Klasse in eine Mädchen- und Jungengruppe nach deren eigenem Wunsch zu trennen, sie kann sich die Zeit selbst einteilen. Z.B. deshalb hält sie nicht viel von dem in Sachsen beschlossenen Schulunterricht in Lebensethik/Religion, für den z.Z. noch kaum Lehrpersonal da ist.

Nun werfen wir noch einen Blick in die Stunde, zuerst waren die Mädchen dran. Schüchtern, zu siebt, durften sie uns beide erst fragen, wer wir denn seien, nachdem sie sich selbst vorgestellt hatten. Dann störten sie sich aber nicht weiter an uns und waren recht eifrig und konzentriert bei dem vorösterlichen Thema. Nach dem Singen und Beten wußten sie die Frage nach den zwei Wegen Jesu, den des Leidens und den der Erlösung, Erniedrigung und Erhöhung zu beantworten. Versweise lasen wir dann die markinische Leidensgeschichte und beim Nacherzählen anhand selbstgemalter Bilder kamen nahezu sämtliche Einzelheiten der synoptischen Unterschiede zum Vorschein. Über diese Bibelfestigkeit konnten Christine und ich nur staunen.

Jürgen Stein

Die Zinzendorfschulen in Königsfeld

Die Geschichte einer Einrichtung der Brüderunität in Württemberg und Baden

"Etwas Einmaliges unter den deutschen Schulen" nennt die Stuttgarter Zeitung vom 21.4.1988 die Zinzendorfschulen in Königsfeld mit ihrem durchlässigen System von Berufs- und Allgemeinbildenden Schulen. Die Schulen beziehen ihre Arbeit auf den Leitsatz des Comenius "Die Schule soll in einer gelösten Unterrichtsatmosphäre zur Entwicklung der besten Anlagen führen und eine Werkstätte der Menschlichkeit sein". Mit ihrer beruflichen Schule für Hauswirtschaft und der Fachschule für Sozialpädagogik sind die Zinzendorfschulen heute im übrigen die älteste Mitgliedseinrichtung des Diakonischen Werkes Baden und feierte 1989 175jähriges Jubiläum.

Die erste offizielle Kenntnisnahme vom Auftreten der Brüderunität in Südwestdeutschland läßt aber nichts davon ahnen: In einem Rundschreiben vom 14. August 1748 wies der Markgraf Karl Friedrich von Baden an, "auf die jetzt herumgehenden Zinzendorffianer oder Herrnhuter Acht zu haben" und drückte seine Besorgnis über diese neuen

Ideen aus. Auf unserer Exkursion nach Herrnhut konnten wir auf dem Gottesacker noch mehrere Grabplatten aus dem 18. Jahrhundert sehen, die Geburtsorte im deutschen Südwesten - zum Beispiel Sachsenheim - zeigten.

1801 beantragten württembergische Freunde der Brüderunität, "daß eine Gemeinde in unserem Lande etabliert werden möchte" oder "wenigstens anfänglich eine Kinder- und zwar vorzüglich eine Mädchenanstalt in unserem Lande errichtet würde". Daß sich dieser Bitte der einflußreiche Politiker von Seckendorff anschloß, ließ Hoffnungen zu, daß der Stuttgarter Hof nicht so mißtrauisch reagieren würde wie der badische Nachbar.

Die Synode der Unität ließ, dem üblichen Verfahren bei solchen Entscheidungen entsprechend, nach ihrer eigenen Zustimmung auch das Los ziehen, das positiv ausfiel. Es dauerte dann noch bis 1806, als der von Napoleon zum König gemachte Friedrich I. von Württemberg die "Fundationsurkunde" unter-

schrieb, die der Ansiedlung auf den Schwarzwaldhöhen knapp nördlich von Schwennigen die Gemeinderechte gab. Die Kirchen und Schulen des Ortes sollten "unter keiner anderen geistlichen Behörde als unter der Aufsicht des Collegiums der Ältesten der Brüder-Unität stehen". 1809 begann der Schulbetrieb mit Mädchen aus Ludwigsburg und Stuttgart, darunter bald auch die Tochter Seckendorffs. Im gleichen Jahr verfügte Friedrich I. die Umbenennung der Siedlung in "Königsfeld", um seinen neuen Titel zu ehren. Wenig später war seine Freude vorbei: da Napoleon keinem einzelnen Staat die Kontrolle über die strategisch interessanten Höhenzüge lassen wollte, mußte Württemberg das Amt Hornberg mitsamt "Königsfeld" an Baden abtreten, dessen Herrscher es trotz aller Bemühungen nie über den Titel des Großherzogs herausbrachten. Dies war auch eine bildungspolitische Wende: in Württemberg hatte die moderne Pestalozzi-Schule die Richtung angegeben, die unter anderem Koedukation verlangte und keine Knabenschulen mehr genehmigte. Erst mit dem Wechsel ins badische Herrschaftsgebiet konnte Königsfeld 1813 eine eigene Knabenschule erhalten.

Für das Schulleben in Königsfeld war bei aller abgelegenen Lage eine international weiträumige Orientierung charakteristisch. Fremdsprachen spielten eine große Rolle - ausländische Schüler besuchten das Internat und prägten den Schulbetrieb so, daß der Fachunterricht teilweise in mehreren sprachlichen Gruppen gegeben wurde. Man versuchte aber auch für Mädchen berufliche Ausbildungen anzubieten ("Mädchenstube"

ab 1836). Drei- bis Sechsjährige besuchten die "Spielschule".

1873 wurde die Schwarzwald-Eisenbahnlinie eröffnet. Nunmehr wuchs aus dem bis dahin vom Schulbetrieb der Unität geprägten Ort eine mehr und mehr auf den Fremdenverkehr ausgerichtete Siedlung. 1902 wurde Königsfeld eine eigene bürgerliche Gemeinde, 1914 wurde eine staatliche Volksschule eingerichtet.

Der Erste Weltkrieg bedeutete im Schulkonzept von Königsfeld einen tiefen Einschnitt. Die Orientierung an der Bildungsnachfrage eines internationalen Freundeskreises der Unität war nicht mehr aufrechtzuerhalten, denn auch nach dem Krieg wurde diese Stellung nicht wiedererlangt. Die allgemeinbildenden und beruflichen Schulen mußten sich in das staatliche Schulsystem einordnen. Die Anerkennungen erfolgten nicht ohne Schwierigkeiten in den 20er und 30er Jahren. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Brüderunität die Schulträgerschaft im NS-Staat an die politische Gemeinde abgeben. Die Einrichtungen dienten im Krieg immer wieder als Lazarettäume.

Nach 1945 wurde nun wieder in Herrnhuter Trägerschaft die einzelnen Schularten neu aufgebaut: "Gymnasium, Realschule und Berufliche Schulen stehen nicht durch Mauern getrennt nebeneinander, sondern es bestehen sowohl horizontal wie auch vertikal vielfältige Übergangsmöglichkeiten, so daß eine Durchlässigkeit besteht, die in der Bundesrepublik Deutschland ihresgleichen sucht" (Stuttgarter Zeitung).

IV. Johann Amos Comenius (1592-1992)

Karl-Eugen Langerfeld:

Die Theologie des Comenius in ihrer europäischen Bedeutung*

Ich soll heute über Johann Amos Comenius und seine Theologie in ihrer europäischen Bedeutung sprechen. Ich möchte einige thematische Schwerpunkte benennen, um die herum sich das gruppieren soll, was ich hier vortrage. Da ist zunächst die Gestalt des Comenius als Mähre, Tscheche und Theologe. Dann zwei weitere Gedanken: sein Kirchenverständnis und Comenius auf der Brücke zwischen Ost- und Westkirche. Der vierte Aspekt - darauf möchte ich den größten Wert legen - ist der gesellschaftsverändernde Prozeß. Und im weiteren noch: Gewaltfreiheit, Humanisierung der Welt, Hoffnung entgegen Resignation und - wenn die Zeit es noch hergibt - etwas über das Predigen.

Comenius - Mähre, Tscheche und Theologe

Beginnen möchte ich mit einem Ausspruch des schon greisen Comenius aus der Vorrede zu seinem Hauptwerk: "Consultatio catholica" ("Allgemeine Beratung"). Da schreibt er, er sei "seiner Geburt nach ein Mähre, seiner Sprache nach ein Tscheche, seinem Beruf nach ein Theologe" ("Nazione Moravus, lingua Bohemus, professione Theologus"). Das kann man auch noch einmal in Stein gehauen lesen, wenn einem das Papier nicht gut genug ist. Vor hundert Jahren nämlich, als die Tschechen und Slawa-

ken noch keinen eigenen Staat hatten und der Wiener Oberkirchenrat samt der Hofburg sehr darüber wachten, daß sich die Tschechen nicht allzusehr auf Comenius beriefen, da haben es die Holländer stellvertretend auf einem Gedenkstein in Naarden zum Ausdruck gebracht, wo Comenius begraben ist.

Ich möchte nun die Ausdrücke in dieser kurzgefaßten Sentenz rückwärts durchgehen. Theologus, ein Theologe, sei er gewesen, sagt von sich der Mann, der sonst vorwiegend als Pädagoge verehrt wird. Er hat auch in dem anderen Spätwerk "Opera didactica omnia" ("Sämtliche didaktische Schriften") geäußert: "Ego quae pro iuventute scripsi, non ut Paedagogus scripsi, sed ut Theologus" ("Alles, was ich jemals geschrieben habe, habe ich gar nicht als Pädagoge geschrieben, sondern als Theologe"). So einen Satz haben wir in der DDR-Zeit nicht zu sehen bekommen. Im Gegenteil, wir bekamen den Eindruck vermittelt, der Mann sei so klug gewesen und so progressiv, daß er seine Gedanken in die ideologische Befangenheit seiner Zeit einkleiden mußte und sich deswegen eben nicht anders als in theologisch gebundener Rede äußern konnte, damit seine pädagogischen Gedanken überhaupt verstehbar wurden. Ich bin nicht dieser Auffassung, sondern im Gegenteil der Meinung, Comenius, der ja als letzter Bischof der Böhmisches Brüder aus dieser Kirchengemeinschaft herkommt, stellt nur den Gipfelpunkt einer Entwicklung dar, die bei den Böhmisches Brüdern schon angelegt ist: Wo nämlich das Glauben sich im Vollzug bewähren mußte und deshalb das Gemeinleben und alle Dinge, die damit zusammenhängen, gewissermaßen das Erprobungsfeld der praktischen Theologie gewesen sind, da ist die praktische Theologie so nebenbei zur Pädagogik geronnen, so daß

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um den leicht überarbeiteten Festvortrag anlässlich des 400. Geburtstages des Johann Amos Comenius, den Pfarrer Karl-Eugen Langerfeld (Niesky) auf Einladung der Theologischen Fakultät und des Diakoniewissenschaftlichen Instituts am 6.7.1992 in Heidelberg gehalten hat. Der Redecharakter des Vertrags wurde mit Absicht beibehalten. Für die mit viel Mühe verbundene Herstellung eines lesbaren Manuskriptes ist Herrn Guido Schwegmann zu danken.

also nicht zufällig ein Bischof aus einer solchen Kirche zum Erfinder der modernen Pädagogik geworden ist.

Das könnte man, wenn man mehr Zeit hätte, auch aktuell belegen. Ich mache es nur an einem Punkte fest: Als nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges der junge Prediger und Schullehrer Comenius untertauchen muß, weil er über die allgemeine Verfolgung hinaus noch besonders steckbrieflich gesucht wird - Er hatte nämlich in seiner Schule ein Bild des aus Heidelberg stammenden sogenannten Winterkönigs, Friedrichs V. von der Pfalz, aufgehängt. Daß man ein Herrscherbild aufhängt, sollte man ja als Lehrer nicht machen, wenn ein Umsturz bevorsteht - er wurde also steckbrieflich gesucht, mußte untertauchen und hat dort im noch binnländischen Exil das Lebenswerk von seinem persönlichen Lehrer Matous Konecny gesammelt und ediert unter dem Titel "Kazatel domovní" ("Der Hausprediger"). Den meisten bebilderten Darstellungen der Böhmisches Brüder oder des Comenius ist folgende Abbildung aus diesem Werk beigegeben: Ein Hausvater und seine Frau mit dem Präzeptor und einer Amme sind am Tisch versammelt, und die Kinder müssen der Größe nach aufmarschieren und Katechismusfragen beantworten. An dieser Illustration kann man sehen, daß Comenius bei der Erziehung nachwachsender Christenmenschen in der Hausgemeinde und Kirchengemeinde ganz gewisse pädagogische Praktiken und Erfahrungen einfach aus der vertrauten Gemeindepraxis mit sich brachte.

In dem Anfangssatz einen Schritt zurück: Bohemus sei er gewesen, ein Tscheche. Er trägt ja auch ursprünglich den tschechischen Namen Komensky, nach einem Dorfe Komna in Mittelmähren, wo seine Vorfahren herkommen.

Es gibt insgesamt drei Geburtsorte - für so einen berühmten Mann ist das nicht zuviel. Die größte Wahrscheinlichkeit hat eine Mühle in Nivnice bei Uhersky Brod. Nicht jeder Reisende kommt bis dorthin, aber wenn Sie Uhersky Brod einmal aufsuchen sollten, dann tun Sie gut daran, das Comenius-Museum zu besuchen. Es ist meiner Auffassung nach das gründlichste und auch didaktisch am geschicktesten eingerichtete Comenius-Museum.

Das bedeutet, er bekennt sich zu seiner in der Mehrheit tschechisch sprechenden Kirche der Böhmisches Brüder, für die er bis ins hohe Alter noch Schriften geschaffen und unter die Leute gebracht hat in einem wohlorganisierten Schmuggelsystem. Er hat vermutlich selbst die Druckform dieser Bücher erfunden, die man noch heute "Spalicky" ("Zündhölzer") nennt: Bücher die ziemlich lang und ganz schmal und fast ebenso dick wie schmal sind. Sie sind maßgerecht so gemacht, daß man sie zwischen die Dachsparren stecken kann, wenn Verfolgung kommt, und sie von dort auch wieder hervorzieht. Mag der Name auch von dieser merkwürdigen Form herrühren, so handelt es sich doch um Zündhölzer in dem doppelten Sinne, daß sie auch ihres Inhaltes wegen anzünden können, was man braucht für sein Festhalten am evangelischen Glauben unter katholischer Vorherrschaft. Comenius ist mit dafür verantwortlich, daß rings an den Grenzen Böhmens und Mährens im Ausland Druckereien entstanden, wie zum Beispiel in Zittau- der Gegend, wo ich herkomme - die berühmte von Václav Kleych. Wenzel Kleych druckte sehr erfolgreich. Weil man annehmen mußte, daß die Zöllner und Kontrolleure - von Zittau zur Grenze sind es ja keine drei Kilometer - an der Ostseite scharf kontrollieren, hat Comenius dafür gesorgt, daß Wenzel Kleych seine Bücher gleich fässerweise auf der anderen Seite aus der Stadt und bis auf die Leipziger Messe und von der Leipziger Messe nach Augsburg und von Augsburg nach Prag bringen ließ und dann durch Boten an seine Gemeindeglieder im Böhmisches. Man kann ja auch auf Umwegen konspirativ tätig sein. Das hat Comenius jedenfalls draufgehabt.

Ehe er anfang, lateinisch zu schreiben, sind also fast alle seine Werke in der tschechischen Sprache erschienen. Das hat den Nachteil, daß unter Deutschen, ja auch unter Kennern, jener Satz leider Wahrheit ist: "Slavica non leguntur" ("Dinge in slawischen Sprachen liest man einfach nicht"). Und das wiederum bringt mit sich, daß auch Comenius-Kenner und Doktoranden viel über ihn wissen können und auch viel über und von ihm gelesen haben können in Latein oder Deutsch, und dennoch bleibt ihnen unzugänglich, was Comenius in Tschechisch geschrieben hat. Dadurch fehlt mitunter eine Akzentuierung oder sogar eine Zentrierung in dem, was von dem Manne mitzuteilen wäre.

Zum ersten in jenem dreigliedrigen Satz: ein Moravus sei er, also ein Mährer, Bischof einer Kirche, die noch heute im englischen Sprachbereich "Moravian-Church" genannt wird. Es gibt einen schönen Kupferstich aus dem Jahre 1750, von dem Franzosen Noual auf Anweisung Zinzendorfs in London hergestellt. Da ist Comenius anachronistisch dargestellt in einem weißen Talar, wie ihn die Herrnhuter tragen. Dazu ein dunklerer - man muß sich das blutrot vorstellen - Gürtel, wie sie ihn damals hatten und auch ein dunkleres Käppi - man muß sich das vorstellen als ein violettes Bischofskäppi. Es hatte nämlich gerade ein Jahr zuvor das englische Parlament vom Jahre 1749 in einem ziemlich langen Prozess die Brüderunität als eine "ancient episcopal church" anerkannt. Damit die Taufen, die in den Missions- und Tätigkeitgebieten der Erneuerten Brüderunität (der Herrnhuter) geschahen, zu Recht anerkannt werden konnten, hatte das vor dem Parlament entschieden werden müssen. Diese Parlamentsakte von 1749 hat gewissermaßen rückwirkend auch die alten Böhmisches Brüder anerkannt - das einzige Mal, daß jene frühe reformatorische Kirche von einer staatlichen Behörde Anerkennung empfangen hat, als sie schon längst aufgelöst war (Sogar in den elf Jahren von 1609 bis 1620, die ihre einzigen Jahre in Legalität waren, war sie nur geduldet, aber nicht staatlich anerkannt). Ein Jahr nach jenem Staatsakt in London läßt Zinzendorf diesen Kupferstich herstellen und dabei Comenius wie einen Herrnhuter im Herrnhut-Look abbilden und dieses Bild dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London schenken, damit die Kontinuität zwischen Comenius und den zeitgenössischen "Moravians" auch wirklich überall anerkannt wurde.

Comenius kommt also aus dem Räume Mähren und somit aus einem Begegnungsraum zwischen Ost- und Westkirche und Begegnungsraum zwischen Germanen und Slawen.

Sie als Südwestdeutsche haben gewiß am ehesten die Möglichkeit, von Bengel etwas zu lesen. Bengel und Leute seines Schlages, die räumen dem Räume Mähren eine besondere heilsgeschichtliche Bedeutung ein. Sie sehen es als den Zufluchtsraum des Weibes, das mit der Sonne begleitet ist und von dem Drachen bedroht, aber nicht übermocht werden kann (aus der Offenbarung), daß also

der Raum Mähren eine besondere Lieblingsgegend Gottes wäre, wo er seine Kirche durchbringt, die sonst in Ost- und Westkirche auf jeweils verschiedenen Irrwegen läuft. Ob Sie sich dieser Meinung anschließen wollen, bleibt Ihnen überlassen.

Comenius stellt gern sich selbst und seine Kirche dar als vom Osten her gekommen. Er schreibt eine kleine Schrift "Ecclesiae Slavonicae ab ipsis apostolis fundatae, ab Hieronymo, Cyrillo, Methodio, propagatae, Bohemia in gente potissimum radicatae, et in unitate fratrum Bohemorum fastigatae, brevis historiola", d.h.: "Kurzer Abriß der Slawischen Kirche, die von den Aposteln selbst begründet, von Hieronymus, Cyrill und Method befördert, im böhmischen Volke (dank Hussens Begießen) kräftig eingewurzelt und unter den Böhmisches Brüdern fast den höchsten Gipfel erreicht hat".

Wenn Sie in dem Gebiet Böhmens und Mährens reisen, werden Sie auf zwei verschiedene Kirchenbegriffe stoßen. Der eine ist, daß jede katholische Kirche dort "kostel" heißt und im Polnischen - ähnlich geschrieben, nur durch die Lautgesetze der polnischen Sprache anders ausgesprochen - "kosciół" (sprich: "koschtschiuw"). Beides kommt von "castellum". Wo also die römische und fränkische Expansion und Mission vorwärts gingen und einen festen militärischen Punkt setzten, dort konnten sie sich einen Ideologiesekretär ihrer eigenen Weltanschauung leisten. Und ein solches Kastell wurde damit zum Kostel, zur Kirche. Andererseits sind ja nach Mähren auch die Slawenapostel Kyrill und Method gekommen. Die brachten ein ganz anderes Kirchenverständnis mit. So gibt es heute für nicht-katholische Kirchen- und Versammlungsräume im tschechischen das Wort "sbor", bulgarisch und russisch "sobor", das ist dem hebräischen "kahal" nachgebildet und bedeutet "Versammlung". Also dort, wo das Volk Gottes, wo die Gemeinde zusammenkommt, dort sind Christen, ohne daß man an eine Hierarchie denken muß, ohne daß man an einen heiligen Platz denken muß. Wenn Sie nun heute dort reisen und einen Kostel finden, ist das eine katholische Kirche, ein Sbor dagegen ist immer ein nichtkatholisches Versammlungshaus. Das kann zwar auch Kirchengestalt haben, aber es wird zumindest kein lateinisches Kreuz haben.

Das lateinische Kreuz finden sie nur auf katholischen Kirchen, es ist für die nichtkatholische Christenheit dort als christliches Symbol verdorben, seit im Gegenzuge zur böhmischen Reformation die Kreuzzüge wieder auflebten. Man konnte sich damals nämlich das große Risiko auch sparen, nach Jerusalem zu reiten und das heilige Grab den Heiden zu entreißen. Man konnte stattdessen mit Kreuzen auf den Fahnen gegen die böhmische Ketzerei reiten und damit dieselben Verdienste erringen. Deshalb finden Sie bis in die Gegenwart auf nichtkatholischen Kirchen kein lateinisches Kreuz. Dagegen haben die Hussiten ihr Symbol zum christlichen Glaubenssymbol gemacht, den Kelch: Wir bekommen die Vergewisserung unserer Zugehörigkeit zur Heilsgemeinde, daß wir nämlich zu Christus gehören und nicht zum Antichristen, durch den Kelch. Leider haben sie dann eben dieses Kelchsymbol ergänzt mit Speiß und Morgenstern; damit war es auch wieder verdorben. Bleibt noch übrig das dritte Symbol, was es dorthin gibt, das wäre das Lamm mit der Siegesfahne, das dann schließlich zum Symbol der Böhmisches Brüderunität geworden ist. Sie hatten es zunächst als Bischofssiegel, später als Buchschmuck in ihren Gesangbüchern und Bibel drucken und weiteren Schriften. Und das ist eigentlich noch nicht ernsthaft mißbraucht worden. Nur die Comeniusfakultät in Prag, die macht es gerne, daß sie der kleinen Brüderunität in der Tschechoslowakei gelegentlich vorhält: Seht nur zu, daß ihr nicht gerade dieses so schöne christliche Symbol unserer Tradition dadurch verderbt, daß ihr zahnlose und stumme, dumme Schafe seid! Damit sind wir bereits beim Kirchenverständnis.

Das Kirchenverständnis

Unter den Schriften des Comenius, die er für seine Kirche herausgegeben hat, ist die ergreifendste sein "Ksaft umírající matky Jednoty bratrské", das "Testament der sterbenden Mutter, der Brüderunität", aus dem Jahre 1650, als in Regensburg der Westfälische Friede von Münster und Osnabrück ratifiziert worden und damit zwar der Dreißigjährige Krieg zu Ende gegangen, aber für die Böhmen keine Restituierung ihrer verlorengangenen Rechte eingetreten war. Sie wurden also auf Gedeih oder Verderb - und das hieß genau auf Verderb - den Habsburgern ausgeliefert. Comenius sieht kommen, daß seine Kirche stirbt, und er findet das Bild ei-

ner sterbenden Mutter, die ihre Söhne um ihr Bett versammelt (und ihnen klarmacht, daß auch Kirchengemeinschaften, Glaubensgemeinschaften umkommen können. Gott kann Bausteine auch verwerfen, wie in der Bibel steht): Nun wollen wir einmal auflisten, was wir denn eigentlich von seinen Gaben gehabt haben. Gott hat uns doch bisher durchgetragen, er muß uns doch auch etwas anvertraut haben. Schließlich werden solche Gaben, die der alten Brüderunität gegeben sind, aufgelistet, und dann sagt die sterbende Mutter: "Und nun muß ich auch sterben, sonst gilt das Testament nicht".

Ich habe sonst niemanden gefunden, der das Sterben einer Kirchengemeinschaft so ernst ins Auge faßt und dann auch noch positiv zu wenden weiß. Machen Sie einmal eine Probe in Gedanken oder in einer Seminarübung: Laßt uns einmal ein Testament unserer Kirche oder unserer Institution, mit der wir uns identifizieren möchten, unter dem Gesichtspunkt erstellen: Gott hat uns Gaben gegeben. Die wollen wir jetzt auflisten. Und - wenn es uns einst nicht mehr geben wird - welche Erben sollen zu welchen Aufgaben mit diesen Gaben beliehen werden!

In dieser Schrift und vor allen Dingen schon im Titel kommt Wesentliches von dem Kirchenverständnis zum Ausdruck. Es heißt da "Jednota bratrská" - "Brüderunität". Die Leute, die die Böhmisches Brüderunität zustande gebracht haben, deren letzter Bischof nachher Comenius war, haben mitten im 15. Jahrhundert die Erkenntnis gewonnen: Es genügt nicht, daß man so bloß taktiert, wie es der utrakvistische Erzbischof machte, der sich eigentlich damit zufrieden gab, daß er die vorläufige Erlaubnis hatte, das Abendmahl als Brot und Wein auszuteilen; und der sich damit zufrieden gab, daß er in tschechischer Sprache predigen durfte, und im übrigen sich sonst nicht weiter rühren wollte, weil er immer noch hoffte, Rom würde ihn eines Tages anerkennen als Erzbischof von Prag. Dieser Jan z Rokycany zog weder Konsequenzen aus seiner evangelischen Predigt für sich selber, noch konnte er welche von seinen Leuten verlangen. Anhänger von ihm waren damit nicht zufrieden: "Wir wollen auch so leben, wie du predigst!" Sie sahen zunächst wirklich keinen anderen Ausweg, als total aus der Gesellschaft auszuwandern und in wüsten, verlassen Orten Ostböhmens als eine Gemeinschaft am Nullpunkte

anzufangen. Sie wollten dort nach der Bergpredigt Jesu leben, lehnten zunächst Öffentlichkeitsarbeit ab, lehnten Bildung ab, lehnten Militärdienst ab, lehnten Eid ab und nannten sich am Anfang "Bratří Zákona Kristova". Das wird in seiner wörtlichen Übersetzung im Deutschen leicht mißverstanden, wenn man's übersetzt mit "Brüder des Gesetzes Christi". "Zákon" ist nämlich auch der Begriff für Testament - Altes und Neues Testament heißen so. Man täte also gut daran, sie zu verstehen als "Brüder des Vermächnisses oder des Testaments Jesu Christi", weil sie sich die Bergpredigt zur Lebensregel nehmen wollten. Sehr bald fanden sie dann für sich die Bezeichnung "Jednota" im Tschechischen oder "unitas" im Lateinischen oder beließen als Fremdwort im Deutschen "Unität".

"Unität" heißt Einheit in einem doppelten Sinne. Zunächst, wie ich es schon am Anfang andeutete, als ein Baustein. Die Gesamtkirche Christi sei nicht anschaulich, nicht angreifbar, nicht begreifbar; aber sie erscheint, sie stellt sich vor Augen und gibt sich uns in die Hände in Gestalt verschiedener Bausteine. Eine solche Einheit wollten sie sein, eine Grundorganisation gewissermaßen der umfassenderen Kirche Jesu Christi - in vollem Bewußtsein der Gefahr, daß ein solcher Baustein auch verworfen werden kann. Daneben in einem zweiten Sinne bedeutet dieser Begriff "Jednota" Einheit, wie wir sie heute noch haben bei physikalischen oder anderen Maßeinheiten: eine Grundeinheit, eine Maßeinheit. Wer also auf die Brüderunität sieht, muß eine Maßeinheit für Kirche Jesu Christi gewinnen - mit dem Bewußtsein der Gefahr, daß man sich dabei natürlich auch vermessen kann. Im Grunde kommt hier aber eine Bescheidenheit zum Ausdruck, sich selber nicht für identisch mit der wahren Kirche Jesu Christi zu halten und die wahre Kirche Jesu Christi als einen Gegenstand des Glaubens aufrecht zu erhalten und die eigene nur als eine einzelne Einheit davon.

Das hat Konsequenzen, von denen ich denke, sie könnten in der gegenwärtigen europäischen Theologie auch eine Rolle spielen für die Art und Weise, wie Kirchen miteinander umgehen. Comenius kann nämlich in dieser Schrift nachher von den anderen Kirchen auch als nur von Unitäten sprechen. Wenn er die "deutsche Unität" benennt, meint er die Lutheraner und wünscht ihnen, daß sie

den Artikel von der Rechtfertigung doch ins Leben überführen und nicht so viel Mißbrauch mit dem Beharren auf der angeblich reinen Lehre haben sollten. Oder wenn er die "schweizer Unität" benennt, dann meint er die Calvinisten und wünscht ihnen, daß sie die Sache selber und nicht bloß die Farbe einer längst vorherbestimmten reinen Braut Jesu Christi an sich wahrnehmen lassen möchten usw. Comenius traut sich sogar von der "römischen Unität" zu sprechen - ganz gegen deren Kirchenverständnis. Und wenn es Letztgenanntem nicht gegeben werde, Buße zu tun, dann vermachte die sterbende Mutter der römischen Unität den Wurm des bösen Gewissens.

Soviel also zu diesem einen Punkt, seinem Kirchenverständnis, um das sich hier noch so einiges herumgerankt hat. Ich erachte das Kirchenverständnis für eine ökumenisch fruchtbare Zusammenarbeit in der Gegenwart und Zukunft für wesentlich: Was hält man von sich selber und von den anderen, mit denen zusammen man gesamtchristliche Aufgaben wahrnehmen möchte an der Gesellschaft?

Brücke zwischen Ost- und Westkirche

Comenius kommt her von einer Kirche, die wesentlich ostkirchlich geprägt ist. Er ist verhaftet einem Zeitalter des Barock, das noch vormodern ist; und trotzdem läßt er schon ganz deutliche Tendenzen zu einer modernen westchristlichen Problemstellung erkennen.

Ich kann das im Kontrast zeigen an einem Zitat aus berufenem ostkirchlichen Munde, das meiner Auffassung nach bestimmt bald noch an Tiefe und Breite gewinnen wird. Es hat sich im Jahre 1989 der ökumenische Patriarch von Konstantinopel, Demetrius I., in einem Hirtenbrief sehr positiv geäußert zu einem beabsichtigten Umwelttag, dem Weltumwelttag am 1. September. Das ist übrigens der Kirchenjahresbeginn für die orthodoxe Kirche, ein sehr wesentlicher Tag für sie. Die Enzyklika hat die Überschrift "Epi te hemera tes prostasias tou periballontos" ("Über den Tag des Schutzes der Umwelt") - für die Griechen ist "to periballon" die Umwelt. Der Gedankengang ist nach ostkirchlicher Auffassung etwa folgender: Der Mensch ist der Prinz - so heißt es wörtlich - der Prinz der Schöpfung, erfreut sich allerhand Privilegien

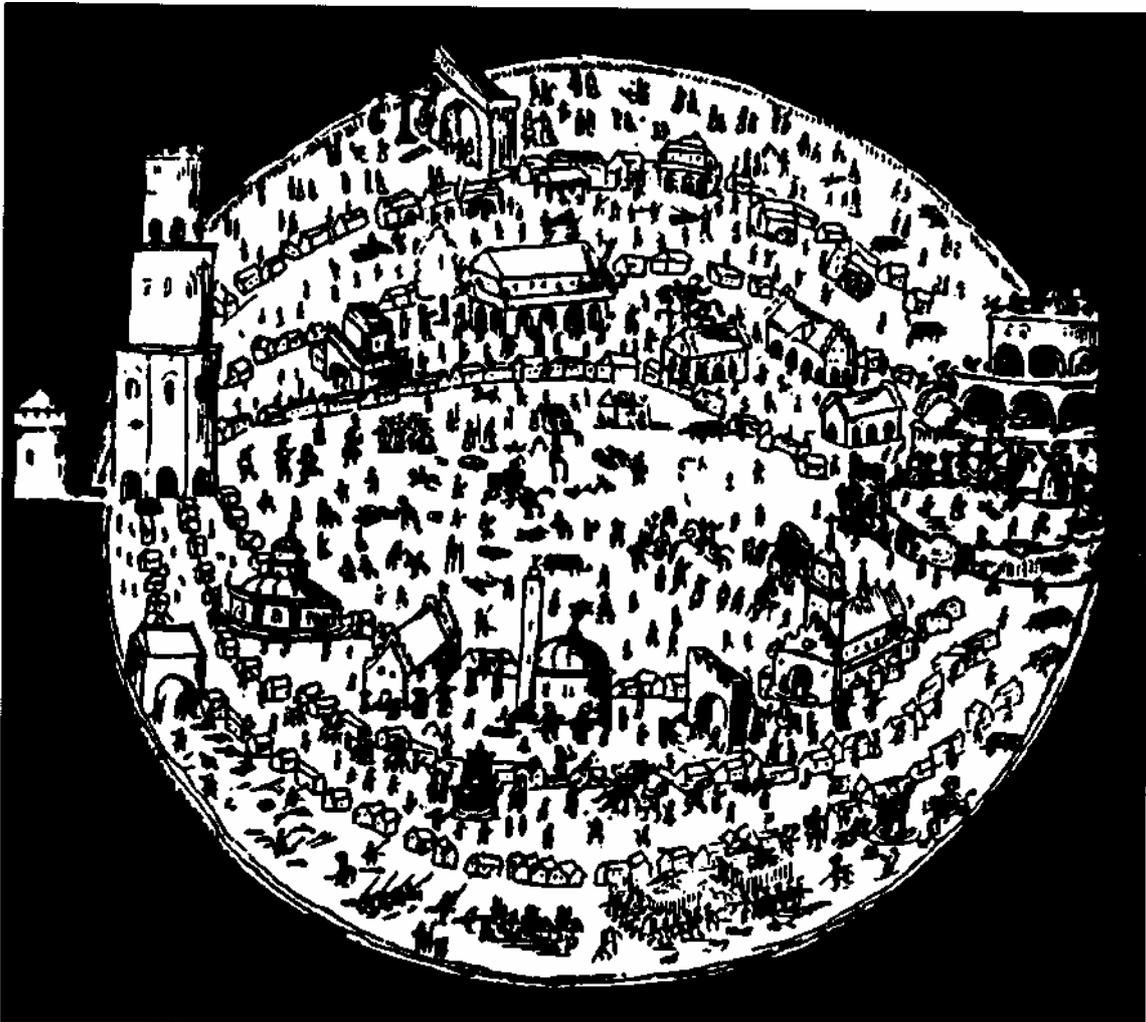
und großer Freiheiten und hat als einziges Geschöpf Anteil an der geistigen wie an der materiellen Welt. Er ist dazu geschaffen, daß er die Schöpfung zu ihrem Schöpfer zurückführe. Das meint man in der Ostkirche als eine ontologische Aussage über einen wirklich ontischen Vorgang, daß die Welt etwas Verdorbenes sei und die ganze Schöpfung durch den Menschen an den Schöpfer wieder herangeführt, ja wirklich vergottet werden solle. Nur sei das leider nicht so ganz gelungen. Der Adam hat sich danebenbenommen, und Gott mußte einen zweiten Adam schicken, um das wieder zu reparieren. Und indem die Kirche Eucharistie feiert, erinnert sie fortwährend daran, was dieser zweite Adam zuwegegebracht hat. Und dann kommt folgender entscheidende Satz: "oti o anthropos energe hoionei hos hierous tes demiourgias kai os oikonomos tes demiourgias" ("daß also der Mensch wirken möge gewissermaßen wie ein Priester der Schöpfung und wie ein Haushalter der Schöpfung"). Ich habe hier englische und französische Übersetzungen vorliegen. Da heißt es "wie ein Stuart der Schöpfung" oder eben "wie ein Priester der Schöpfung". Das stellen sich diese ostkirchlichen Leute tatsächlich so vor, daß durch ein priesterliches Dasein eine wesentliche, ja eine vergöttlichende Wirkung auf die Schöpfung ausgeht.

Ich glaube nicht, daß wir protestantischen Theologen bisher so eine Vorstellung entwickelt hätten, wonach der Mensch ein Priester der Schöpfung sei. Aber das wird bei Comenius noch zu zeigen sein, wie der Mensch die Aufgabe wahrzunehmen hat, nach Gottes Auftrag im Schöpfungsprozess eine Weiterentwicklung zu betreiben. Hier also ostkirchliche Lehre, wonach eine Wesenssteigerung, eine Wesensverbesserung eintritt, indem der Mensch in seiner Tätigkeit verstanden wird als Priester und Stuart oder Ökonom der Schöpfung. Übrigens scheint mir damit ein Punkt getroffen zu sein, an dem man über Ökonomie und Theologie in der Ökumene reden können. Inzwischen haben sämtliche Oberhäupter der Ostkirchen auf der Konferenz in Kreta im vorigen Jahr sich die Aussage des Patriarchen zu eigen gemacht und mit ihrer Unterschrift bekräftigt.

So kann man das also zitieren als zur Zeit gültige ostkirchliche Auffassung.

Comenius ist davon ziemlich weit entfernt. Er hat ein anderes Konzept, nämlich daß Menschen von Gott beauftragt sind, seine Mandatsträger sind in der Schöpfung. Ihr Posten ist der des Gärtners Adam, und sie haben dort etwas entscheidendes für den Fortbestand der Schöpfung zu tun: Sie haben den Garten in Ordnung zu halten, so daß Gott, wenn er auf seinen Gärtner sieht, Bericht bekommt aus allen Ecken des Gartens; und wenn man aus beliebigen Ecken des Gartens guckt, man ein zutreffendes Bild von dem Schöpfergott bekommen muß. Wenn nun aber dieser Mensch seinen Posten verlassen hat, oder - anders gesprochen - wenn dieser Spiegel dejustiert ist, bekommt Gott nur ein Zerrbild von der Schöpfung, und wenn man von irgendeiner Ecke der Schöpfung guckt, bekommt man nur ein Zerrbild von Gott. Es geht darum, daß dieser Spiegel justiert, erneut in Position gebracht wird, oder daß der Mandatsträger und Gärtner Adam wieder auf seinen Posten zurückkehrt, daß er nicht weiterhin aus Eigenantrieb in der Welt herumfuhrwerkelt, sondern daß er anerkennt, er hat lediglich den Auftrag Gottes, nämlich Mitschöpfer, Nachschöpfer und Weiterschöpfer zu sein. Nicht so, daß die Welt verstanden würde wie bei den Neuplatonikern als etwas, das aus Gott herausgeflossen und, je tiefer es gelangt, umso weniger wert geworden ist, sondern vielmehr als ein planmäßig von Gott eingeleiteter Prozess. Nur leider eben wieder: der Adam hat nicht richtig gespurt, und Gott mußte eingreifen. Aber er hat trotzdem immer noch vor, diesen Menschen wieder zu einer Vollendung hinzuführen. Und dabei hat er für den Menschen eine besondere Aufgabe. Dies aber nun im Gegensatz zu den zitierten ostkirchlichen Stimmen nicht mehr ontologisch, sondern dynamisch, prozesshaft. Und da ist Comenius viel näher dem, was wir unter Konziliarem Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung heutzutage im Programm haben. Um dies anschaulich zu machen, müßte man jetzt vom "Labyrinth der Welt" reden.

Gesellschaftsverändernder Prozeß



Die Abbildung wurde der Broschüre: Ev. Brüder-Unität Hermhut (Hg.), Lebendiger Glaube - Menschenwürdige Erziehung - Friede allen Völkern. J.A. Comenius 1592 - 1992, Hermhut 1992, Rückseite entnommen. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers.

Das ist die einzige erhaltene Handzeichnung von Comenius. Sie gehört zu seinem frühen Werk "Labyrinth der Welt und Lusthaus des Herzens". Das Werk gibt es in drei Versionen. Die letzte Version ist die gedruckte, die er als Greis in Amsterdam mit ein paar Veränderungen herausgebracht hat. Da ist das Erlebnis eines Seesturms mit eingearbeitet, und offenbar unter dem Eindruck des Amsterdamer Rotlicht-Viertels heißt der Titel nun nicht mehr "Lusthaus des Herzens", sondern "Paradies des Herzens". Geschrieben ist das in jener Zeit des Untertauchenmüssens noch im eigenen Lande, 1623 - der Krieg geht bereits fünf Jahre. Comenius muß sich von seiner Gemeinde und von seiner Familie ge-

trennt halten. Unterdessen sind seine Frau und Kinder an der Pest gestorben. Sein Vermögen und seine Bücher sind von einem Missionär auf dem Marktplatz in Fulnek verbrannt worden. Comenius beschreibt daher sehr satirisch den Gang eines Pilgers durch die Welt (man muß die Zeichnung von links nach rechts lesen): An dem Eingangsturm in die Welt verteilt das Schicksal die Lose. Allein dieser Pilger kann sich eine Sondergenehmigung ausbitten: er darf erst einmal bloß gucken, ehe er sich entscheiden muß. So bekommt er das Los "speculare" ("Betrachten") und wird nun in der Welt umhergeführt. Die oberste gebogene Straße ist die Straße des Ehestandes, die er kennenlernt. Vor dem

Torbogen werden die Brautleute gegeneinander ausgewogen, dafür steht links davor eine Waage. Da muß man mit Geld ein bißchen ausgleichen, wenn das nicht gleich ins Lot kommt. Danach sieht man die Pärchen sich vermehren. Es geht aber auch ein Sensenmann umher. Die nächste Straße ist die Straße der kleinen Gewerbetreibenden und Unternehmer. Dann kommt die Straße der Schulen und Akademien. Hier müßte also das Diakoniewissenschaftliche Institut irgendwo abgebildet sein. In der Mitte der Marktplatz, wo Journalisten und andere Gaukler ihr Wesen treiben. Dann kommen nach unten durchhängend: Die erste Straße ist die der Religionen, wo alle vorhanden sind, nicht nur die christlichen. Es folgt dann die Straße der öffentlichen Ämter - das Gebäude da ist der Stuhl mit den verschiedenen hohen Rängen - und ganz unten die Straße des Militärs, wo man die Soldaten als Besoffene, Kämpfende oder Tote sieht. Rechts im Bild dann der Palast der Königin der Weisheit mit dem Schicksalrade, das Menschen emporhebt, aber auch wieder hinunterstürzt. Dort figurieren allerhand Hofschranzen, die sich maskiert haben, die Unehrllichkeit als Ehrlichkeit, die Untugend als Tugend, die Dummheit als Weisheit usw. Als Salomo erfolgreich dabei ist, alle zu demaskieren, gelingt es denen schließlich doch wieder, Salomo und sein Gefolge von diesem Vorhaben abzubringen, er wird nämlich durch Frauenschönheit gefangen genommen. Also, das Ganze endet eigentlich sehr tragisch. Der Pilger hat schon am Eingang Begleiter bekommen, die die Aufgabe haben, ihm die ganze Welt als vollkommen trefflich vorzustellen. Die setzen ihm auch eine Brille auf, aber zum Glück etwas schief, sodaß er das schwarzgraue Realbild von dem rosaroten Idealbild unterscheiden kann. So erkennt er eben trotz aller Bemühungen seiner Begleiter überall den Wurm drin. Er ist nicht zufriedenzustellen - eine faustische Geschichte. Und angesichts des Abgrundes des Todes bricht der einsame Pilger am Ende zusammen - seine Begleiter haben sich längst verflüchtigt - und weiß nicht mehr weiter und hört eine Stimme: "Kehre um!" Und da er nicht weiß wohin und die Stimme sich wiederholt, kriegt er schließlich gesagt: "Kehre um, wovon du ausgegangen bist!"

"Kehre um, wovon du ausgegangen bist!" - hier ist der Punkt, wo die deutschen Übersetzungen leider irreführen. Es steht da zwar

wörtlich: "Kehre in dein Herz ein!" und sogar: "Schließe die Tür hinter dir zu!" Aber das Herz ist für Comenius - fast zwei Jahrhunderte vor der Zeit der Romantik - nicht das Organ, das man mit Gefühl überflutet. Es ist einfach das Wesenszentrum des Menschen, so wie es die Theologen von "nefesch", dem hebräischen Begriff von der Seele, sagen: das, was am Menschen lebendig ist, das Wesentliche, das Organ, mit dem er Gott gegenüber verantwortlich ist. Daher ist zu verstehen: "Kehre also in dein Wesen ein, in deine Antwortfunktion Gott gegenüber!" Wenn im Tschechischen wörtlich steht: "Der Pilger findet nach Hause" und die deutsche Übersetzung sagt: "Der Pilger kehrt in sein Inneres ein!", da stimmt's dann überhaupt nicht mehr. Nach Hause auf seinen Posten zurückkehren, heißt nämlich: wieder den Posten des Gärtners Adam einnehmen, des Mandatsträgers Gottes. Erst dann wird alles in Ordnung kommen. Zu dem Zweck muß der Pilger jetzt noch einmal durch die Welt geschickt werden.

Übrigens brachen zuvor alle DDR-Ausgaben des Labyrinths hier ab. So hat man nie erfahren können, was denn im zweiten Teil noch geschildert worden ist.

Christus schickt jetzt den Pilger erneut in die Welt. Und der macht all diese Straßen noch einmal durch und bemerkt jetzt erst, was ihm bisher entgangen war: er hatte sich an wahren Christen vorbeitäuschen lassen. Und diese wahren Christen? Denen geht es überhaupt nicht besser. Die sind nicht privilegiert, die tappen genauso in dem Labyrinth umher und irren sich. Aber sie haben eine Perspektive, die andere nicht haben. Allein die wahren Christen wissen: So labyrinthhaft ist die Welt von Gott nicht gewollt. Er hat stattdessen ein Paradies, einen Lustgarten, gewollt. Daß alles so labyrinthhaft entartet ist, ist Schuld von schlechten Mandatsträgern, von schlechten Gärtnern Adamen. Und das Wichtigste: Uns ist aufgetragen, dieses Labyrinth in einen Lustgarten umzugestalten.

Darin denke ich, liegt ein ganz entscheidender Impuls des Comenius: Aufgabe der Christen ist es, alles Labyrinthhafte in einen angenehmen, erquicklichen, ja wahrhaft paradiesischen Zustand umzugestalten. Und das kann nicht die Flucht ins Innere, das darf nicht die Vertröstung aufs Jenseits sein, so

dem muß innergeschichtlich im wirklichen Schlamassel ansetzen.

Auf diese Metapher des Labyrinths und seiner Umgestaltung zum Paradies hat meines Erachtens Heidelberg den jungen Comenius gebracht. Und zwar auf folgende Weise: Es gab bis dahin schon einen ersten Barockgarten in Versailles. Dort hatte man den jüdischen Gartenbauarchitekten und Ingenieur Salomo de Caus beauftragt, gartenkünstlerisch darzustellen, was das Barock so liebte, wie nämlich menschliche Ratio den chaotischen Wildwuchs der Natur durchdringt: geometrische Formen durch Rabatten in die Landschaft hinaus zu projizieren, so daß sich die Architektur des Palais bis in die Landschaft scheinbar unendlich fortsetzt. So liebte man es im Barock. Es war geradezu ein Grundgedanke dieser Zeit: Wir müssen rationalisieren, strukturieren, unserer Macht unterwerfen, was sonst chaotisch wäre. Das fand auch rechts vom Rhein Gefallen, und nun wollten die Pfalzgrafen bei Rhein den ersten Barockgarten Deutschlands haben. Sie beriefen diesen selben Salomo de Caus hierher nach Heidelberg, er solle einen Barockgarten auf dem Schloßberge machen. Nur hat der hier erhebliche Probleme gekriegt. In Versailles hatte er eine ganz sanft abfallende Ebene, hier aber auf dem Schloßberge - alle Radfahrer wissen das - fand er ganz andere Verhältnisse vor. De Caus mußte mit großen Hangabtragungen beginnen und Böschungen aufschütten. Und darüber ging selbst das Geld eines solch mächtigen Fürstenhauses wie das der Pfalzgrafen bei Rhein zu Ende. Als 1613/14 der mährische Student Comenius hierherkam, war neben dem Schloß eine riesige Wüstenei, es rührte sich nichts. Es sah also tatsächlich wie ein Labyrinth aus, und kaum jemand konnte glauben, daß da eigentlich ein Lustgarten sein sollte. Für Comenius konnte das zum Anstoß werden, metaphorisch vom Labyrinth der Welt zu reden und davon, daß in diesen Zuständen Christen eine Aufgabe haben, nämlich eine Völker- und Menschengemeinschaft zu gestalten, die nicht fortwährend der Verkündigung der Christen hohnspricht. Das war nämlich das Lebensziel und die Aufgabe, an der Comenius konsequent gearbeitet hat: Nicht daß ich allein den rechten Glauben habe!

Das genügte sonst vielen in dieser Zeit des Umbruchs im 17. Jahrhundert. Das Weltbild war zusammengebrochen. Die kopernikani-

sche Wende gewann endlich an Tiefe und Breite.

Hierzu ein kleiner Exkurs: Der Student Comenius kauft sich von einer Professorenwitwe in Heidelberg die Originalhandschrift des Kopernikus "De revolutionibus orbium coelestium" ("Über die Umwälzungen der Himmelskörper"), die Programmschrift unserer heutigen Weltanschauung. Comenius hat sich dieser Weltanschauung nie angeschlossen. Das mochte er nicht, daß die Menschen nicht mehr unter Gottes liebenden Augen in seinen Händen der Mittelpunkt der Welt sein, sondern auf einem Sandkorn irgendwo durch leere Räume kreisen sollten. Aber er hat sein ganzes Geld drangegeben, diese Schrift zu erwerben. Er mußte nachher zu Fuß nach Mähren zurücklaufen, weil sein Geld alle war. Aber das hat ihm auch zur Genesung beigetragen. Und er hat dann in die Kopernikus-Handschrift mit eigener Hand eingetragen, daß er sie für viel Geld in Heidelberg von der und der Witwe erworben und in seine Bibliothek nach Hause getragen habe. Sie befindet sich heute in Krakau in der Universitätsbibliothek.

Andere suchten die Verunsicherung zu beschwichtigen, indem sie mitten im Umbruch Ersatzgehäuse schufen: Die ganze konfessionalistische lutherische wie reformierte Dogmatik der damaligen Zeit zimmerte Ersatzgehäuse. Bestenfalls suchten sie so noch zu erreichen, daß die Gemeinde auf dem rechten Weg gehalten wird. Der Bischof Comenius jedoch ist nicht einmal damit mehr zufrieden, daß seine Gemeinde auf dem rechten Wege bleibt. Er möchte, daß die sogenannten christlichen Völker Europas nicht fortwährend die Verkündigung der Kirche Lügen strafen. Er möchte Verständigung zwischen den Kirchen und eine europäische Politik, die dem Namen christlicher Völker nicht Unehre tut. Sein Vorwort zur "Consultatio catholica": "Ad lumina Europae" ("An die Leuchten Europas") zielt ebendarauf.

Sie hatten mir ja die Aufgabe gestellt, seine Bedeutung für eine europäische Theologie zu beschreiben. Ich weiß nicht, ob es sie überhaupt schon gibt, die europäische Theologie. Aber vielleicht kann man Impulse von Comenius dazu gewinnen.

Ich betone noch einmal aus dem "Labyrinth" eine bestimmte Stelle (Kapitel 39, Absatz 2),

wo Christus zu dem Pilger sagt: "Geh nun wieder in die Welt, und alles Labyrinthhafte, was du finden wirst, kehre auf mich! Und was man sonst auf der Welt kaum finden kann, Frieden und Ruhe, das will ich dir schenken". "Alles auf mich kehren" (omnia ad unum vertere): daher kommt ein Begriff von Universalität, der bis dahin - glaube ich - so noch nicht bekannt gewesen ist. Universal in dem Sinne: "auf Christus bezogen". Alle Erscheinungen des europäischen Lebens und Kulturlebens mit einander in Beziehung und auf Christus bezogen zu bringen, das ist des Autors Anliegen in diesem Labyrinth der Welt. Und zwar als ein gesellschaftsverändernder Prozeß, der hier und heute anzufangen hat.

Ich kann mir jetzt nicht leisten, so ausführlich wie sonst immer von den anderen zeitgenössischen Versuchen zu reden, die man unter dem Titel Utopien zusammenfaßt. Ich will es nur streifen, daß Comenius sich von den Utopisten unterscheidet. Utopisten sind Leute, die besonders erfahrene Menschen - meist sind es Seefahrer - berichten lassen, wie sie irgendwo, eigentlich nirgendwo (Utopia heißt ja das Nirgendwoland) eine Idealgesellschaft fertig vorfinden und dem Hörer und Leser nun schildern. Die Namen, die dahinter stehen, sind Thomas Morus, Francis Bacon, Thomas Campanella, Johann Valentin Andreae und andere. Bei Comenius dagegen ist es ein innergeschichtlicher, innerweltlicher Prozeß vom Labyrinth zum Paradies.

Für Comenius als einen noch dem Barock zugehörigen Menschen kann das nur so aussehen, daß er umfassende Strukturen konstruieren möchte. Das haben wir uns seit der Barockzeit nun abgewöhnt, und wo man es weiterhin machen will - Rom möchte es noch immer - gelingt's nicht mehr so richtig. Comenius denkt vieles tatsächlich vor, hat also längst im Blick und beschreibt haarklein, was wir immerhin erreicht haben: Die UNESCO heißt bei ihm "Collegium lucis" ("Das Licht-Kollegium"). Was wir inzwischen erreicht haben mit dem Weltrat der Kirchen, das heißt bei ihm "Consistorium sanctitatis" ("Heiliges Konsistorium"). Und was wir im Haager Gerichtshof erreicht haben, das heißt

bei ihm "Dicasterium pacis" ("Friedensgerichtshof"). Solche organisatorischen Formen einschließlich eines Weltkonzils schlägt er vor und wünscht das alles noch in einer umfassenden Struktur, in einer Ordnung zu haben. Nach dem Barockzeitalter und seinem Scheitern ist das aber nun nicht mehr in einer Einheitsstruktur zu machen. Die Kulturgeschichte ist auf der Spur seines philosophischen Gegners Descartes weitergelaufen und nicht auf Comenius' Spur. Mittlerweile sind wir allerdings mit Descartes in lauter Dilemata und Aporien gekommen und suchen von neuem nach einer Gesamtschau der Dinge. Da wären einmal wieder Impulse von Comenius heranzuziehen.

Das um so mehr, als Comenius selber im Prinzip schon ein Stückchen weiter gegangen ist über die erstrebte Gesamtstruktur hinaus: In seinem Alterswerk "Consultatio catholica de emendatione rerum humanarum" ("Allgemeine Beratung über die Verbesserung der menschlichen Dinge") will er mit den drei Aufgabenbereichen Politik, Religion und Wissenschaft nicht bloß die Institutionen Staat, Kirche und Schule erfassen, sondern die Gesamtheit aller Aufgabengebiete für den Mandatsträger Menschen reformieren. Das aber sei nur durch Beratung zu erreichen, weil einem einzelnen das überhaupt nicht gegeben sein kann. Dabei denkt Comenius sogar über den Rahmen der Christenheit hinaus. Er will zunächst, daß die sogenannten christlichen Völker Europas sich zu diesem Vorhaben zusammenfinden. Aber er hat darüberhinaus auch schon andere im Blick. Es ist die Zeit erneuter Türkenkriege. Merkwürdigerweise unterschätzten viele Europäer diese Gefahr. Mancher freute sich, wenn der eigene Gegner dem Türken zum Opfer fiel, und hoffte, es werde ihn selbst nicht treffen. Comenius konzipiert unterdessen eine Türkenbibel. Er möchte dem Sultan nicht gewaltsam seine Überzeugung bringen, aber er möchte, daß der Sultan kennenlernt, was die Christen Europas bewegt. Leider stirbt ihm der Altorientalist über der Übersetzungsarbeit hinweg, aber die lateinische "Dedicatio bibliae turcicae" ("Widmung der Türkenbibel") von Comenius ist erhalten geblieben.

Gewaltfreiheit



Alles fließe von selbst, Gewalt sei den Dingen fern!

Die Abbildung stammt aus der Publikation von J.M. Lochman, Comenius. (c) 1982 Imba Verlag Freiburg/Schweiz und Friedrich Wittig Verlag Hamburg. Lieferbar durch jede Buchhandlung.

Das Programm des Comenius unter dem Gesichtspunkt der Gewaltfreiheit. Mindestens alle Pädagogen kennen dieses Emblem. Ein Emblem ist ein typisches Kulturkennzeichen der Barockzeit. Ein Bild oder Sinnbild will einen Sachverhalt darstellen, der noch mit einem umlaufenden Lemma, also einer Lösung, erklärt wird. "Omnia sponte fluant, absit violentia rebus" ist vor Comenius nicht belegt, also wahrscheinlich seine Prägung: "Alles möge von selbst fließen, Gewalt sei den Dingen ferne". Sie sehen da eine Quelle, einen Wasserfall, einen Bach und einen See; Sonne und Regen; die Sonne sowie Mond

und Sterne; Pflanzen, Sträucher und Wald; Flachland, Hügel und steil abstürzenden Fels. Man könnte denken: ein ideales Naturbild.

Comenius aber war gar kein Naturbeobachter, und das, was wir heute unter Naturwissenschaft verstehen, entstand erst zu seiner Zeit und gegen seinen Widerstand bei Descartes und dessen Leuten. Woher nahm er dann diese Auffassung, alles möge von selber hervorkommen? Er als Theologe hat's aus der Bibel: "Du läßt Wasser in den Tälern quellen, daß sie zwischen den Bergen dahin-

fließen, du feuchtest die Berge von oben her, machst das Land voller Früchte, die du schaffest. Du lassest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß du Brot aus der Erde hervorbringst, daß der Wein erfreue des Menschen Herz" (Psalm 104). Comenius stellt es sich so vor, daß aufgrund eines jeweils konkreten Eingreifens Gottes seine Schöpfung fähig wird, etwas hervorzubringen. Den Begriff "natura" liebt Comenius hier nicht so sehr, er möchte lieber "creatio" ("Schöpfung") sagen. Nicht von ungefähr kommt das Gleichnis Jesu von der selbstwachsenden Saat (Mk 4) in vollem Wortlaut in Comenius' "Großer Unterrichtslehre" vor. Dabei rät der Autor den Pädagogen: Ihr braucht eigentlich nur noch den Samen der Unterweisung in den vorbereiteten Ackerboden der Kindesseele zu legen, dann könnt ihr schlafen gehen. Das Gedeihen schenkt Gott!

Daß nicht Naturbeobachtungen oder Naturwissenschaft zugrunde liegen, sondern solche biblischen Reminiszenzen, läßt sich ganz einleuchtend machen an einer Bibelstelle aus dem Neuen Testament: die Befreiung des Petrus aus dem Gefängnis in Philippi (Apg 12): Petrus, noch schlaftrunken, wird von einem Boten, den er nicht kennt - er weiß noch nicht, wie konspirativ Gott arbeitet - durch die Gänge des Gefängnisses an die Tür gebracht, die in die Freiheit führt. Und da öffnen sich die Tore "sponte" (in der Vulgata) oder "automate" (im griechischen Neuen Testament). Nun kannte damals Petrus noch nicht solche Türautomatismen, wie wir sie kennen. Aber er hat offenbar so eindrücklich erzählt, wie Gott ihn durch aktuelles Eingreifen befreit hat, daß es die Gemeinde als ein solches Wunder weitererzählt, gepredigt und niedergeschrieben hat. Dieselben Begriffe "automate / sponte" begegnen immer wieder in der langen jüdischen Glaubensüberlieferung längst vor Jesu Gleichnis von der selbstwachsenden Saat. Etwa beim Sabbatjahr (3. Mose 25). In jedem 7. Jahr soll man das Land brach liegen lassen, damit der Mensch dessen eingedenk bleibt, daß er die Erde nicht zum Eigentum, schon gar nicht zur Ausbeutung hat, sondern als ein Lehen von Gott: "Was von selber nach deiner Ernte wächst (sponte, automate), sollst du nicht ernten, und die Trauben, die ohne deine Arbeit wachsen, sollst du nicht lesen. Ein Sabbatjahr des Herrn soll es sein". Übrigens sol-

len dabei auch Schuldverklavungen rückgängig gemacht und die Verschuldeten wieder freigelassen werden.

In der Einsetzung des Sabbatjahres haben Sie den Knotenpunkt, wo Bewahrung der Schöpfung und Gerechtigkeit und infolgedessen auch Frieden theologisch miteinander verbunden sind.

In 7 mal 7 Jahren, im 50. Jahr, steigert sich das Sabbat- zum Erlaßjahr. Da wird dann drei Jahre lang nichts gemacht. Man lebt von dem, was Gott gibt, und läßt frei, wer sich in Unfreiheit begeben hatte. Also ist Comenius' Emblem auch ein Rückverweis auf paradiesische Zustände und außerdem ein Vorverweis auf messianische Zustände. Ich denke da an Jesaja 37, eine ziemlich verfahrenere Situation: Hiskija, König in Jerusalem, wird militärisch von einer Übermacht belagert, zerreißt sich sein Hemd, weil er nicht mehr ein noch aus weiß. In dem Augenblick wird der Gottesbote zu ihm geschickt mit der Ankündigung, Gott werde Hilfe bringen: Das sei dir ein Zeichen, in dem Jahr wirst du essen von den Feldern, die du nicht beackert hast, und von den Weinbergen, die du nicht beschnitten hast, was "sponte/automate" gewachsen ist. Und im nächsten Jahr wird das noch einmal so sein: Was dann noch wächst, davon wirst du dich nähren können. Und im dritten Jahr werden schon wieder solche friedlichen Zeiten sein, daß du deine Weinberge beschneiden und deine Felder beackern kannst.

Vor diesem biblischen Hintergrund lautet die Botschaft von Comenius' Emblem: Was Gott hervorbringt - natürlich gewaltfrei - das ist das Gute, von dem wir leben. Alles Gewalttätige kann eigentlich nur widertöchtig sein. Pädagogisch heißt das: Gewaltfreie Führung, Vorbild, Vorangehen, nur dann kann es gelingen. Comenius schreibt in seiner "Großen Unterrichtslehre": "Das Wasser mußst du nicht zwingen, bergab zu fließen" (Nur bissige Theologen und Pädagogen sagen daraufhin: Mit der Pädagogik geht's natürlicherweise bergab). Und philosophisch heißt dieses Glaubensbekenntnis: Die Wahrheit setzt sich von alleine durch. Sie kann mit Gewalt nicht befördert, aber auch nicht behindert werden. Insgesamt ist dieses Emblem, denke ich, nicht nur eine pädagogische Faustregel des Comenius, sondern sein Credo, sein Glaubensbekenntnis.

Humanisierung der Welt

Wenn Sie mit mir noch einmal zurückkommen auf den Pilger, der zusammengebrochen ist und der sich dann erlebt wie in einer schmutzigen Rumpelkammer, wo alles verdreckt und kaputt ist und wo endlich durch ein schmutziges Oberlicht in seine fensterlose Kammer das Licht Christi eindringt, dann finden Sie hier eigentlich vorgebildet, was später bei Leibniz die "Monade" heißt: die fensterlose Einheit des einzelnen Menschen, der nach Auffassung der humanistischen Pädagogik bis zu dieser Jahrhundertwende die Keime der Humanität in sich trägt. Man brauche bloß den richtigen Pädagogen wie eine Glucke draufzusetzen, dann würde aus dem Schüler die Humanität ausgebrütet. Mittlerweile hat sich gezeigt: das geht nicht immer oder wahrscheinlich überhaupt nicht.

Comenius verfolgt stattdessen eine andere Konzeption. Er zitiert in seinen Werken mehrfach den antiken Satz "Fabricando fabricamur" ("Durch Tätigwerden werden wir selber hervorgebracht"). Wenn der Pilger wieder in die Welt geschickt wird, um aus Labyrinthen Lustgärten zu machen, dann entsteht Humanität erst dort, wo der Mensch seine Umwelt menschengemäß - aber das heißt ja eigentlich: gemäß Gottes Willen - herstellt. Humanität ist vom Menschen erst herzustellen als ein Zustand, den Gott haben will. Insofern wird Humanisierung der Welt zu einer Predigtaufgabe.

Hoffnung gegen Resignation

Sie können sich Comenius, wenn Sie ein wenig von seinem Leben kennengelernt haben, vorstellen als einen umhergejagten Flüchtling, einen Europäer mit bittersten Erfahrungen. In wieviel europäischen Ländern mußte er überhaupt sein? In wievielen Kriegen: im Dreißigjährigen Krieg, dazu Türkenkriege, schwedisch-polnischer Krieg, englisch-niederländischer Krieg! Auch allerlei Not und Sterben in der Familie hat er zu überstehen gehabt. Kein Wunder, wenn die allgemeine Stimmung seiner Zeitgenossen resignativ war. Man erwartete nichts mehr oder wenigstens nichts Gutes.

Daß Comenius festhält an der Hoffnung, hat Beweggründe in seiner Kirchengeschichte.

Die spricht von den wesentlichen Dingen für eine Kirche: Glaube, Liebe, Hoffnung - in dieser Reihenfolge. Weil nämlich Gott die Welt geschaffen hat, glaube ich an ihn und vertraue darauf, daß er für mich Gutes vorhat. Weil Christus die Versöhnung stiftet und den Schaden Adams repariert hat, liebe ich Christus und versuche, es ihm recht zu machen. Und weil Gott die Vollendung der Welt durch seinen Heiligen Geist versprochen und noch offene, uneingelöste Versprechen gegeben hat, bin ich der Zuversicht, daß noch etwas kommt: Nach allen Katastrophen wird es noch Grund zum Loben Gottes geben. Das macht die Grundthese des Comenius aus. In dieser Reihenfolge - also: Glaube, Liebe, Hoffnung - ist das ein theologisches Gut der Brüderunität, und die Unterscheidung in wesentliche und dienliche und zufällige Dinge spielt dabei natürlich auch eine Rolle.

Wir sollten nicht fortwährend darauf herumreiten, daß die menschliche Natur durch Adams Fall verderbt und wir der Erbsünde ausgeliefert sind. Ist es nicht eine viel größere Respektlosigkeit Christus gegenüber, wenn wir nicht auch seine Versöhnungstat mindestens ebenso in Erinnerung rufen, wenn nicht überhaupt an erste Stelle setzen? Comenius begegnet damit dem häufigen Einwand, seine optimistische, programmatische Art und Weise, Dinge anzugehen und Hilfsprogramme und Reformprogramme zu machen, müsse schon daran scheitern, daß er die Sünde nicht ernstnehme. Comenius Gegenargument ist: Wenn ihr meint, ich nehme die Sünde nicht ernst, muß ich euch erstmal fragen, nehmt ihr überhaupt die Versöhnung ernst? Und wenn es gilt, Versöhnung ernst zu nehmen, dann muß man dafür sorgen, daß wir so leben wie Leute, die an Versöhnung glauben. Und dann muß ich dafür sorgen, daß sich das politische Leben der Völker Europas ändert. Deshalb das umfassende Programm.

Jan Marinus van der Linde in Holland, ein Theologe der Brüdergemeinde und Comeniuskenner - jetzt schon hoch betagt - hat den Satz geprägt: Für Comenius ist die Hoffnung auf die Erscheinung Christi nicht ein Quietiv, sondern ein Motiv. Also kein Grund, die Hände in den Schoß zu legen, sondern die Hände zu rühren. Weil Christus die Welt anders will, als sie ist, haben wir viel zu tun

Über das Predigen

Comenius hat auch eine Predigtlehre geschrieben. Die war zwischenzeitlich verschollen. Das erste Mal, als sie gedruckt worden ist, längst nach Comenius Tode, geschah das nicht aus Ehrfurcht vor Comenius oder für den wissenschaftlichen Gebrauch, sondern von einem katholischen Seminarleiter als homiletisches Elementarbuch für die Priesterausbildung. (Das wußten die bloß nicht). In dieser Predigtlehre kann man lesen: "Wir werden Gott bitten, von seinem Zorn abzulassen. Wir werden uns bemühen, mehr als zu anderen Zeiten, die uns geschenkten Gaben unter uns wirken zu lassen. So werden wir, wenn uns Gott aus dieser Gefangenschaft entläßt und uns an unsere Plätze zurückkehren läßt, das Predigtamt umso besser, eifriger und nutzbringender ausrichten können. Wir glauben ja, daß sich Gott der Herr mit seiner Gnade wieder seiner Kirche zuwenden wird. Wir glauben, daß die Ernte groß sein wird, aber ob dann genügend fähige Schnitter da sein werden." Das ist aus dem Jahre 1631, als sich die Hoffnung zeigte, das Exil würde zu Ende gehen und man könne zurückkehren in die Heimat. Da entwirft Comenius Programmschriften, unter anderem auch so eine Predigtlehre, und will, daß nicht bloß wieder angeknüpft wird bei dem, was man vor Jahren an Grundstücken, Häusern und einflußreichen Stellungen verloren hat, sondern daß man eine innere Erneuerung von der Kirche und von der Schule

her für die ganze Gesellschaft anstrebt. Und da geht er mit seinen eigenen Leuten sehr streng ins Gericht, wendet sich an die Prediger und sagt ihnen: Ihr habt versagt. Ihr habt den Mittelpunkt christlicher Verkündigung, Christus den Gekreuzigten, übergangen oder nur am Rande erwähnt und stattdessen theologische Allogria den Leuten beigebracht, sie gar vom Wesentlichen abgelenkt, auf Unwesentliches gebracht. Deshalb sind dieses zerstörte Europa und dieser Krieg und die verführten Seelen bei Euch einzuklagen! Man hat diese Passage übrigens im Manuskript des "Haggaeus revidivus" - so heißt eine der Programmschriften aus dem Jahre 1632 - kreuzweise durchgestrichen und mit einer Wellenlinie am Rande versehen. Die Synode 1632 hatte nämlich beschlossen, dieses Werk zwar herauszugeben, aber nicht ehe es noch einmal überarbeitet wäre, so daß nichts mehr darin sei als das, das der Erbauung diene. Es kam also offiziell auf den Prozedurenpfad der Kirche, und ehe es da fertig wurde, hatte sich die Situation geändert, und schließlich ist es sogar verschollen. Es ist erst in der Neuzeit wiederentdeckt worden, sonst wäre die Wirkungsgeschichte vielleicht ein wenig anders gelaufen oder wenigstens unsere Meinung vom Pietismus ein wenig positiver. Comenius sieht jedenfalls für die Theologen die Aufgabe: Predigt so, verkündigt so, daß sich mit Notwendigkeit die Verhältnisse ändern!

V. Konferenzen

1. Diakonie auf dem Weg ins Jahr 2000

Programm

der Westfälischen Konferenz theologischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie
Arbeitstagung mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg

Tagungsthema: Diakonie auf dem
Weg ins Jahr 2000

Ein Seminar über Fragen der Herkunft, gegenwärtigen Gestaltung und Zukunft der Diakonie 17.
- 19. Juni 1992 in Heidelberg und Speyer

Mittwoch, 17.06.

bis 15.30 Uhr Anreise, Kaffeetrinken
16.00 Uhr in Speyer: Diakoniewissenschaftliche Einführung von Prof. Strohm:
Dimensionen diakonisch-sozialer Arbeit im Horizont des Jahres 2000;
interne und externe Herausforderungen an die Diakonie in der Zukunft
18.30 Uhr Abendbrot
anschließend Darstellung der Arbeit der Diakonissenanstalt und der
Diakonie der Pfalz

Donnerstag, 18.06.

07.30 Uhr Andacht mit der Diakonissenanstalt
08.00 Uhr Frühstück
09.15 Uhr Beginn mit dem 1. Arbeitsthema: Ursprünge der Diakonie.
Ein intradisziplinärer Austausch von Fragestellungen aus der
diakoniewissenschaftlichen Arbeit in Heidelberg
a) "Gottesliebe und Nächstenliebe" - Zur Frage nach biblischen
Begründungszusammenhängen der Diakonie. Ein Arbeitsgespräch mit
Hartwig Thyen, Prof. für Neues Testament
b) Diakonie in der Alten Kirche - Modell für kirchliche Diakonie
heute?
Ein Arbeitsgespräch mit Adolf Martin Ritter, Prof. für Kirchengeschichte
Mittagspause
15.00 Uhr Kaffeetrinken im Institut
15.30 Uhr 2. Arbeitsthema:
Auf dem Wege zu einer diakonischen Gemeinde. Geschichtliche und
theologische Erwägungen, Dr. Gerhard Schäfer, Assistent am DWI, und
Aspekte diakonischer Praxis, Sylvia Krautter, Pfarrvikarin beim DW
Württemberg
18.30 Uhr Abendbrot im Diakonissenmutterhaus in Speyer
19.30 Uhr Abschlußgespräch mit Prof. Strohm in Speyer unter dem Thema:
Diakoniewissenschaftliche Impulse für die Gestaltung der
diakonischen Gemeinde

Freitag, 19.06

07.30 Uhr	Andacht mit der Diakonissenanstalt
08.00 Uhr	Frühstück
09.00 Uhr	Versuch einer Bündelung (unter Beteiligung von Dr. Schäfer): Schritte für unser Diakonisches Werk Westfalen Tagungsrückblick und Ausblick auf die nächste Tagung
12.45 Uhr	Mittagessen anschließend Abreise

Klaus Müller

Intradisziplinäre Diakonietagung im DWI**Ein Bericht**

Die Westfälische Konferenz theologischer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Diakonie wählte für ihre diesjährige Arbeitstagung das Thema "Diakonie auf dem Weg ins Jahr 2000. Fragen der Herkunft, gegenwärtigen Gestalt und Zukunft der Diakonie". Unter der Leitung des Geschäftsführers des westfälischen Diakonischen Werkes, Pastor Horst Fülling, besuchte in den Tagen vom 17. bis 19. Juni 1992 eine Gruppe von etwa 30 Theologinnen und Theologen Heidelberg und Speyer zu einer intensiven Arbeitstagung. Fragen gegenwärtiger Gestaltung und zukünftiger Orientierung des diakonischen Auftrages der Kirche sollten einmal im intradisziplinären Gespräch - d.h. im Austausch zwischen verschiedenen Forschungsgebieten innerhalb der Theologie - angegangen werden. Die Diakoniewissenschaft im engeren Sinne sollte sich aussetzen den Beiträgen aus der biblischen Theologie und der kirchengeschichtlichen Forschung - ein methodischer Ansatz, der sich im Studienalltag am DWI immer wieder verwirklicht und der dieses Mal auch im Rahmen einer Tagung fruchtbar gemacht werden sollte.

Prof. Strohm übernahm die diakoniewissenschaftliche Einführung unter der Fragestellung: "Dimensionen diakonisch-sozialer Arbeit der Kirche auf dem Weg zum Jahr 2000 - interne und externe Herausforderungen an die Diakonie in der Zukunft". Im folgenden seien die Gliederungsthemen dieses Vertrages genannt:

1. Es ist Aufgabe der Theologie, mit der christlichen Gemeinde, mit allen Mitarbeitern in der Arbeit der Diakonie gemeinsam die Botschaft von der Versöhnung Gottes mit der Welt zu durchdenken. Was bedeutet es, einbezogen zu sein in Gottes universalen Dienst an der Welt? Welche neue Sicht auf unsere Lebenswirklichkeit, welche Beurteilungskriterien, welche Handlungskonsequenzen ergeben sich aus der "Botschaft der Diakonie der Versöhnung"?

2. Wir sind am Ende des 20. Jahrhunderts Zeugen einer revolutionären Veränderung der Wirklichkeit in der eigenen Region, im europäischen Kontinent, in globalen Dimensionen. Dies fordert trotz ihrer Ambivalenz und Undurchschaubarkeit unser Urteil heraus, sie drängt uns zur Stellungnahme und nötigt unser Handeln zur Gestaltung der Wirklichkeit.

Zu widerstehen ist der doppelten Versuchung, daß sich Christen und Gemeinden zurückziehen auf die Innerlichkeit des privaten Christenlebens oder sich an die vorherrschenden Tendenzen der Gesellschaft anpassen und verlieren. Vielmehr stehen sie vor der positiven Aufgabe, an der Bereitstellung, Sicherung und dynamischen Entwicklung von Lebensmöglichkeiten mitzuwirken im eigenen Gemeinwesen bzw. im Kontext einer virtuell zur Einheit zusammenwachsenden Menschheit.

3. Die Diakonie der Versöhnung begründet ein neues Nächstenverhältnis unter den

Menschen und ein grundlegend neues Verantwortungsverhältnis gegenüber der Schöpfung. Christlicher Glaube nötigt dazu, das Nächstenverhältnis (wie auch das Schöpfungsverhältnis) aus dem "Reservat des Sozial-Caritativen" herauszulösen und als Grund und Mittel des Rechts zu behaupten. Damit wird die Menschenwürde zum zentralen Ansatzpunkt christlicher Mitwirkung an den sozialen Aufgaben des Gemeinwesens. Zwei Kategorien dienen zur Verdeutlichung: "Personalität" und "Solidarität". Personalität bezieht sich auf das von Gott Angerufenheit, auf die Verantwortlichkeit vor Gott, das Angenommensein jedes Menschen vor allen gesellschaftlichen und persönlichen Konstellationen. Solidarität konstituiert als Konsequenz von Personalität ein neues Verhältnis der Mitmenschlichkeit: "Aus dem Menschen werden Nächste". Indem der Mensch seiner Bestimmung durch Gott entsprechend seinen Nächsten annimmt, vermag er "Interessengruppen in verantwortliche Gesellschaft" umzuwandeln.

4. Auf der Tagesordnung der Diakonie stehen externe Herausforderungen, für die wir verantwortliche Lösungen noch erarbeiten müssen. Drei exemplarische Herausforderungen seien hervorgehoben:

- Die innerkontinentalen und die interkontinentalen Wanderungsbewegungen sind in vollem Gang. Was die westlichen KSZE-Staaten immer als Beweis der Menschenwürde gefordert haben: die Öffnung der Grenzen, dies erfolgt gegenwärtig oder steht im Blick auf die östlichen Nachbarstaaten unmittelbar bevor. Über die unmittelbare Hilfe von Fall zu Fall hinaus können die Kirchen nicht umhin, Lösungsstrategien zu erarbeiten, die tragfähig sind und dem Auftrag einer Diakonie der Veröhnung gerecht werden.
- Die demographischen und soziographischen Entwicklungen fordern immer deutlicher zu grundsätzlich neuen Handlungsmodellen der intergenerativen Solidarität heraus, in denen ein Alter (und übrigens auch eine Kindheit) in Würde ermöglicht wird. Eine Vielzahl von Ansätzen werden erprobt oder diskutiert. Dies gilt es zu prüfen und das Beste zu verwirklichen.
- Im Zuge der dritten industriellen Revolution ergeben sich neue Konstellationen sozialer Depravierung und Armut, denen mit angemessenen, nicht zuletzt präventiven Ar-

beitsformen begegnet werden muß. Auf dem Gebiet der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit/Langzeitarbeitslosigkeit hat die evangelische Kirche Erfahrungen gesammelt und wichtige Impulse für neue Formen der Arbeitspolitik gegeben.

5. Parallel dazu zeigen sich Entwicklungstrends, die innere Veränderungen, Einstellungs- und Verhaltenswandlungen betreffen. Zwei exemplarische Trends seien hervorgehoben:

- Seit langem wird die Tendenz zur Individualisierung, Singularisierung und Segregation der Lebensstile beobachtet. Was bedeutet dies für das Selbstverständnis und Sicherheitsverlangen der Menschen? Welche Perspektive entwickelt die kirchliche Arbeit?
- Seit langem bahnt sich ein neues Verständnis des Hilfeverhaltens und der Vorstellung von independent living an. Welche Traditionen bestimmen das Hilfehandeln in der Diakonie? Brauchen wir neue Modelle des Hilfehandelns und ein geläutertes Selbstverständnis?

6. Drei Optionen im zukünftigen Verhältnis von Diakonie und sozialstaatlicher Entwicklung werden gegenwärtig explizit oder implizit vertreten:

- Rückzug aus der Breitenarbeit der Diakonie auf allen Feldern des Sozialwesens. Beschränkung auf wenige sporadisch-spontane Modelle.
- Fortschreibung der Arbeit in allen Bereichen mit dem Ziel, die eigenen Kosten zu minimieren und die finanziellen Verpflichtungen des Staates, der Kommunen und der Versicherungsträger kostendeckend einzufordern.
- Eigenständige, konstitutive Beiträge durch 1. personale Hilfe und Partnerschaft durch gemeindenaher Diakonie und neue Formen kooperativen und ökumenischen Hilfehandelns; 2. Entwicklung und Evaluierung kontinuierlicher und tragfähiger - und zugleich vorbildlicher - Modelle diakonisch-sozialen Handelns; 3. Abbau von Berührungspunkten gegenüber freigemeinnützigen, kommunalen und staatlichen Partnern durch aktive Mitwirkung bei der langfristigen Sozialgestaltung im eigenen Land und in Europa (bzw. in interkontinentalen Beziehungen).

7. In drei Bereichen steht Diakonie gegenwärtig in besonderer Weise in der Bewährung:

- Erwartet wird ein Entwicklungssprung im Horizont der ambulanten Dienste und beim weiteren Ausbau der Diakonie-/Sozialstationen. Es geht um die Neuorganisation der sozialen Infrastruktur der sozialen Dienste und die Frage nach der Tragfähigkeit der "Sozialgemeinde".
- Die Anstaltsdiakonie ist starken Anfechtungen, gelegentlich auch Anfeindungen ausgesetzt. Sie bedarf einer neuen tragfähigen Perspektive jenseits von Fortschreibung des Bestehenden und von fragwürdigen Utopien.
- Der gesamte Pflegebereich bedarf einer grundsätzlichen und langfristigen Neugestaltung. Patentrezepte verbrauchen sich rasch am Ausmaß und am Tiefgang der gegenwärtigen Krise.

8. Die Diakoniewissenschaft kann dazu beitragen, in exemplarischen Bereichen Grundfragen christlicher Diakonie zu durchdenken, geschichtliche Erfahrungen aufzuarbeiten und Hoffnungs- und Handlungsperspektiven aufzuzeigen. Die Erfahrungen mit Studierenden berechtigen zu der Annahme, daß heute genügend Bereitschaft zu Engagement und auch zu persönlichen Opfern besteht.

9. Diakonie und Diakoniewissenschaft be dürfen ständig der aktiven und gestalterischen Wahrnehmung des Sozialstaates in seinen Krisen und seinen Zukunftsperspektiven:

- Die Krise des Sozialstaates wurde in den achtziger Jahren vorwiegend unter dem Kostengesichtspunkt diskutiert. Von 1960 - 1990 hat sich der Sozialhaushalt verzehnfacht, das BSP nur versiebenfacht. Die Sozialleistungsquote stieg von 23% auf 31,5%; die Gesamtabgabenbelastung stieg in den vergangenen 20 Jahren von 36 % auf 42 %. Insbesondere im Gesundheitswesen stiegen die Ausgaben stark überproportional: In der GKV von 9 Mrd. DM 1960 auf 134 Mrd. 1988, der Beitragsatz im Durchschnitt von 8,4% auf 12,9 %. Kostendämpfungsgesetze - zuletzt 1989 - brachten nur vorübergehende Entlastung. Der Anstieg der Zahl alter und hochbetagter Personen läßt starke Anstiege der Gesundheits- und Pflegekosten erwarten.

Ähnliche Entwicklungen zeigen auch die Sozialhilfekosten, wobei hier wie dort die stationäre Versorgung die höchsten Zuwachsraten aufweist. Die Ausdehnung des gesamten Sozialrechts auf die neuen Bundesländer wird bis zum Jahre 2000 einen Ausnahmezustand durch stark überhöhte Ausgleichszahlungen zur Folge haben. Einigkeit besteht, daß Einsparungen nicht einseitig zu Lasten der Versicherten und der Schwächeren gehen dürfen. Der Sozialstaat bedarf regelmäßiger Struktur-reformen, um zu sozial- und wirtschaftlich verträglichen Lösungen zu gelangen. Gefragt wird z.B. nach einer Reform des "Leistungserbringungssystems" im Gesundheitswesen. Gefordert wird die gesetzliche Absicherung des Pflegerisikos. Entscheidend für die Zukunft des Sozialstaates ist jedoch die Lösung der Beschäftigungskrise. Beschäftigung ist der Hauptmechanismus der Sozialpolitik, sie fördert die eigenbestimmte soziale Daseinsvorsorge und entlastet die Sozialbudgets. Ohne eine integrale Arbeitspolitik und Arbeitsförderung bleibt deshalb die Zukunft des Sozialstaates ungesichert.

- Zur Überwindung der inneren Strukturkrise des Sozialstaates kommt es darauf an, "daß die Solidarität, die der Sozialstaat verwirklichen soll, umgedacht wird von einem Reparaturbegriff für die sozial schädlichen Folgen des Individualismus zum Ausgangspunkt und Strukturprinzip des Zusammenwirkens und Miteinanders der Menschen" (E.A. Böckenförde). In diesem Zusammenhang wäre in Zukunft der Trend zur Vollprofessionalisierung und fachlichen Differenzierung der sozialen Dienste zugunsten eines ausgewogenen Zusammenwirkens von Selbsthilfepotentialen, mit Kompetenz ausgestatteten Ehrenamtlichen und professionellen Helfern umzusteuern. Ebenso muß die strukturelle Unterlegenheit der pflegenden Dienste gegenüber den etablierten Führungsberufen (Ärzten, Psychologen, Theologen, Betriebswirten) aufgehoben werden. Die nach wie vor vorhandene Helfermotivation bedarf der Ausprägung auf ganzheitliche und ortsnahe Hilfskonzepte (z.B. Normalisierungskonzept, sozialökologische Konzepte, Lifemodell) und sozialer Honorierung. Schließlich bedarf die im Subsidiaritätsprinzip verankerte Mitwirkung der Träger freier Wohlfahrtspflege der ständigen Überprüfung im Blick auf die ge-

stellten Aufgaben. Es gilt zu prüfen, "wer jeweils der berufene Träger sozialer oder caritativer Werke oder Maßnahmen ist". "Jede Art von Hilfe ist in umso höherem Grade wirklich hilfreich, als sie den Hilfsbedürftigen so wenig wie möglich als hilfloses Objekt behandelt, vielmehr ihn so viel wie möglich zur Selbsthilfe instand setzt und ihm Gelegenheit gibt, als aktives Subjekt selbst bei der Befreiung aus seiner Not mitzuwirken, sich aktiv daran zu beteiligen. Unter dieser Rücksicht: auszumachen, wer jeweils berufener Helfer ist. Dies und nichts anderes ist das viel berufene Subsidiaritätsprinzip" (O. v.Nell-Breuning). Die freie Wohlfahrtspflege hat die doppelte Aufgabe: innovativer und kooperativer Leistungsträger sowie Förderer der Selbsthilfe zu sein. Sie muß sich von der Gefahr der Bürokratisierung und Verstristung ebenso hüten wie die öffentlichen Leistungsträger.

- Die Bildung eines europäischen Binnenmarktes 1993, die eingeleitete politische Union und die bis 1999 vereinbarte Währungsunion werfen ein grelles Licht auf das Fehlen einer europäischen Sozialunion. Der Druck verstärkt sich: "Ein europäischer Wohlfahrtsstaat mit eigenständigem Gewicht liegt in Reichweite der europäischen Gemeinschaft zur Jahrtausendwende" (S. Leibfried). Harmonisierungstendenzen zeichnen sich gegenwärtig nur im "frei-zügigkeitsspezifischen" Gemeinschaftssozialrecht ab. Im übrigen ist von Koordination - nicht von Harmonisierung - der höchst unterschiedlichen Sozialleistungssysteme die Rede. Koordination bezieht sich auf die Ziele, den Mitteleinsatz sowie die Effizienz und Kontrolle. Schritte zu einem Sozialstaat Europa bilden die 1957 in den Röm. Verträgen vorgesehenen europ. Sozialfonds und die 1989 verabschiedete "Gemeinschaftscharta sozialer Grundrechte der Arbeitnehmer". Die Konstitutionalisierung sozialer Rechte auf nationaler wie auf EG-Ebene würde die Wirksamkeit des EuGH vergrößern. Auf der Tagesordnung steht die Forderung nach "Gewährleistung eines annehmbaren Mindestlebensstandards" für alle EG-Bürger. Erhebliche Lastenausgleichszahlungen von Nord nach Süd sind unausweichlich. Langfristig ist ein gesamteuropäischer Sozialraum, der Osteuropa einschließt, anzustreben. Ein "Weltsozialstaat" ist heute noch Utopie. Unausweichlich aber ist eine Weltsozialpolitik, in der schrittweise der er-

reichte Stand institutioneller Regelungen (z.B. Alterssicherung, Sozialhilfe etc.) in die entwicklungspolitischen Strategien implantiert wird.

"Gottesliebe und Nächstenliebe" war im weiteren Tagungsverlauf das Stichwort, unter dem der Neutestamentler an der Heidelberger Fakultät, Prof. Hartwig Thyen, die biblischen Begründungszusammenhänge der Diakonie betrachtete. Die Liebe, in der Bibel zweifellos das Fundament für alles, was wir Diakonie nennen können, offenbart sich nach Thyens Ausführungen im "Loslassen-Können des Selbst um des Anderen willen", ist also nicht befehlbare und einklagbare Norm, sondern "souveräne Daseinshaltung". Sie ist die selbstbewußte Lebensäußerung von Menschen, die ihren Grund nicht in sich selbst, sondern ihrerseits wiederum in der Liebe haben.

An drei Textzusammenhängen - für die Bibel beider Testamente gleichermaßen relevant - ging Prof. Thyen ins Detail: Erstens die Formulierung des Doppelgebotes der Gottes- und Nächstenliebe in Mk 12,28-43; zweitens das Gebot der Feindesliebe in Mt 5,43-48 und drittens das Wort vom neuen Gebot in Joh 13,34f. Das doppelte Gebot der Liebe zu Gott und zum Nächsten fungiert in der Version bei Lukas als Einleitung der Erzählung vom barmherzigen Samariter; das bedeutet, so Prof. Thyens Hinweis, daß die Samaritergeschichte als Beispiel beider gelesen werden will, der Nächsten- und der Gottesliebe. Gleichwohl könne nicht davon die Rede sein, daß die Liebe zu Gott in der Liebe zum Nächsten einfach aufgehe, vielmehr sei die alte christologische Formel des "unvermischt und ungetrennt" auch für das doppelte Liebesgebot in Geltung. Die Tradition der Feindesliebe, die gemeinhin als neutestamentliche Neuerung betrachtet wird, interpretierte Prof. Thyen als Implikation bereits des alten Gebotes aus 3. Mose 19,18 "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst". Nicht nur wird der "Nächste" auch schon in 3. Mose 19,34 (!) mit dem "Fremden" identifiziert, der durchaus als feindlich erfahren werden kann; überdies bekräftigte Prof. Thyen ausdrücklich die von dem Heidelberger Alttestamentler Hans-Peter Mathys vorgetragene These, daß das neutestamentliche Liebesgebot an allen Stellen seinen Ursprung in 3. Mose 19,18 hat. Demzufolge ist weder bei Matthäus eigentlich von "Antithesen" zu sprechen, noch ist das

"neue" Gebot bei Johannes das schlechthin neue, sondern das neu zur Geltung gebrachte alte Gebot (1. Joh 2,7-11). Letztlich ist die geschwisterliche Liebe gerade im Johannesbrief keine Liebe allein zu den Schwestern und Brüdern im Glauben, sondern eine Liebe, die auch einen Kain (1. Joh 3,11 ff) als Bruder wahrnehmen und lieben kann.

Einen weiteren Schritt im Diskurs unternahm der Heidelberger Kirchengeschichtler Prof. Adolf Martin Ritter unter der Fragestellung: "Diakonie in der Alten Kirche - Modell für kirchliche Diakonie heute?" Prof. Ritter beleuchtete zunächst eine Reihe von Rahmenbedingungen des antiken römischen Systems und damit eben auch der frühen Christenheit. Das römische Reich sei ganz gewiß keine Gesinnungsdiktatur oder ein Polizeistaat gewesen, sondern habe eine Vielfalt der Anschauungen und Bewegungen - und damit auch das kirchliche und kirchlich-soziale Leben - durchaus toleriert. Ab der Mitte des 3. Jahrhunderts konstatierte Prof. Ritter die entscheidende tiefe Krise des römischen Reiches in allen Lebensbereichen. Auch für die sozialen Belange hatte der Staat kaum mehr länger die Kraft - langsam wurde das Feld bereitet für ein Eintreten des Christentums in eine politisch und eben auch gesellschaftlich-sozial relevante Position. Die antike Welt beschrieb Prof. Ritter keineswegs als eine "Welt ohne Liebe", wie sie Uhlhorn apostrophiert hatte. Vielmehr war es eine Welt, in der die Devise galt "Gutes tun und laut davon reden!" Und ein anderes ist für die Beurteilung der Antike wichtig: Ihr dient die Religion gerade nicht als Begründung für soziales Engagement.

Prof. Ritter untersuchte im folgenden die interessante Frage: Wie hat die römische Umwelt die Christen gesehen, was fiel an ihnen auf? Bekannt geworden ist die Feststellung, die Tertullian überliefert: "Seht, wie sie einander lieben!" Ein weiteres Zeugnis über die Lebensführung der Christen würdigte insbesondere ihre Menschenfreundlichkeit gegenüber Fremden, ihre Sorgsamkeit bei der Bestattung der Toten und ihren sittlichen Ernst. Gerade der Bezug auf die Außenseiter und gerade nicht nur auf die Mitglieder der eigenen Gemeinschaft stellte einen charakteristischen Zug der Liebestätigkeit in der alten Kirche dar - eine Fortführung, so Prof. Ritter, der Praxis des Christos Diakonos. Als

entscheidenden Hintergrund für die Ausbildung der frühkirchlichen Lebensformen wies Prof. Ritter auf das zeitgenössische Judentum hin. Juden und Christen waren sich in der Grundlegung des Liebeshandelns auf weiten Strecken einig und bildeten auch - gegenüber einer Familienzentrtheit der römischen Umwelt - Formen struktureller Wohltätigkeit heraus. Über allem stand - auch dies in charakteristischem Unterschied zur römischen Welt - das Bekenntnis zu Gott als dem Anwalt der Armen und Schwachen.

Die Alte Kirche bereits ist die Zeit der Institutionalisierung der kirchlichen Diakonie. Sie ist auch die Zeit, in der sich das Amt des Diakons neben Bischof und Presbyter entwickelte und sich das Amt der Witwe ausbildete, das dem Diakonissenamt sehr nahe kam. Bis auf die Zeit Konstantins im 4. Jahrhundert zurück reichen die Anfänge jener spezifischen Beziehung zwischen Staat und Kirche, bei der wichtige soziale Aufgabenbereiche vom Staat auf die Kirche übergingen, einschließlich der erforderlichen Finanzmittel. Frucht der Alten Kirche ist nicht zuletzt auch das Mönchtum, das bis heute einer der bedeutendsten Träger der Diakonie geblieben ist.

Seine Antwort auf die Frage nach dem Modellhaften der frühen Kirche für heutige Diakonie faßte Prof. Ritter abschließend in vier Punkte: Erstens hat sich die Diakonie der Alten Kirche evidenter Not angenommen. Zweitens machte die frühe Christenheit in der Orientierung am Judentum die Ganzheit der Gemeinde als diakonisch-ethisches Subjekt geltend. Drittens hielt das Mönchtum als wesentlicher Träger der Diakonie den Gedanken wach, daß sozial verwaltetes Eigentum die christlich eher zu favorisierende Lösung sei, und viertens begegnet bereits im Sozialerbrecht der Alten Kirche strukturelle Ansätze einer vorbildlichen Wohlfahrtspflege.

Im weiteren Verlauf des Seminars führte Dr. Gerhard Schäfer in die Diskussion um die diakonisch-soziale Bedeutung der Gemeinde um die Jahrhundertwende ein. Seine historischen und theologischen Erwägungen aus diakoniewissenschaftlicher Perspektive ließen vier der damals profiliertesten Ansätze für das Verständnis diakonischer Gemeinde geradezu als Grundmuster und Paradigmen auch der heutigen Diskussion lebendig werden. Geschichtliche Linien - die sich ihrer-

seits in je spezifische Weise auch mit der biblischen Tradition verknüpfen - sollten geradezu als heuristischer Rahmen für das Verständnis des aktuellen Gespräches um "Gemeinde und Diakonie" fruchtbar gemacht werden.

Der erste Entwurf verbindet sich mit dem Namen Emil Sülze und versteht die Liebestätigkeit als Funktion der Seelsorge im Horizont der Ortsgemeinde. Sulzes Programm zielt auf die Seelsorgegemeinde, die als lebendige Gemeinde Träger auch der Diakonie wird. Im Dienste seines Gemeindeprinzips entwickelte Sülze geradezu ein kybernetisches System der Aufteilung in kleine und kleinste Seelsorgebezirke - im Zuge der Seelsorge aller an allen werde sich auch das diakonische Tun realisieren.

Gegen Sulzes Organisation des Gemeindeprinzips richtete Paul Grünberg seinen Angriff: Die Forderung, alle Liebestätigkeit in die Gemeinde zu integrieren, sei nicht zu rechtfertigen - empirisch nicht und theologisch nicht. Grünberg trat ein für das Zusammenwirken auch mit freien, ungebundenen Kräften. Für ihn deckte sich die Mannigfaltigkeit des sozialen, geistigen und geistlichen Lebens nicht mit den Grenzen der Kirchengemeinden.

In radikaler Unterschiedenheit von Sülze und auch von Grünberg rekurrierte Bernhard Dörries auf Artikel VII der Confessio Augustana als Wesensbestimmung der Kirche. Kirche ist Werk Gottes, sie führt ein verborgenes Dasein, sie wird sichtbar nur im Wort und im Sakrament. Die Gemeinde ist nur existent als Gottesdienstgemeinde - nach dem Schlußsegens im Gottesdienst trete sie gleichsam wieder ins Dunkel zurück. Dieser ekklesiologische Grundgedanke hat für die Diakonie ganz eindeutige Implikationen: Es kann keine Darstellung der Gemeinde außerhalb des Gottesdienstes geben, die Gemeinde hat keinen Auftrag im Kleinkrieg des Alltags, die Armenfürsorge ist Sache der politischen Kommunen. Auftrag der Kirche ist nicht das faktische soziale Tun, vielmehr geht es - so lautet die Formel bei Dörries - um die "Erziehungspflicht der Kirchengemeinden gegenüber sozialen Mißständen", um das Werben für die rechte soziale Einstellung.

Die vierte Stimme in der Diskussion gehörte Gerhard Hilbert und seinem Ruf nach der Ecclesiola in Ecclesia als der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe sowie als Trägerin missionarischen Handelns. Hilberts Sicht ist klar: Nach Ende des 1. Weltkrieges wird Deutschland einem Missionsland gleichen, es wird entscheidend um die Evangelisierung der Massen gehen müssen. Ein Sülze mußte nach Ansicht Hilberts scheitern, weil er an die Christlichkeit der Ortsgemeinde qua Ortsgemeinde glaubte; ein volkskirchliches Zusammenwirken der Kräfte konnte Hilbert ebensowenig anerkennen wie eine einzig um den Gottesdienst zentrierte Sammlung - aktive missionarische Gemeinde, Glaubens- und Liebesgemeinschaft kann nur die Ecclesiola in Ecclesia werden, die kleine Schar der mit Ernst Glaubenden.

Pfarrvikarin Sylvia Krautter führte abschließend den Weg der Seminartagung auf sein Ziel zu: die Gestaltwerdung diakonischen Gemeindelebens. Frau Krautter sprach unter Bezugnahme auf ihre Herrenberger Erfahrungen über "Aspekte diakonischer Praxis - Sagen, was ist, und tun, was sein soll".

Hiermit seien ihre abschließenden Thesen dokumentiert:

Im Kirchenbezirk Herrenberg - einem primär ländlich geprägten Raum Württembergs - wurde mit dem landeskirchlichen Pilotprojekt "Förderung der Gemeindediakonie" der Versuch unternommen, Brücken hin zu den Gemeinden zu schlagen, diakonisches Bewußtsein zu fördern und die Gemeinden zu ermutigen, diakonische Verantwortung in ihrem jeweiligen sozialen Umfeld neu und verstärkt wahrzunehmen. Im Rahmen dieses Projektes wurden Befragungen im Kirchenbezirk Herrenberg durchgeführt, eine Diakonische Woche veranstaltet, ein Werkstattheft erstellt und ein Diakonisches Netz mit 40 Kontaktfrauen und Kontaktmännern aufgebaut. Das Werkstattheft ("In Ängsten - und siehe, wir leben." Auf dem Weg zu einer diakonischen Gemeinde", Herrenberg 1990, 2. Aufl.) und der Projektbericht mit Materialheft sind beim Diakonischen Werk Württemberg erhältlich. Das Diakoniewissenschaftliche Institut der Universität Heidelberg hat das Projekt wissenschaftlich begleitet. Aus der Projektarbeit ergeben sich 15 Aspekte diakonischer Praxis:

1. Die Diakoniegesetze der Evangelischen Kirche in Deutschland, z.B. Westfalen und Württemberg, sehen Diakoniepresbyter bzw. Diakoniebeauftragte zur Wahrnehmung diakonischer Aufgaben vor. Diakoniepresbyter bzw. -beauftragte können nur begrenzt das diakonische Bewußtsein von Gemeinden wecken und fördern. Im Rahmen des Pilotprojektes "Förderung der Gemeindediakonie im Kirchenbezirk Herrenberg" entschied man sich für die Bezeichnung "Kontaktfrau bzw. Kontaktmann", um ein neues Verständnis von ehrenamtlicher Mitarbeit zu signalisieren: Frauen und Männer, die mit ihrer Bereitschaft zur Mitarbeit nicht als einsame Vertreterinnen diakonischer Anliegen dastehen, sondern im Rahmen des Projektes in ein Diakonisches Netz eingebunden sind und sich dabei gegenseitig stützen.
2. Trotz des Zerfalls der parochialen Symbiose hat die Gemeinde als Funktions- und Lebensraum ihre herausragende Bedeutung bis heute nicht verloren (Martin Ruhfus). Diakonische Gemeinde heißt, die spezifische Chance und Aufgabe der Orts-gemeinde erkennen, die sich aus ihrer Nähe zu alltäglichen Lebenszusammenhängen ergibt.
3. Diakonische Gemeinde ist Lernort, an dem Menschen und Gruppen eigenständig und situationsbezogen Leben, Glauben und Lernen (EKD-Studie 1982) und eine Beziehung des Gebens und Nehmens in einer heilenden und weltweit miteinander teilenden Gesellschaft erfahren und erleben (ÖRK 1983) mit Hilfe des Dreischrittes von Sehen, Urteilen und Handeln.
4. Gemeindeorientierung diakonischer Arbeit erfordert Prioritäten, neue Arbeitskonzepte, neue Arbeitsmethoden und Partizipation aller Betroffenen und Beteiligten.
5. Presbyterien, Kirchenkreise und diakonische Einrichtungen sind auf qualifizierte Mitarbeiterinnen mit unterschiedlichen Kompetenzen angewiesen. Gemeinde läßt sich nicht durch professionelle Betreuung erhalten, sondern aus der Mitarbeit, Zusammenarbeit und dem Zusammenleben all der Menschen, die ihr angehören. Dabei geht es nicht um traditionelle "Indienstnahme", sondern um Kooperation auf dem Weg von der Betreuungskirche zur Beteiligungskirche.
6. Auf dem Weg von der Versorgungs- und Betreuungskirche hin zur Beteiligungskirche muß ehrenamtlicher Mitarbeit ein höherer Stellenwert eingeräumt werden: "Die Gremien auf Dauer vor Ort" müssen durch "Gruppen auf Zeit", etwa durch Initiativgruppen und Selbsthilfegruppen, ergänzt werden.
7. Neue Formen und Anforderungen an das soziale Engagement von Gemeindegliedern und Bürgerinnen müssen gesehen und entdeckt werden.
8. Freiwillige Mitarbeit darf nicht ins arbeitsmarktpolitische Niemandsland ausgelagert werden und Privatsache der vom Arbeitsmarkt fernzuhaltenden Frauen sein (Vgl. dazu u.a. Dorothee Rhiemeier, Eine Mehrheit - wie eine Minderheit behandelt. Frauen im Ehrenamt der Kirche. Herausgegeben vom Frauenreferat der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld 1991).
9. Ehrenamtliche Mitarbeit darf gesehen, muß anerkannt und öffentlich gewürdigt werden, auch zur Einladung und Motivation anderer.
10. Ehrenamtliche Mitarbeit gibt es nicht zum Nulltarif. Für ehrenamtliche Mitarbeit müssen entsprechende Rahmenbedingungen geschaffen werden, wie z.B. Aufwandsentschädigungen, Wochenendseminare, Anerkennung von Pflegejahren in der Rentenversicherung...
11. Ehrenamtliche Mitarbeiterinnen bedürfen der hauptamtlichen Begleitung. Sie müssen Anspruch auf kontinuierliche, fachliche und persönliche Begleitung haben.
12. Hauptamtliche Mitarbeiterinnen müssen in Aus- und Fortbildung befähigt werden, andere zu ehrenamtlicher Mitarbeit zu ermutigen und sie dabei zu begleiten.
13. Pfarrer und Pfarrerinnen haben eine Schlüsselfunktion bei der Förderung der Gemeindediakonie. Sie können sich öffnen oder verschließen, wenn nicht sogar blockieren. Hier muß nach dem theologischen Verständnis von Diakonie in der PfarrerInnen-schaft und TheologInnenausbildung gefragt werden.
14. Durch die Einbeziehung von Gruppen und ihren Arbeitsfeldern in den Gottesdienst,

d.h. durch deren aktive Gottesdienstplanung und -gestaltung erfährt die Gemeinde von der Existenz und der Arbeitsweise ihrer Gemeinde-, Initiativ- und Selbsthilfegruppen. Verkündigung und soziales Handeln können sich gegenseitig durchdringen.

15. Öffentlichkeitsarbeit erweist sich in der diakonischen Gemeindegarbeit nicht als Ergänzung zum "eigentlichen" Diakonierauftrag, sondern als notwendiger Bestandteil. Öffentlichkeitsarbeit ist ein Stück Diakonie (Horst Seibert).

Diakonische Praxis zielt auf einen längeren Prozeß des Umdenkens und Umstrukturierens, bei dem gilt:

Sagen, was ist, und tun, was sein soll.

Das Ende dieser Diakonietagung am DWI brachte sicherlich nicht die Antworten auf alle gegenwärtig den Weg der Diakonie betreffenden Fragen- und Problemkreise, von denen in einem Versuch der Auswertung und Zusammenschau einige noch einmal genannt wurden: Welchen Stellenwert kann die Diakonie in der volksskirchlichen Realität einnehmen? Wie kann sich unsere institutionelle Diakonie als Kirche verstehen? Wie ist die Diskussion um eine allgemeine soziale Dienstpflicht einzuschätzen? Und vieles andere mehr. Die Gruppe der Theologinnen und Theologen aus der westfälischen Diakonie nahmen keine fertigen Antworten mit nach Hause, wohl aber doch - als Frucht dieses Austausches zwischen den Disziplinen innerhalb der Theologie - neu geschärfte und präziserte Fragestellungen und Herausforderungen für die Gestaltung diakonischer Wirklichkeit vor Ort.

2. Diakonie und Europäischer Binnenmarkt

PROGRAMM

der wissenschaftlichen Arbeitstagung des
Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Theologischen Fakultät an der Universität
Heidelberg in Verbindung mit der Kaiserswerther Generalkonferenz

"Diakonie und Europäischer Binnenmarkt"
4.-7. März 1992 in
Speyer und Heidelberg

Leitung: Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm, (Diakoniewissenschaftliches Institut),
unter Mitwirkung von Pastor Dr. Johannes Degen (Präsidium der
Generalkonferenz)

Mittwoch, 4. März 1992

Anreise nach Speyer

18.00 Uhr Gottesdienst in der Mutterhauskirche, anschließend Begrüßung und Abendessen

Donnerstag, 5. März 1992

08.00 Uhr Abfahrt nach Heidelberg in die Akademie der Wissenschaften

09.15 Uhr Begrüßung durch Prälat Gerhard Bechtel (Evangelische Landeskirche in Baden)

09.30 Uhr Tagesthema:

Verantwortung für die Gestaltung der Sozialordnung Europas

Prof. Dr. Dr. Th. Strohm (Heidelberg):

Diakonie und Europäischer Binnenmarkt

11.15 Uhr **Staatssekretär Dr. W. Tegtmeier** (Bonn):

Die zukünftige europäische Sozialordnung aus der Sicht der Bundesrepublik
Deutschland

- 13.00 Uhr Mittagessen
- 15.00 Uhr **Dr. Bernd Schulte**, Max-Planck-Institut für ausl. und Internat. Sozialrecht (München):
Die europäische Architektur, das europäische Sozialrecht und die Arbeit der freien Wohlfahrtsverbände 17.00 Uhr Grußwort durch **Prof. Dr. theol. Gottfried Seebaß** (Heidelberger Akademie der Wissenschaften)
Begegnung mit Frau **Oberbürgermeisterin Beate Weber** (ehem. Vorsitzende des Umweltausschusses im Europ. Parlament) und Ansprache:
Zur politischen Verantwortung für eine humane und ökologische Ausgestaltung des zukünftigen Europas
anschließend Imbiß 19.30 Uhr
- Gruppengespräche und Informationen
Dr. J. Stein (Diakonisches Werk, Karlsruhe):
Die Rolle der freien Verbände (Prognos Studie)
Frau B. von Schubert (Reha-Zentrum, Neckargemünd):
Das EG-HELIOS-Programm
Dr. G. Schäfer (DWI Heidelberg):
Die EKD-Denkschrift: Verantwortung für ein soziales Europa
- 22.00 Uhr Rückfahrt nach Speyer

Freitag, 6. März 1992

- 08.00 Uhr Abfahrt nach Heidelberg
- 09.15 Uhr Tagesthema:
Die europäischen Kirchen und ihre Diakonie im werdenden Europa Neue Ansätze diakonischer Arbeit in der Russisch-Orthodoxen Kirche
- **Prof. Witall Kyrillowitsch Antonik** (Geistliche Akademie und Moscow Patriarchate, Dept. on Church Charity and Social Service, Moskau)
- **Theodor van der Voort** (Priester der Russ. Orth. Kirche und Studiensekretär des Osteuropa-Ausschusses des Generale Diakonale Raads Utrecht):
- 11.00 Uhr - **Prof. Dr. Paolo Ricca** (Rom):
Zusammenarbeit der Kirchen in Europa - aus der Sicht der Waldenser Kirche
- 12.30 Uhr Mittagessen
- 14.30 Uhr Der Beitrag der christlichen Diakonie zum Bau des Europäischen Hauses:
OKR Hans-Joachim Kiderlen (Brüssel): - aus der Sicht der EKD-Vertretung in Brüssel
Vizepräsident OKR Dr. Ernst Petzold (Berlin): - aus der Sicht des Internationalen Verbandes der Diakonie
- 16.30 Uhr Aussprache im Plenum
Leitung: **Pastor Dr. Johannes Degen** (Kaiserswerth)
Prof. Dr. Dr. Th. Strohm (Heidelberg)
- 19.00 Uhr Abend der Begegnungen in Heidelberg
- 22.00 Uhr Rückfahrt nach Speyer

Samstag, 7. März 1992

- Nach dem Frühstück in Speyer:
Auswertung und Bündelung der Arbeitsergebnisse im Blick auf die Generalkonferenz in Finnland
- 11.00 Uhr Abreise

Sebastian Klusak

Keine europäische Einigung ohne Sozialordnung

Arbeitstagung des "Diakoniewissenschaftlichen Instituts" -OB
Weber und Staatssekretär Dr. Tegtmeier als Referenten

"Der notwendigen wirtschaftlichen Integration Europas muß eine ausgewogene Sozialordnung folgen. Das Thema 'Europäische Sozialpolitik' darf nicht länger ausgeklammert werden. Das Europäische Haus darf nicht zur 'Festung Europa' gegenüber den armen Ländern des Südens und Ostens werden." Diese Thesen vertrat der Direktor des "Diakoniewissenschaftlichen Instituts" (DWI) der Universität Heidelberg auf einer wissenschaftlichen Arbeitstagung seines Institutes und der "Kaiserswerther Generalkonferenz" in der vergangenen Woche in der Akademie der Wissenschaften in der Karlsstraße. Die Forderung nach einem nicht nur geeinten, sondern auch sozialen Europa, die dieses Institut derzeit mit in den Mittelpunkt seiner Forschungen gestellt hat, und die Rückwirkungen des EG-Binnenmarktes auf die freie Wohlfahrtspflege und insbesondere die Diakonie waren die Hauptthemen dieser Arbeitstagung, die von In- und ausländischen Sozialexperten, Mitgliedern des "Kaiserswerther Verbandes" sowie Vertretern von Kirchen besucht wurde.

Weniger Bedenken gegenüber den Folgen des EG-Binnenmarktes für die Armen, Kranken, Ausländer und Wanderarbeiter als die meisten der Teilnehmer hatte der Staatssekretär im Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Dr. Werner Tegtmeier (Bonn). Es gehe nicht um eine Harmonisierung oder gar Vereinheitlichung der europäischen Sozialsysteme, sondern lediglich um deren Angleichung dort, wo sie unausweichlich sei, sagte Tegtmeier in seinem Referat "Die zukünftige europäische Sozialordnung aus der Sicht der Bundesrepublik Deutschland". Dies betreffe zum Beispiel das Asyl- und Versicherungswesen sowie die Gleichstellung von Männern und Frauen. Die Kirchen rief Tegtmeier auf, an der Ausgestaltung der europäischen Sozialordnung mitzuwirken. Oberbürgermeisterin Beate Weber, die zum ersten Mal zu Gast in der Akademie der Wissenschaften war, betonte in ihrem Vortrag den engen Zusammenhang zwischen sozialen und ökologischen Problemen weltweit und auf lokaler Ebene. Arbeitslosigkeit, die Verschmutzung der Gewässer und die Verkehrsproblematik müßten sowohl auf überregionaler wie lokaler Ebene gelöst werden, meinte OB Weber. Ein positives Beispiel für die Möglichkeit "sauberer" Energiegewinnung sei die geplante Nutzung des Neckars bei Heidelberg zur Stromerzeugung. Neben Dr. Bernd Schulte vom Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Sozialrecht (München) und Professor Paolo Ricca (Theologische Fakultät der Waldenser Kirche, Rom), äußerte sich auch Professor Theodor Strohm selbst zum Thema "Verant-

wortung für die Gestaltung der Sozialordnung Europas" aus der Sicht der Diakonie. Sowohl im Gründungsvertrag der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) von 1951 als auch in Einheitlichen Europäischen Akten (EEA) von 1986 würde der "freie Austausch" von Kapital, Dienstleistungen und Personen im EG-Binnenmarkt hervorgehoben, die Ausgestaltung einer europäischen Sozialordnung jedoch "vernachlässigt", sagte Strohm. "Die Hoffnung, die viele auf den Gipfel von Maastricht gesetzt haben, daß die seit langem - nicht zuletzt vom europäischen Parlament - geforderte Synthese von zivilen, politischen und sozialen Rechten gelingen könnte, hat sich nicht erfüllt", erklärte Strohm weiter. Spätestens bei der Verwirklichung der "Europäischen Union" 1996 müsse geklärt sein, ob zum Beispiel das Modell des Wohlfahrtsstaats und das Subsidiaritätsprinzip der deutschen Wohlfahrtspflege auch über Deutschland hinaus Geltung gewinnen könne, und wie mit der Tatsache umgegangen werde, "daß die Länder der Südschiene der Gemeinschaft keine Sozialstaaten in unserem Sinne sind", sagte Strohm. Dies betreffe besonders die Absicherung der Arbeitslosen und die Rentempfänger, meinte der Direktor des Diakoniewissenschaftlichen Instituts. Es dürfe nicht geschehen, daß die entstehende Konkurrenz auf dem Wohlfahrtssektor zu Lasten der Benachteiligten gehe.

Aus: Rhein-Neckar-Zeitung vom 10.3.1992. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Jürgen Stein

Bericht über die wissenschaftliche Arbeitstagung

"Diakonie und Europäischer Binnenmarkt"

04. - 07. März 1992 in Speyer und Heidelberg,
durchgeführt vom Diakoniewissenschaftlichen Institut Heidelberg
in Verbindung mit der Kaiserswerther Generalkonferenz

1. Diese Tagung diente der inhaltlichen Vorbereitung der Versammlung der Generalkonferenz in Helsinki. Es konnten Gäste aus Belgien, den Niederlanden, Ungarn, Dänemark und Estland begrüßt werden. Die Teilnehmer erhielten vielfach zuvor noch nicht bekanntgemachte Informationen aus den EG-Zentralen und wurden mit den Positionen anderer europäischer Kirchen konfrontiert.

In seinem Grußwort für die Badische Landeskirche berichtete Prälat Gerhard Bechtel vom Besuch des Evangelischen Oberkirchenrats Baden in Brüssel. Der protestantische Beitrag zur kirchlich-theologischen Pluralität in Europa sollte die Botschaft von der Aufrichtung des Menschen durch seinen gnädigen Gott sein.

Prof. Theodor Strohm vom Diakoniewissenschaftlichen Institut nannte als politische Aufgabe der Diakonie auch in Europa die Sicherung von Lebensmöglichkeiten. Die Zielperspektive sei eine "verantwortliche Gesellschaft". Es gelte, sorgfältig auf EG-Initiativen zur "Vernetzung" ortsnaher Versorgungsmodelle zu achten. Die Diakonie und ihre Verbände sollten auch selbst eine solche Vernetzung bieten.

2. Staatssekretär Dr. Tegtmeier erläuterte die Beschlüsse des EG-Gipfels von Maastricht im November 1991: Von elf Staaten (außer England) wurde vereinbart, im Bereich von Arbeitsbedingungen, Arbeitsrecht, Frauengleichstellung und Eingliederung benachteiligter Gruppen die qualifizierte Mehrheitsentscheidung einzuführen (44 von 66 Stimmen, was die Stellung der kleinen EG-Staaten stärkt). Einstimmigkeit gilt nach wie vor für die Bereiche der sozialen Sicherungssysteme, für Mitbestimmungsfragen und Finanzbeiträge zur Arbeitsförderung. Neu ist auch, daß den Sozialpartnern eine Ein-

gangsfrist von neun Monaten gegeben wird, bevor die EG Vorlagen macht.

Der Protokollbeschluß von Maastricht über die Anerkennung der Freien Wohlfahrtspflege (wir berichteten davon) hat keine unmittelbaren Konsequenzen. Allerdings ist die Freie Wohlfahrtspflege nun erstmals genannt. Bisher war nur von den Sozialpartnern die Rede.

Neu ist auch die "Entsenderichtlinie", die festlegt, daß für sogenannte entsandte Beschäftigte, die in anderen Ländern tätig werden, die Bedingungen und Vorschriften des Arbeitsortes gelten (auf Nachfrage wird festgestellt, daß dies auch für den Bereich sozialer Dienstleistungen gilt). Für den Sonntagsschutz findet sich vermutlich eine EG-Mehrheit gegen Bedenken der Kommission.

Staatssekretär Tegtmeier sieht die 90er Jahre als Epoche großer Wanderungsbewegungen (So leben in der GUS z.B. nicht nur ausreisewillige Deutsche, sondern auch etwa eine Million Griechisch-Stämmige, die ebenfalls fort wollen). Kirche und Diakonie sollen dazu beitragen, auch in Osteuropa und Ostdeutschland Hilfsinstrumente verfügbar zu machen. Die Reformstaaten fordern nicht nur Kapital, sondern auch die Einbringung von Trägerkompetenz.

3. Dr. Bernd Schulte vom Max-Planck-Institut München hat an der Prognos-Studie zur Freien Wohlfahrtspflege in Europa mitgewirkt. Sein Referat trat Befürchtungen entgegen, die deutsche Wohlfahrtspflege würde im europäischen Rahmen von Konkurrenz überschwemmt. Vielmehr drohe ihr die eigentliche "Konkurrenz" von den bereits in Deutschland tätigen gewerblichen Anbietern. In diesem Zusammenhang sei die EG-Freizügigkeit für Kapital und Dienstleistungen nur ein Zusatzeffekt.

Auch im EG-Raum zeichnet sich nach Schultes Darstellung der Konsens ab, daß der Wohlfahrtsstaat alleine nicht zur Lösung der derzeitigen sozialen Probleme in der Lage ist. Insofern ist anerkannt, daß neben dem öffentlichen Sektor auch Freie Wohlfahrtspflege nötig ist. Sie besteht auch in den anderen Ländern, allerdings ohne arbeitsfeldübergreifende Spitzenverbände. Auch die Subsidiarität als verbindliche Zuständigkeitsordnung mit Vorrang der freien Anbieter ist typisch deutsch (Subsidiarität hat z.B. in der französischen Begrifflichkeit deutlich negative Anklänge).

Die Europäische Gemeinschaft wie der Binnenmarkt sind grundsätzlich wirtschaftliche Vorhaben. Ihre soziale Dimension soll diese wirtschaftliche Komponente abfedern. Dies ist bis heute ihre zentrale Funktion. Ferner soll sie die Absicherung der Freizügigkeit leisten (derzeit im EG-Raum 5 Millionen Wanderarbeiter aus EG-Staaten und 8 Millionen Migranten aus Drittstaaten).

Bundesregierung und Länder bekennen sich deutlich auch im europäischen Zusammenhang zur Zusammenarbeit mit der Freien Wohlfahrtspflege. Insofern sind Konsequenzen aus dem Binnenmarkt eher mittelbar zu erwarten. Ausländer können sich aufgrund der Freizügigkeit und der Niederlassungsfreiheit als Arbeitnehmer oder Selbständige in Deutschland ansiedeln, auch in Sozialberufen. Dem dient auch die Vereinheitlichung von Ausbildungen bzw. die Anerkennung von Diplomen.

Bisher gilt in allen Ländern: Das Prinzip der Sachleistung im Gesundheitswesen bezieht nur im Inland niedergelassene Anbieter ein. Dies widerspricht für Schulte im Grunde der sonstigen Marktfreiheit und der Philosophie des Binnenmarktes und könnte "irgendwann einmal" geändert werden. Für die Freie Wohlfahrtspflege in Deutschland ist allerdings die Konkurrenz nationaler privatgewerblicher Dienste sehr viel größer.

Die sogenannte "economie sociale" ist auch EG-intern noch nicht klar definiert. Es wird eine Rechtsform für den europaweiten Zusammenschluß von Sozialorganisationen geben.

4. Aus Sicht der Orthodoxie berichtete Theodor van der Voort. Der holländische Priester der russisch-orthodoxen Kirche trat

der Vorstellung, daß die Orthodoxie aus theologischen Gründen keine Diakonie und soziale Verantwortung haben könne, entgegen. Dieser Eindruck sei durch die über Jahrhunderte anhaltende Beschränkung der Tätigkeit der russisch-orthodoxen Kirche zustande gekommen.

Das Sozialsystem im Reich von Kiew war den Zeugnissen nach hoch entwickelt. Diese Tradition wirkte lange nach. Im 18. Jahrhundert allerdings nahm der Zarismus den Kirchen Einnahmen und Selbständigkeit. Heute erinnert sich die russische Diakonie insbesondere an Personen und diakonische Entwicklungen im späten 19. Jahrhundert und in der Zeit vor der Revolution von 1917. Im Krimkrieg gab es Schwesternschaften, die verwundete Soldaten pflegten. Zu nennen sind dann insbesondere Johannes von Kronstadt (Gründer der St. Andreas-Bruderschaft) und die Großfürstin Elisabeth. Beide wurden 1990/91 heiliggesprochen.

Der Versuch, die Diakonie nach der Oktoberrevolution zu erhalten, scheiterte, als 1918 die Kirchenverfolgungen einsetzten. 1928 wurde endgültig jede Aktivität unmöglich. Charakteristisch für die kommunistische Gesellschaft war, daß Mitleid nicht gezeigt werden durfte. Der Begriff Barmherzigkeit tauchte erst im Rahmen der Perestroika wieder auf. 1988 wurde eine "Gesellschaft Barmherzigkeit" (miloserdije) gegründet. Die Initiative ging eindeutig von den Laien aus. 1991 wurde das erste christliche Krankenhaus mit Ausbildungsstätte gegründet. Seitdem entstehen an verschiedenen Orten diakonische Einrichtungen.

5. Prof. Dr. Fabiny, Budapest, sprach mit Bezug auf das Wort "Wir ernten zur rechten Zeit, wenn wir nicht müde werden" über die Situation der Diakonissenschaft in Ungarn. Alte Diakonissen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg leben noch. Die Schwesternschaften brauchen dringend Nachwuchs. Die Ausbildungsmöglichkeit ist jetzt gegeben.

6. Der grundsätzliche Beitrag von Prof. Dr. Paolo Ricca, Rom, von der Waldenserkirche, wollte Europa und Diakonie aus der Perspektive des Südens betrachten. Riccas Thesen waren:

6.1 Diakonie als Offenbarung der Kirche: In der Diakonie kommt das Wesen der Kirche

am deutlichsten zum Ausdruck. Ihr Zeugnis ist nur im Rahmen von Diakonie zureichend. Sie ist nicht nur die Hand, sondern auch das Herz der Kirche. Sie ist die "Gemeinde eines Dieners", was allerdings im Laufe der Kirchengeschichte verdrängt wurde. Die Kirche ist im eigentlichen Sinne nicht Leib eines "Herrn", sondern eines "Dieners" (Diakons). Über dieses Wesen der Kirche haben wir noch nicht radikal genug nachgedacht.

6.2 Diakonie als Ort der Versuchung: Wir konnten die Erfahrung machen, daß auch Dienen Abhängigkeit erzeugt. Die Hilfe dieser Art bedeutet keineswegs immer Befreiung, so daß eine "bedrückende Diakonie" entstehen kann. Jesus wirkt dem entgegen, wenn er den Geheilten mit den Worten "Gehe hin" in die Freiheit weist. "Der vornehmste Dienst am Menschen ist der Dienst an seiner Freiheit."

Eine weitere Versuchung ist die Ausnutzung der Diakonie als Mittel der Mission. "Steht Diakonie nicht im Dienste des Menschen, sondern der Mission, so sind beide verdorben." Jesus hat seine Gemeinde auch nicht durch Diakonie, sondern durch Verkündigung zusammengerufen; die Jünger waren keine geheilten Kranken.

Eine weitere Versuchung: Die Diakonie kann den Staat durch ihr Vorbild anspornen, kann ihn aber auch lahmen, indem sie ihm die Verantwortung für das Soziale abzunehmen scheint und zu einem Alibi wird. Wird der Staat auf die Gewährung von Geld- und Rahmenbedingungen beschränkt, wird er sozial entleert.

6.3 Diakonie als Weg der Kirche zum "fernsten Nächsten": Jede Gesellschaft erzeugt "Aussätzige", bei denen Diakonie anfangen muß. Alle ihre Aufgabenstellungen sind nur vorläufig, da immer der "fernste Nächste" neu entdeckt werden muß. Um ihm helfen zu können, müssen alte Aufgabenstellungen, die von anderen übernommen werden können, auch aufgegeben werden.

6.4 Diakonie als Weg Europas in die weite Welt: "Europa muß anfangen, die Füße der Welt zu waschen." Bisher ist genau das Gegenteil geschehen. Wir müssen "im Sinne der Uhr Gottes" die Rollen tauschen. Gelingt es Europa, diese Herausforderung anzuneh-

men, wird es das größte Europa sein, das je in seiner Geschichte erschienen ist.

Die Thesen wurden kontrovers diskutiert, wobei nicht zuletzt die Trennung von Diakonie und Mission hinterfragt wurde.

7. Hans-Joachim Kiderlen, der EKD-Vertreter in Brüssel, sprach zur Rolle von Kirche und Diakonie auf EG-Ebene: eine Präsenz sollte zunächst Gefahren vorbeugen, die von dort erwartet wurden. Die genauere Betrachtung der Verhältnisse zeigt heute aber eine immer stärkere "Europäisierung der europäischen Lage", d.h. gemeinsame Probleme und Rückwirkungen. Die europäische Gemeinschaft antwortet darauf mit Sonderprogrammen und dem Bemühen, z.B. durch Veranstaltungen und Foren, ein "Europa der Bürger" zu schaffen und unmittelbar ein Verhältnis zu den Trägern sozialer Aktion herzustellen.

In den Beschlüssen von Maastricht wurde in Artikel 36 erstmals das sogenannte Subsidiaritätsprinzip (Vorrang der kleineren Einheit) im EG-System verankert. Hier bezieht es sich zunächst auf das Verhältnis der Staaten zur Gemeinschaft: Die EG muß nachweisen, daß sie etwas besser bearbeiten kann. Nachdem dieses Grundprinzip aber einmal eingeführt ist, könnte es auch auf andere Bereiche übertragen werden.

Auch die Diakonie muß sich auf den europäischen Rahmen einlassen, um den eigenen Handlungsspielraum zu wahren und gemeinsam mit Partnern auch zu erweitern. Die Gründung von "Eurodiaconia" sei ein Schritt hierzu.

8. Dr. Ernst Petzold (Berlin) sprach über die Rolle und die Zukunft des Internationalen Verbandes der Inneren Mission (MM), dem 1922 gegründeten ältesten europäischen Zusammenschluß in diesem Bereich. Petzold berichtete, wie er - noch als "Ost-Mensch" zum Vorsitzenden des Verbandes gewählt - die Umwälzungen in Europa erlebte. Der Verband habe das fundierte übernationale Gespräch zu theologischen Grundfragen der Diakonie fördern wollen. Zu "Eurodiaconia" bestehe keine Konkurrenz, da dieser Zusammenschluß im Hinblick auf die EG-Behörden eingerichtet worden sei. Der IVIM hält in diesem Sommer seine Zusammenkunft in

Uppsala unter dem Motto "Gebt dem Dienst der Liebe eine Chance".

9. Gérard Merminod, der Vertreter der Europäischen ökumenischen Kommission für Kirche und Gesellschaft in Strasbourg, berichtete über seine Arbeit in Europarat und EG-Parlament (dort wird derzeit die Frage der Sterbehilfe diskutiert).

10. Man darf darauf gespannt sein, wie der Kaiserswerther Verband mit den Thesen

und Informationen dieser Tagung weiter umgeht. Mehrfach wurde angesprochen, daß ein ohnehin schon übernational orientierter Verband zum Beispiel bei der Europa-bezogenen Orientierung und Fortbildung leitender Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine wichtige, ja führende Rolle spielen könnte.

Aus: Diakonisches Werk Baden (Hg.), Dimensionen 5/92, S. 18-20. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors

VI. Seminarberichte

Stefanie Eichler / Renate Zitt

Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im Horizont des europäischen Einigungsprozesses.

(Prof. Strohm / Dr. Schäfer im WS 1991/92)
Ein Seminarbericht.

Thema heute: Eurospeak

"Equal goes ist loose", wußte Heinrich Lübke dja in the sixties. Mit seinem german anglais war der Bundespräsident et bliebte Schprachschöpfer his temps eindeutig voraus.

Ein united Europe braucht eine commune Sprache, argumentieren nowadays mehr und mehr eurocrats. A Parlament European, in wich on parle mehr als zwanzig Sprachen, könne ja schließlich only enden comme der Turmbau zu Babel. Denn schon jetzt, mit solamento nine languages werden in der Europäischen Gemeinschaft chaque anne etwa one million Seiten übersetzt.

Um also to prevent, daß les Europens ein peuple von Übersetzern werden, müßten sie sich auf einen einzige lingua einigen. Et parce que es semble unmöglich, daß una der grandes Sprachen comme francaise, english oder Deutsch auserwählt wird, hat eine desperate Suche commence.

Mais in Brüssel wird Eurospeak praktiziert und demonstriert - un melange verschiedenster Sprachen. Ob avec ca allerdings der eurokratische Sprachschutt dismantled werden kann, der sich pendant les last thirty years angehäuft hat, est questionable.

Dies ist jedoch a urgent probleme, parce que die Eurokraten verstehn souvent ihre eigenen Gesetzestexte nicht mehr - unabhängig davon, ob sie in german ou francais vorliegen.

Aus: TAZ vom 5.2.1992, S. 19. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

....auch wenn sich bei uns die Sprachprobleme in Grenzen hielten, einen leicht internationalen "touch" konnte das Seminar schon vorweisen. So kam einer der Gastreferenten aus der italienischen Schweiz, ein anderer aus Holland und unter den Seminar Teilnehmerinnen waren zwei Studierende aus Griechenland und Rumänien. Eine weitere Besonderheit in der Besetzung des Seminars bestand darin, daß ein großer Teil der Teilnehmerinnen bereits im Berufsleben stand, dort mit Diakonie zu tun hatte und vor diesem Hintergrund Fragen an das Seminar richtete. Auf diese Weise und durch die Referate der Teilnehmerinnen zu den Seminarthemen kamen wir in den Genuß von viel Fachkompetenz.

Inhaltlich war das Seminar in drei große Blöcke unterteilt:

Der erste Block bot einen Überblick über die politische Situation in Europa und den derzeitigen Stand des europäischen Einigungsprozesses. Einer der Grundagentexte war die "Gemeinschaftscharta der sozialen Grundrechte der Arbeitnehmer", die die Staats- und Regierungschefs von 11 Mitgliedsstaaten der EG im Dezember 1989 angenommen haben. Aus diesem Text wurde deutlich, daß die Sozialpolitik ein wichtiger Faktor bei der Schaffung des Binnenmarktes ist. Dies allerdings immer aus der Perspektive, daß die Menschen, um die es geht, (potentielle) Arbeitnehmerinnen sind. So stellte sich im weiteren Verlauf des Seminars heraus: Für behinderte Mitmenschen sieht sich die EG zuständig und erarbeitet Programme wie z.B. HELIOS. Für Flüchtlinge dagegen, die sich nicht in einen direkten Zusammenhang mit dem Wirtschaftsprozess stellen lassen, lehnt sie eine Kompetenz ab.

Ein anderer wichtiger Grundagentext war die Denkschrift der Kammer für Soziale Ordnung der EKD: "Verantwortung für ein soziales Europa", die noch während des Seminars "frisch" aus der Druckerpresse kam und von deren Fertigstellung und Aufnahme durch die Presse uns Prof. Strohm direkt berichten konnte. Die Denkschrift analysiert soziale Aufgabenfelder, umreißt Ziele für eine europäische Sozialordnung und beschreibt Schritte, wie man zu diesen Zielen gelangen könnte. Im letzten Teil gibt sie einen Ausblick auf die Aufgabenbereiche, in denen die Kirchen bei der Gestaltung eines "solidarischen

Europas" besonders gut mitwirken können und sollen.

Im zweiten großen Block wandten wir uns dann einzelnen Problemfeldern zu:

1. Wie sehen die Systeme sozialer Sicherung in Spanien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden aus? Kann es bei solch verschiedenen, historisch gewachsenen Konzeptionen zu einer Annäherung kommen? Wenn ja, auf welchem Niveau? Im Zusammenhang mit der PROGNOSE-Studie diskutierten wir in diesem Block auch die Rolle der Freien Wohlfahrtsverbände im zukünftigen Europa, v.a. im Hinblick auf den vielschichtigen Begriff "Subsidiarität".

2. Wie reagiert die EG auf die vielen Flüchtlinge, die in den EG-Staaten Schutz suchen? Muß angesichts der Abkommen, die die Mitgliedsstaaten bereits untereinander abgeschlossen haben, mit einer "Festung Europa" gerechnet werden? Welche Vorstellungen und Handlungsmöglichkeiten setzen z.B. das europäische Parlament oder die Kirchen einer solchen ausgrenzenden Politik entgegen?

3. Als ein Modell für sozialpolitische Strategien der EG-Kommission behandelten wir das Aktionsprogramm für behinderte Mitmenschen HELIOS (Handicapped people in the European Community Living Independently in an Open Society) in seiner Organisation und Arbeitsweise. Es will durch Modellprojekte und einem Netz von Reha zentrationen vor allem dem Informations- und Erfahrungsaustausch dienen. Dies geschieht in Form von gegenseitigen Besuchen, Seminaren und Konferenzen über ein bestimmtes Jahresthema. Dadurch sollen die besten Innovationen und die Zusammenarbeit auf europäischen Ebenen v.a. im strukturpolitischen Bereich zugunsten der behinderten Mitmenschen erreicht werden.

Im dritten Block schließlich betrachteten wir verschiedene kirchliche Traditionen (die lutherische, reformierte, römisch-katholische und die griechisch-orthodoxe) daraufhin, wie sie Diakonie begründen, gestalten und auf welche Weise sie bei der Gestaltung eines sozialen Europas gemeinsam mitwirken könnten. Dieser Abschnitt war sehr spannend, weil wir hier ganz unterschiedliche Konzepte von Diakonie kennenlernten, die

sich zum Teil gegenseitig hinterfragen. So kam es im Seminar zu lebhaften Diskussionen: Soll Diakonie mit dem Staat zusammenarbeiten oder besser getrennt von ihm? Organisiert sie sich in großen Verbänden und Institutionen oder soll sie primär von den Gemeinden ausgehen? Geht sie aus dem Gottesdienst hervor und steht sie gleichwertig neben dem Wortgottesdienst? Interessant war dieser Abschnitt auch wegen der Referenten: Dr. Gondolfi, der in der Schweiz bei "Iustitia und Pax" arbeitet und an der Züricher Universität lehrt, berichtete über die römisch-katholische Kirche. Herr van der Voort, der Erzpriester der russisch-orthodoxen Kirche in Utrecht in den Niederlanden ist und lange in Rußland gelebt hat, sowie Prof. Heyer, der als Fachmann für die Orthodoxie bekannt ist, berichteten von den Entwicklungen in der russisch-orthodoxen Kirche. Unmittelbare Berichte über die Situation in ihren Ländern konnten die beiden Studierenden aus Rumänien und Griechenland geben.

Unser Fazit: Das wirtschaftliche Zusammenwachsen Europas macht es nötig, daß auch die diakonischen Aktivitäten der Kirchen enger zusammenwachsen. Unsere durchgängigen Fragen lauteten: Wie kann eine Vernet-

zung zwischen den Kirchen, Freien Wohlfahrtsverbänden, Gemeinden und Initiativgruppen aussehen? Auf den oberen Ebenen der ökumenischen Bewegung findet bereits ein Austausch statt, doch wie können die Gemeinden und Basisgruppen mit einbezogen werden? Ein weiterer Grundgedanke war der, daß die Kirchen eine starke Position einnehmen müssen, um in der Politik kompetent und wirkungsvoll mitreden zu können. Dieser Gedanke wurde zum Teil hinterfragt: "Paßt es" zur Diakonie, ihren Ausgangspunkt bei einer Machtposition zu nehmen? Entspricht eine solche Position der heutigen Situation der Kirchen? Wann ist Diakonie am kritischsten, wann am effektivsten?

Am stärksten war der Eindruck, mit der Einigung Europas vor einem riesigen, kaum überblickbaren Aufgabenfeld zu stehen, bei dem die Kirchen gefragt sind und die Chance haben, ihre Verantwortung für die Gestaltung einer "verantwortlichen Gesellschaft" in Europa konstruktiv und kritisch wahrzunehmen. So kann mit Spannung das Forschungsseminar im SoSe 1992 "Theologie und Praxis der Diakonie im Europäischen Einigungsprozess" bei Prof. Strohm erwartet werden.

Sabine Kazmeier

Diakonie im Kaiserreich

"Diakonie im Kaiserreich", so lautete der Arbeitstitel des kirchen- und diakoniewissenschaftlichen Hauptseminars, das Prof. Strohm gemeinsam mit Prof. Thierfelder im Rahmen des Studienprojekts "Aufarbeitung der Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert" im Wintersemester 91/92 anbot. Im Sinne des forschenden Lernens sollten wir, die Teilnehmerinnen, 25 an der Zahl, mutig bereit sein, auch Neuland zu betreten und eigene Beiträge vorzulegen.

1870 - 1918: Es ist die Zeit des Aufstiegs Deutschlands zur stärksten europäischen Industrienation. Es ist aber auch die Zeit, in der die sozialen Probleme der Arbeiterschaft zur brennenden politischen Frage wurde. Während die Sozialisten die Arbeiter um sich scharten, versuchte Bismarck, die Dominanz

des Adels politisch und gesellschaftlich zu sichern und den bürgerlichen Kapitalismus zu integrieren. Die sozialistische Bewegung glaubte er mit den Mitteln staatlicher Gesetzgebung unterdrücken zu können. Um die Arbeiterschaft aber wieder an den Staat zu binden, entschied er sich gleichzeitig für Sozialmaßnahmen von Seiten des Staates, und so erlebte unsere heutige Sozialversicherung ihre Geburtsstunde. 1881 erschien die "Kaiserliche Botschaft", 1883 wurde die Krankenversicherung eingeführt, 1884 die Unfallversicherung, 1889 die Alters- und Invalidenversicherung. 1891 schlossen sich unter Wilhelm II. die Arbeiterschutzgesetze an, 1911 die Reichsversicherungsordnung.

Die soziale Not in der Industriegesellschaft forderte auch die Kirchen heraus. So be-

schäftigten wir uns im Seminar mit einzelnen protestantischen Persönlichkeiten, die sich der sozialen Frage ihrer Zeit gestellt haben.

Das gesamte Wirken *Johann Hinrich Wicherns*, der u.a. 1833 das "Rauhe Haus" in Hamburg schuf, 1849 den "Centralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" gründete und 1851 mit seiner Gefängnisreform, mit der er leider politisch gescheitert ist, den Resozialisierungsgedanken einführen wollte, ist eine Reaktion auf die soziale Frage gewesen. Noch heute ist seine Aufteilung der Diakonie/Armenfürsorge in eine Kirchliche, Bürgerliche und Freie bedeutsam. Während der Kirchlichen Diakonie die Predigt an die Armen, die Hausarmenpflege und das Diakonat zukommt, ist die Bürgerliche Diakonie für eine Armengesetzgebung zuständig. Unter Freier Diakonie faßt er die Familie, die freien örtlichen Vereine und die umfassend institutionelle Pflege zusammen. Ausgehend von seinem Ständedenken (Familie, Staat, Kirche) und dem Gedanken des christlichen Organismus machte sich Wichern 1871 in seiner Rede "Über die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart" stark für das Prinzip: "je höher die Stellung, desto höher die Verantwortung". Er versuchte, mit diesem Prinzip vor allem die Unternehmer zu erreichen, um sie zu einer sozialeren Betriebsführung zu motivieren. Die Aufgabe der Kirche sah er darin, auf Kanzel, Straßen und mit Hilfe der Presse Verkündigung zu treiben und für die Stärkung der Familie und der Sittlichkeit zu sorgen. Den gesellschaftlichen Sozialismus bezeichnete er als einen Pseudosozialismus und beanspruchte für das Christentum den wahren Sozialismus. Die Problematik seines patriarchalischen Systems liegt in der direkten Übertragung des Familienprinzips auch auf Staat und Gesellschaft. Damit konnte Wichern die Herausforderungen seiner Zeit letztlich nicht befriedigend lösen. Eine mögliche Interessenvertretung verschiedener Parteien lehnte er ab. Das Proletariat erreichte er mit seinem Modell, das Regeneration statt Neuem wollte, nicht, und auch auf seilen der Unternehmer fanden seine Thesen zunächst wenig Beachtung.

Mit der "Bismarckschen Sozialgesetzgebung" ist in einem Atemzug sein bedeutendster Mitarbeiter und späterer Widerpart *Theodor Lohmann* zu nennen, aus dessen Feder fast

alle Gesetzesvorlagen und zum großen Teil auch die verabschiedeten Gesetze stammen. Der Jurist, Sozialpolitiker und christlich engagierte Mann der Praxis kann vielleicht als der bedeutendste Beamte des 19. Jh. bezeichnet werden. Sein sozialpolitisches Konzept erhielt in den 70er Jahren seine Form. Die soziale Frage konnte seiner Meinung nach nicht durch einzelne direkte Maßregeln ihre relative Lösung finden, sondern nur durch eine Reform der ganzen Staats- und Gesellschaftsordnung. Vor Augen schwebte ihm dabei das Ideal eines christlichen Staates. Lohmann wollte die christliche Idee vom Wert der Einzelpersönlichkeit mit einer christlichen Regelung des Gemeinschaftslebens verbinden und gleichzeitig dem modernen Individualismus wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Art Rechnung tragen. Er erstrebte kein patriarchalisches Verhältnis, sondern eine sittliche, geordnete Gemeinschaft tatsächlich Gleichberechtigter. Lohmann lehnte die sittlich wertlosen Wohltaten von oben ab und forderte eine erziehende Tätigkeit des Staates und der höheren Klassen, um den Arbeiter zur verantwortlichen Teilnahme an der sozialen Reform zu erziehen. Die Arbeitgeber sollten sich dabei ihrer sittlichen Verpflichtungen gegenüber den Arbeitern bewußt werden und die Arbeiter sollten eine andere Stellung in der Gesellschaft erhalten. Der Staat sollte dabei indirekt wirken, indem er Rechtsformen förderte und gewährte, die den Arbeiter als selbstverantwortlichen, mitbestimmenden Faktor am Kulturleben teilnehmen ließen (z.B. Gewährung von freiwilligem Vereinsrecht und Interessensvertretung bei der Regierung). Nur darin sah Lohmann einen Damm gegen die Sozialdemokratie, die er auf Grund ihres Materialismus und Atheismus ablehnte. Mit dieser "versöhnenden Arbeiterpolitik" ist Lohmann v.a. an Bismarck gescheitert, der darin ein Paktieren mit fremden und staatsfeindlichen Kräften sah. Gerade dieser Aspekt seiner Sozialpolitik war jedoch zukunftsweisend und wurde später aufgenommen (Interessenvertretung der Arbeiter, Sozialpartnerschaft). Das Besondere an Lohmanns Konzept ist auch, daß er vor allem den gesunden, erwerbsfähigen Arbeiter im Blick hatte. So sah er eine weitere erzieherische Funktion des Staates darin, durch direkte staatliche Gesetzesinitiativen die gesunde körperliche und geistige Entwicklung der Arbeiterbevölkerung zu erreichen. Es gelang ihm auch, einige Verbesserungen im

Bereich des Arbeiterschutzes durchzusetzen, die ihm persönlich aber nicht weit genug gingen. Im Bereich der "Arbeiterversicherung" kam es mit Bismarck zu einem Bruch, da nach Lohmann auch hier der Staat vorrangig als Erzieher wirken sollte bis sich freiwillige Berufsvereinigungen dieser Aufgabe annahmen. Bismarcks Staatssozialismus, seine Zwangsmaßnahmen von oben lehnte er ab. In seiner Denkschrift "Die Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart" (1884) machte Lohmann noch einmal deutlich, daß nur das Christentum mit seiner Weltanschauung, die als Ziel aller Kulturentwicklung den Bau des Reiches Gottes auf Erden erblickt, die Grundlage zur Lösung des gegenwärtigen gesellschaftlichen Konfliktes bietet. Der Staat sollte durch Gesetze die Rahmenbedingungen schaffen. Die Kirche hat in ihrer Verkündigung den rechten Gebrauch der irdischen Güter und die Lehre, daß alle Menschen vor Gott gleich sind zu entfalten und die familiäre Gemeinschaft zu fördern. Das Wirtschaftsunternehmen sollte in Form einer erweiterten Familie gestaltet werden. Die Innere Mission sollte bei den der Kirche Entfremdeten Überzeugungsarbeit leisten und eine breit angelegte politische Öffentlichkeitsarbeit betreiben. Während Wichern noch die Betonung mehr auf die Mission legte, sah Lohmann m.E. die Innere Mission aufgerufen, der Verkündigung der Kirche Konsequenzen folgen zu lassen und, wie er es z.B. selbst getan hat, auch ein Sozialprogramm vorzulegen.

In *Adolf Stoecker*, dem Leiter der Berliner Stadtmission (1877-1906), begegnete uns eine sehr widersprüchliche Person, die uns mißtrauisch fragen ließ, ob ihm die soziale Frage wirklich ans Herz gewachsen war oder ob er sie für sich nur funktionalisiert hatte?

Stoecker sah die Verelendung der unteren sozialen Schichten nicht - wie manche seiner Zeitgenossen - als Folge des sittlichen Verfalls an, sondern als deren Ursache. Die Kirche war deshalb aufgerufen, sich vor allem der materiellen Not der Arbeiter anzunehmen. Stoeckers Diakonieverständnis wurde somit zwangsläufig politisch, denn nur mit Veränderungen der sozialpolitischen Rahmenbedingungen konnte die Not beseitigt werden, der Entchristianisierungsprozeß gestoppt und die christliche Ordnung wieder-

hergestellt werden, unter der Stoecker ganz konservativ Volkseinheit, Kaisertum und christliche Religiosität verstand. Stoecker ging in die Politik und gründete 1878 die "Christlich-Soziale Partei". Politisch scheiterte er an dem Widerspruch, die autoritäre Obrigkeit mit demokratischen Mitteln verteidigen zu wollen. So trug er durch seine politische Agitation bewußt zur politischen Willensbildung der unteren Schichten bei, die er aber dahingehend zu beeinflussen versuchte, genau das politische System zu bejahen, das den Einfluß ihres politischen Willens so gering wie möglich zu halten versuchte. Er forderte zwar einiges für die Arbeiter, zeigte aber keine Wege der Realisierung, vor allem sollten die Maßnahmen den Reichen nicht weh tun. Der Widerspruch setzte sich in Stoeckers diakonischer und kirchenpolitischer Arbeit fort. Einerseits befürwortete er die Trennung von Kirche und Staat, andererseits schrieb er der Kirche eine staatstragende Funktion zu. Sein Versuch, die Arbeiterschaft in Berlin durch die Stadtmission in die Kirche zurückzuführen, war deshalb zum Scheitern verurteilt. Als Stoecker die Arbeiter nicht erreichen konnte, wurde er seiner ursprünglichen Absicht untreu und versuchte das Kleinbürgertum mit Hilfe des Antisemitismus zu gewinnen.

Im Evangelisch-Sozialen Kongreß, den er 1890 zusammen mit Max Weber gegründet hat, geriet er mit seiner Position, daß die Lösung der Arbeiterfrage vom Staat zu erwarten sei, in Konflikt mit Positionen, die für eine Arbeiterpolitik und Organisation "von unten" eintraten.

Zwar hatte Stoecker selbst den Parteiweg gewählt, doch waren für ihn politische Parteien lediglich der sichtbare Ausdruck der gesellschaftlichen Gruppen, die jedoch ihre Interessen der kaiserlichen Politik anzuvertrauen hatten. Als Träger politischer Macht lehnte er sie ab. Sobald sie dies anstrebten, sah Stoecker sein Konstrukt von Volkseinheit bedroht und deklarierte sie zum "Feind", je nach Lage der Dinge, die Sozialdemokratie, den Liberalismus oder/und das Judentum.

Ein wichtiges Forum jener Zeit war der *Evangelisch-Soziale Kongreß*, der unter seinen Mitgliedern Vertreter aller theologischen und kirchenpolitischen Richtungen versammelte. Noch bis in den 2. Weltkrieg hinein stellte er,

unter bewußtem Verzicht auf aktives politisches Handeln, das gesellschaftspolitische und sozialetische Diskussionsforum des christlich-sozialen Protestantismus dar.

Friedrich Naumann stellte im IV. Evang.-Sozialen Kongreß 1893 die These auf, die Sozialdemokratie sei die erste Häresie innerhalb des Protestantismus und sei deshalb von Kirche und Theologie als Herausforderung anzunehmen, sich mit ihren eigenen innerweltlichen Zielen und denen der Sozialdemokratie auseinanderzusetzen. In der Jesus-Tradition sei die Kirche eine Kirche der Armen und für die Armen gewesen. Verbesserung der Lebensverhältnisse Armer und Notleidender "von unten" sei ebenso anzustreben wie die sittliche Erneuerung. Naumann konnte damit die Diskussion des Evang.-Soz.-Kongresses entscheidend beeinflussen. Es entstand die Gruppe der "Alten" (Stoecker) und der "Jungen" (Naumann), eine Entwicklung, die viel Dynamik aus sich heraussetzte, aber auch zum Ausscheiden Stoeckers führte. Nicht geleistet hatte Naumann die Diskussion mit der Sozialdemokratie selbst, obwohl er immer wieder Kontakte mit Sozialdemokraten hatte (z.B. mit Bebel) und das Marxsche Schrifttum gut kannte.

Die Aufgabe der Inneren Mission sah er darin, die freie christliche Vorarbeit für zukünftige, bleibende Organisationen in Staat und Kirche zu leisten. Der Staat, auf den die Innere Mission auf diese Weise zuarbeitete, war in seinen Augen ein sozialistischer Staat, wobei er darunter einfach einen Staat verstand, der soziale Rechte in die staatliche Ordnung aufnimmt und der so auf evolutionäre und nicht auf revolutionäre Weise entsteht. Bei der Inneren Mission scheiterte Naumann, da sie den konservativeren Kurs beibehielt.

1895 ging er in die Politik. Sein Weg dahin führte ihn unter dem Einfluß von Max Weber und Rudolph Sohm weg vom christlichen Sozialismus und hin zum nationalen Sozialismus. 1896 gründete er den National-Sozialen Verein. Ihm gehörten vor allem nicht-konservative christlich-soziale Pastoren an, die die soziale Frage unter Mitwirkung des Bürgertums lösen wollten und somit die nationale Integration der Arbeiterschaft zu erreichen. Doch angesichts der gesellschaftlichen Realitäten war ihr Versuch, Arbeiter-

schaft und Bürgertum auf einen politischen Nenner zu bringen, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Von seinem Freund Max Weber übernahm Naumann die Idee des Nationalen Machtstaates, dem alle sozialen und wirtschaftlichen Erwägungen unterzuordnen waren. Unter Rudolph Sohms Einfluß vollzog er die Trennung von Christentum und Politik, wobei hier seine Palästina-Reise im Jahre 1898 noch eine entscheidende Rolle gespielt hat. Hatte er bisher in aller helfenden, organisierenden, sozialen Tätigkeit ein Fortwirken des Lebens Jesu gesehen (Nachfolge) und war bisher das Evangelium vom Reich Gottes auf Erden seine soziale Theorie gewesen, so zeigte sich für ihn in Palästina die sozialpolitische Irrelevanz des Evangeliums.

Auch in seinem Staatsdenken vollzog sich eine Wende. Betrachtete er in seiner christlich-sozialen Zeit den Staat als ein Erdenverhältnis, das gegenüber dem Reich Gottes eine dienende Funktion einnimmt, sah er nun den "Kampf ums Dasein" als oberstes Ordnungsprinzip an, nach dem sowohl das Verhältnis zwischen Staat und Völkern als auch das innerstaatliche Verhalten der Menschen geordnet werden sollte. Ein Bollwerk gegen die freiheitsbedrohenden Staatsmechanismen eines Staates, der nur seiner Macht verpflichtet ist, sah er in der Demokratie und mit einer groß angelegten Volkspädagogik wollte er den Einzelnen dafür zu einem mündigen Staatsbürger erziehen. Doch der entscheidende Fehler in seinem Demokratieverständnis lag darin, daß es nicht auf einem Rechtsgedanken, sondern auf einem Machtgedanken beruhte. Naumann hatte viele Gefahren seiner politischen Ansichten erkannt, doch zu einem Umdenken kam es erst nach der Katastrophe des 1. Weltkrieges. Naumann wandte sich dem Gedanken eines gemeinsamen Völkerrechts zu und forderte eine internationale Politik der Gerechtigkeit.

Auch *Friedrich Bodelschwingh*, der entschlossen war, am Bau des Reiches Gottes mitzuarbeiten und anfangs, seine theologische Vision innerhalb eines irdischen Gemeinwesens in Bethel zu verwirklichen, verfaßte wir in unserem Seminar nicht.

Für Bodelschwingh gehörten innere und äußere Mission zusammen. Im Blick hatte er vor allem den Arbeiter, den Arbeitslosen und das Wohnen von Arbeitern. Sein Motto "Arbeit statt Almosen" war das Grundprinzip

seiner Arbeiterkolonien, Wanderarbeitsstätten und Naturalverpflegungsstationen. Am Herzen lag ihm, dem "Vater der Bauspar-kassen", besonders auch ein gesunder und privater Wohnraum für die Arbeiter.

Im Rahmen seines monarchischen Staatsverständnisses mit einem sozialen Kaisertum setzte er auf die Gesetzesarbeit des Staates, die die Selbsthilfe der Betroffenen ermöglichen sollte. Ansonsten setzte er auf die freie Liebestätigkeit der Kirche. Eine Veränderung der politischen Verhältnisse von Grund auf strebte er nicht an (z.B. allgemeines Wahlrecht).

Wir machten auch die Bekanntschaft mit zwei "Exoten", dem Fabrikpatriarchen *Ernest Mehl* und dem Gründer einer christlichen Fabrik, *Gustav Werner*, der mit seinem Modell jedoch gescheitert ist.

Das Beispiel der Augsburgsburger Kammgarnspinnerei des christlichen Unternehmers Mehl zeigte, daß die Übertragung des patriarchalen Hausvatermodells auf die Fabrik einerseits vorbildliche Sozialleistungen zuwege brachte (z.B. Arbeiterwohnungen, Mädchenwohnheim, Fabrikbad, Krankenstation, Fabrikarzt, Fabrikbibliothek), andererseits aber die Arbeiter in rechtlich unmündiger Stellung hielt. Der Hausvater/Fabrikant war der für das leibliche und seelische Wohl seiner Arbeiter/Kinder Alleinzuständige. Rechte auf diese Sozialleistungen hatten sie nicht.

Eine äußerst spannende Sitzung handelte von der *weiblichen Berufsarbeit in der Diakonie*. Die einzige Möglichkeit als Frau in der Kirche berufstätig zu sein, war Diakonissin zu werden. Das Berufsverständnis, das den Diakonissen vorgegeben wurde, war/ist gekennzeichnet durch einen autoritären Patriarchalismus und durch eine christlich begründete Askese, die vor allem völlige Opferbereitschaft forderte. Neben den Diakonissen gab es ab 1899 die Frauenhilfe. Hier waren vor allem Frauen in der Gemeinde angesprochen, von denen ein Teil ausgebildet wurde, um den Diakonissen auf Gemeindeebene als ehrenamtliche Helferinnen zur Seite zu stehen. Die Diakonissenhäuser und die Frauenhilfe verstanden sich vor allem als Einrichtungen zur Behebung von Armut, Krankheit und Unsittlichkeit. Dagegen waren der Evang. Diakonieverein (1894) und der Deut-

sche Evangelische Frauenbund (1899) Initiativen für Frauen (Frauenbildung, Frauenerwerbsarbeit), die mehr Rechte für die Frauen forderten. Im Blick hatten sie jedoch alle in erster Linie die bürgerliche Frau, die berufstätige Arbeiterfrau blieb für sie ein Objekt der Fürsorge. Schon 1865 wurden die Kaiserswerther Diakonissen von Nachwuchssorgen geplagt. Das lag zum einen an der Erhöhung des Bedarfs aufgrund der großen Ausweitung der Arbeitsfelder und der Beliebtheit der Diakonissen als Pflegerinnen, zum anderen aber wohl auch an den harten Bedingungen des Dienstes. Die Arbeitsbedingungen waren oft katastrophal, zu wenig Schlaf, schlechtes Essen ... Im allgemeinen "Sittlichkeitswahn" wurden jedoch Zusammenbrüche, Selbstmorde und Austritte von Schwestern oft als Hinweise auf eine defizitäre Persönlichkeit angesehen statt als Folgen der schlechten Arbeitsbedingungen.

Bezeichnend ist auch, daß in allen Leitungsetagen in der Regel Männer saßen. Zwar gab es - auch schon vor der Kaiserzeit - viele Initiativen von Frauen, die mit eigenem Vermögen und durch Spenden kleinere Anstalten gegründet hatten und dort oft sehr freie Ideen umzusetzen versuchten, doch oft waren sie gezwungen, männliche Unterstützung anzufordern (Pfarrer, die die Leitung der Einrichtung übernahmen). Die Gründe dieses Scheiterns sind wenig untersucht worden. Von der Diakoniegeschichtsschreibung wurden sie meist der Tatsache zugeschrieben, daß Frauen etwas versuchten, was eigentlich Männern vorbehalten sei...

In *Agnes Karll* lernten wir die Gründerin der "Freien Krankenpflege" kennen, bzw. die Gründerin der Berufsorganisation "Deutscher Krankenpflege". Freie Krankenschwestern wurden anfangs, u.a. weil sie sich bezahlen ließen, als unsittlich bezeichnet. Agnes Karll, selbst freie Krankenschwester, machte sich für ihre Ideen einer freien Berufsorganisation und einer gründlichen Ausbildung der Schwestern stark. Als auch von der Ärzteschaft eine gründliche Ausbildung mit massivem Druck gefordert wurde, stand 1903 der Gründung nichts mehr im Wege. Die Kaiserswerther Diakonissen wehrten sich anfangs gegen diese Professionalisierung, mußten aber zwangsläufig mitziehen, als diese gesetzlich wurde.

Die intensive Beschäftigung mit der "Diakonie in der Kaiserzeit" hat uns gezeigt, daß es viele engagierte Christen gab, die sich intensiv, je auf ihre Weise, mit den sozialen Problemen ihrer Zeit auseinandergesetzt haben. Gemeinsam ist denen, die wir kennenlernten, daß sie die Sozialdemokratie aufgrund ihres Materialismus und Atheismus ablehnten, aber leider auch den Dialog mit ihr nicht suchten. Gemeinsam ist ihnen, daß sie neue, strukturverändernde Gesetze forderten, jedoch weitgehend innerhalb der bestehenden Staatsform. Gemeinsam war ihnen auch, daß

sie alle Schwierigkeiten mit der verfaßten Kirche hatten.

Es war ein spannendes Seminar, und die drei Stunden am Dienstag Abend verfliegen im Nu. Dazu trug auch die Gestaltung der Sitzungen bei, die mit Referaten und anschließenden Diskussionen, mit Quellenarbeit in Kleingruppen und anschließendem Plenum abwechslungsreich war. Den angebrochenen Abend ließen wir gemeinsam ausklingen, bei Gyros und Ouzo...

VII. Literaturberichte

Theodor Strohm

Ulrich Bach, Getrenntes wird versöhnt. Wider den Sozialrassismus in Theologie und Kirche

Neukirchner Verlag, Neukirchen/Vluyn 1991, ISBN
3-7887-1376-3.

Der jüngste Band des bekannten Theologen U. Bach trägt einen doppelten Titel, der im ersten Teil Gottes Grenzen überwindendes Versöhnungshandeln anspricht, im zweiten Teil menschliches Denken und Handeln, das die Gemeinschaft der Versöhnten durch wertende Grenzziehungen aufhebt. Solcherart theologische Grenzziehung gegenüber Behinderung und Behinderten bezeichnet Bach als Sozialrassismus und stellt sie in eine Reihe mit der Apartheidpolitik. Auf diese Diskrepanz zwischen Glaubensbekenntnis einerseits und Reden und Handeln im Bereich der Kirche andererseits macht einer aufmerksam, der schärfer sehen gelernt hat dadurch, daß er unmittelbar an sich selbst und an seiner Umgebung erfährt, was es bedeutet, auf der anderen Seite der Grenzziehung zu stehen.

Das vorliegende Buch ist eine Zusammenstellung von zum Teil für diese Publikation erweiterten und an anderem Ort bereits veröffentlichten Vorträgen und Aufsätzen; daher ergeben sich hie und da inhaltliche Wieder-

holungen, allerdings in je neuer Perspektive; daher rührt andererseits auch die lebendige Direktheit der Sprache, der persönliche Bezug zu Lebenssituationen und Gedankengängen betroffener Menschen. Trotz sorgfältiger wissenschaftlicher Analyse neutestamentlicher Texte und theologischer Argumentationsmuster haben wir es zu tun mit einem leicht lesbaren, geradezu fesselnden Buch, das geeignet ist, denen die Augen zu öffnen, die wenig reflektiert und ohne eigene Erfahrungen Behinderte zu Sonderexistenzen stempeln. Daß dies sowohl in theologischen Lehrwerken als auch in offiziellen kirchlichen Äußerungen geschieht, von der gesellschaftlichen Realität ganz abgesehen, wird bei Bach auf erschreckende Weise deutlich, und dies ist sein großes Verdienst.

Im Vorwort bereits macht Bach deutlich, um was es ihm geht: um die Theologie, "wie sie jetzt ist" (S.5), genauer gesagt, um die Frage: "Macht unsere Theologie, wenn sie vom Menschen redet, einheitliche Aussagen über gesunde (nicht-behinderte) und kranke

(behinderte) Menschen oder redet sie dort und hier unterschiedlich?" (S. 6). Als einer, der Alarm schlagen muß, wenn er auf eine solche Unterschiedlichkeit des Redens stößt, versteht sich Bach, "denn sonst nimmt das Unglück seinen Lauf." (S. 6) Diakonie kann nur gedeihen, wo sie von einer Theologie getragen wird, die "die großen Taten Gottes und seine uns allen geltende Gnade" (S. 5) im Zentrum stehen läßt. Darum ist dieses Buch, gerade weil es sich um das Zentrum der Theologie bemüht, ein eminent diakonisches Buch.

In der "Hinführung zum Thema" des ersten Kapitels erörtert Bach die Frage, warum immer wieder gerade behinderte Menschen "nichts wissen wollen von der christlichen Botschaft" (S. 9), und kommt zu dem Urteil, daß gerade "starke" Christen die Tendenz haben, "die Bibel umzulesen" (S. 9), sozusagen ihre Botschaft umzudeuten, aus der Gleichheit aller Menschen vor Gott verfälschend die größere Nähe der Starken und die größere Ferne der Schwachen zu ihm herauszulesen. Bach stellt sich die Frage, weil sie sich ihm immer wieder stellt, wie "eine schwere Mehrfachbehinderung spirituell, vom Glauben her, anzugehen" (S. 12) ist, und ob evangelische Theologie nicht auch "eine Erschwernis in dieser Sache sein könnte, ein Hindernis auf dem Weg, eine Behinderung spirituell zu bewältigen" (S.12). Vor dieser Theologie allerdings gälte es, ein Warnschild aufzustellen mit dem Hinweis: Vorsicht Gift!

Bach unterscheidet zwei Spielarten von Theologie: die eine, die Gottes Schöpfung gleichsetzt mit einer "Welt ohne jeden Makel" (S. 14) und die Krankheit und Behinderung der "gefallenen Schöpfung" zuordnet. So etwas wie Krankheit und Behinderung könne Gott nicht geschaffen haben. Krankheit, Leid, Sterben seien Werke des Teufels, gegen die Jesus gekämpft habe. In Krankenhäusern und Behinderteneinrichtungen von Diakonie und Caritas bemühe man sich, den Kampf Jesu gegen Krankheit und um Heilung fortzusetzen, denn auch die Kirche habe den Doppelauftrag zu predigen und zu heilen. Die Spannung, die dadurch zu Sätzen der Bibel entsteht, die zum Tragen dessen, was Gott auferlegt, auffordern, wird entweder nicht erkannt oder durch Äußerungen zu lösen versucht, Gott habe Leid, das er ja nicht wollte, zur Strafe, zur Probe, als erzieherisches Mit-

tel angesehen, also als sein Ausnahmehandeln. Aussagen, die Leid, Krankheit, Behinderung auf die Seite des Sonderfalls, der Ausnahme stellen, von ihnen sagt Bach, sie seien "eindeutige Symptome einer kranken Theologie" (S. 17), denn "gesund ist eine Theologie nur solange, wie sie die Gleichheit aller Menschen vor Gott in jeder Beziehung herausstellt" (S. 17). In der Folge einer solchen Theologie der Stärke", in der Gesundheit und Krankheit nicht als gleichwertige Zuteilungen Gottes gelten, ist unser Denken auf Abschieben und Ausgrenzen, auf Sonderbehandlung programmiert, denn wie jede Theologie, so hat auch eine schlechte Theologie deutliche Auswirkungen. Diese Theologie allerdings, "der bei schwerer Mehrfachbehinderung nichts anderes einfällt, als von Gottes Strafe, auf-die-Probe-Stellen oder von Gottes Erziehung zu sprechen, ist offenkundig eine schwerkranke Theologie" (S. 19).

Eine solche Theologie hält Bach erstens für biblisch unhaltbar und zweitens für ursächlich verbunden mit der Aufkündigung der Solidarität zwischen Gesunden und Kranken. Biblisch unhaltbar ist sie einerseits schöpfungstheologisch; der priesterliche Schöpfungsbericht wurde formuliert zu einer Zeit, als Jerusalem in Schutt und Asche lag; nicht eine makellose Idealwelt, sondern die reale, ausweglos scheinende Welt wurde als Gottes Schöpfung angesagt. Mit dieser problematischen Welt kann und will Gott etwas anfangen. Sie ist es, die dem Menschen zur Gestaltung anvertraut ist. Bach faßt zusammen: "Gott ist der Schöpfer - das heißt also auch: Es gibt keinen Menschen, mit dem wir nichts anfangen können; wer das dennoch behauptet, der hat gelogen, hat den Schöpfer beleidigt" (S. 23). Biblisch unhaltbar ist diese Theologie auch im Blick auf das Neue Testament; allgemein auf das Leben Jesu bezogen formuliert Bach: "Es ist Lüge, Gott wolle nur Stärke, Leiden und Schwäche dagegen seien das Böse" (S.28). Gottes Wahrheit sieht anders aus, so daß auch ein schwerst mehrfachbehindertes Kind Gottes Offenbarungsträger sein könne, wie ja auch der römische Hauptmann im sterbenden Jesus den Christus erkannte. Wie Jesu Sterben keine Katastrophe war, muß auch die schwerste Behinderung keine Katastrophe sein. "Ob man das ohne Jesus sagen könnte, weiß ich nicht; aber daß man es von Jesus her sagen muß, das ist mir klar." (S.28)

Die Haltlosigkeit allen gespaltenen Denkens der Theologie der Stärke belegt Bach neutestamentlich in einer dreifachen Perspektive: Jesu Aufgabe war es, Heil, Sündenvergebung zu predigen und für uns zu leiden und zu sterben. Seine Wunderheilungen stehen in einem anderen Zusammenhang. Jesus stellte die radikale Solidarität zwischen den Menschen her. Paulus macht deutlich, daß alle bis dahin ernstgenommenen Unterschiede in Christus aufgehoben sind, damals die zwischen Juden und Griechen, Männern und Frauen, heute entsprechend zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten. In eschatologischer Hinsicht verweist Bach auf das Mißverständnis, nur Leid, Trauer, Tod würden nicht mehr sein (Offb 21,4), vielmehr wird alles neu gemacht durch Gott. "Das Sabbern des Behinderten wird nicht mehr so sein wie heute - darauf können wir uns verlassen; und die Intelligenz des Professors wird ebenfalls nicht mehr so sein wie heute. Auch darauf können wir uns verlassen." (S.23)

Die Absage an die "zwar ansehnliche und hochgemute Theologie, die aber (durch ihr gespaltenes und spaltendes Denken: sie unterscheidet ständig zwischen 'normal' und 'Ausnahme')... (wird)... weder der biblischen Befreiungsbotschaft noch den Bedürfnissen behinderter Menschen gerecht ..." (S.33).

Auf diese Theologie jedoch kommt es an, die Theologie "von den kleinen Leuten her", die den Zugang zur biblischen Befreiungsbotschaft eröffnet, "die schlicht auf die Verkündigung der Bibel lauscht und die für behinderte Menschen und ihre Angehörigen eine starke Hilfe bedeutet und für uns alle die befreiende Aufforderung zu einer umfassenden Solidarität" (S.33). In fünffacher Weise umreißt Bach diese biblisch begründete Theologie: a) sie ist befreiende Theologie; b) sie ist Menschen verbindende Theologie - jeder ist Gottes Mitarbeiter, nicht der eine am ändern, sondern auch der andere am einen, Stärken und Schwächen sind auf beide Seiten verteilt und stellen Menschen in Solidarität miteinander; c) Theologie macht Mut - "Das Unbrauchbare, das scheinbar Hoffnungslose ist das Material, mit dem unser Gott hantiert." (S.36); d) Theologie macht bescheiden - "der schöpferische Gott...(läßt)...aus unseren kleineren oder größeren Möglichkeiten Sinnvolles werden..." (S.37); e) Theologie ist veröhnende Theologie - "Gott bestimmt Wert

und Personsein nicht aufgrund von Eigenschaften oder Kenntnissen..." (S.38).

Was Bach demgegenüber als theologischen Sozialrassismus bezeichnet, nämlich die Behauptung, Krankheit sei etwas Gegengöttliches, wird immer wieder mit den neutestamentlichen Heilungsgeschichten begründet. Bach analysiert die Wundertexte Mk 1 und 2 daraufhin, weist die Unhaltbarkeit dieser Aussagen nach und wendet sich anschließend einer Auswahl gegenwärtiger Kommentatoren zu, um ihre Exegese an seiner Fragestellung zu messen. Über das Warum von Krankheit und Behinderung können wir sowenig sagen wie über das Warum von Gesundheit und Stärke, "diese Dinge werden andernorts entschieden" (S.93). Mehr noch als die Schöpfungs- und Eschatologie-Texte machen nach Bach die Heilungstexte deutlich, daß wir sozial rassistisch eine gesplattene Sprache sprechen, wenn wir vom Kampf Jesu gegen die Krankheit sprechen und die "Unheilbaren auf Jenseits vertrösten" (S.93), bzw. in unseren Krankenhäusern die kleineren Wunder tun. Die Markus-Texte dagegen sind Frohe Botschaft für alle, für den Deblen soviel wie für den Kirchenrat.

Bach setzt sich mit dem mehrfach geäußerten Vorwurf auseinander, seine Theologie der Annahme der Behinderung fördere Passivität und Lähmung. In einer vehementen Erwiderung macht er das Gegenteil deutlich. "In der Annahme des behinderten Kindes liegt eine unglaubliche, eine befreie und Freiheit neu ermöglichende Aktivität." (S. 129) "Wer behauptet, 'annehmen' sei das Gegenteil von 'Aktivität', der weiß offenbar nicht, wovon er redet." (S. 129) Er zeigt, daß der Aktivismus, der aus der Meinung entsteht, in der Behinderung zeigten sich widergöttliche Kräfte am Werk, Gott habe das eigentlich nicht gewollt, für Betroffene eine Belastung und eine Ausgrenzung entsteht, die sie schließlich zur Abkehr von solcher Art Theologie veranlassen.

Der These, der Sinn der Krankheit sei ihre Überwindung, stellt Bach entgegen: "Gott sagt sich uns zu als unser gnädiger Gott, und das für alle denkbaren Situationen, an gesunden und an kranken, an frohen und an depressiven Tagen: Ich bin euer Gott, der euch herausführen will aus jeder knechtenden Ideologie." (S. 147)

Auch eine Luther-Interpretation, nach der das Weltelend zu Gottes Verborgtheit gehöre, korrigiert Bach, indem er betont, daß bezüglich Gottes Verborgtheit kein Unterschied zwischen Glück und Elend, Gesundheit und Krankheit gemacht werden könne. Die Offenbarung Gottes ist allein in Jesus Christus geschehen und sonst nirgends. "Wenn es wirklich so ist, daß der Leidende (Kranke...) auf die Seite des verborgenen Gottes gehört, wenn es also wirklich so ist, daß wir, wenn vom Kranken die Rede ist, anderes theologisches Vokabular nötig haben, als wenn wir von gesunden Menschen sprechen, dann ist zwischen Gesunden und Kranken eine Kluft aufgerissen, die durch keine noch so großartige seelsorgerliche oder diakonische Bemühung überbrückt werden kann." (S.155)

In die Reihe der mühsamen kirchlichen Lernprozesse, in denen man habe lernen müssen, daß Gott nicht automatisch dort sei, wo die Macht, nicht dort, wo der Reichtum sich befindet, stellt Bach nun die Aufgabe, zu lernen, daß Gott keine Koalition mit Kraft, Gesundheit und Schönheit eingegangen sei. Auf Joh. Degen verweisend schreibt er: "Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß wir einen 'Gott der Menschen ohne Behinderung' anbeten, daß dieser Gott ein Götze ist und daß wir an der Demontage dieses Götzen arbeiten müssen" (S. 163).

Bach betont, daß nur eine diakonische Bibellektüre eine richtige Bibellektüre sei, eine Lektüre von den Schwachen her, und daß von daher kritische Anfragen an die Theologie gerichtet werden müssen, um Äußerungen sozial rassistischer Art zu brandmarken. Eine diakonische Bibellektüre hätte eine Reformierung der Theologie zur Folge und damit unmittelbar verbunden eine Veränderung und Verbesserung der diakonischen Praxis, in der nach wie vor Elemente der Gettoisierung, der auch rechtlichen Sonderbehandlung zu finden sind.

Ulrich Bach hat sich mit diesem Buch erneut als einer der wichtigsten Anreger in Theologie und Kirche erwiesen. Für die Diakoniewissenschaft sind seine Schriften ohnedies Pflichtlektüre. Für die Behinderten enthält das Buch entscheidende Perspektiven der Hoffnung und Ermutigung. Die Diakonie der Kirchen in Europa und darüber hinaus wird ganz konkret herausgefordert, Formen versöhnten Lebens und Zusammenlebens zu gestalten und die Spaltungen zu überwinden, "die unsere Gemeinden ruinieren". Über diese praktischen Konsequenzen sollte der Dialog mit Ulrich Bach kontinuierlich weitergeführt werden.

Gerhard K. Schäfer

Gemeinde: Subjekt diakonischen Handelns

Aspekte aus dem Umkreis neuerer Literatur

Hans *Ulrich Germann*,

Der soziale Auftrag der Kirchengemeinde.

Eine sozioethisch-kirchensoziologische Untersuchung in einer reformierten Kirchengemeinde im Kanton Bern (Gesellschaft und Ethik 13), Theologischer Verlag, Zürich 1991, 350 S.

Ulfrid Kleinert (Hrsg.),

Mit Passion und Profession: Zukunft der Gemeindediakonie.

Markierungen und Perspektiven,
Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1992, 111 S.

Dietrich Becker-Hinrichs u.a. (Hrsg.),

"In Ängsten - und siehe, wir leben".

Auf dem Weg zu einer diakonischen Gemeinde. Ein Werkstattheft, Herrenberg²1990, 261 S.

Projekt Diakonische Gemeinde,

Lutherstift in Falkenburg,
Ganderkesee 1988, 166 S. und Anhang (u. Materialheft).

Martin Ruhfus,

Diakonie - Lernen der Gemeinde.

Grundzüge einer diakonischen Gemeindepädagogik. Mit einem Vorwort v. Ulrich Becker (ökumenische Studien 2), Publikation d. Ernst-Lange-Instituts f. ökum. Studien, Rothenburg 1991, 232 S.

Ulfrid Kleinert,

Sozialarbeit gehört zum Glauben.

Berufspraxis der Gemeindediakonie,
Verlag Lambertus, Freiburg i.Br. 1991, 155 S.

Die Diskussion um die diakonische Struktur und Verantwortung der Gemeinde - im Sinne der Ortsgemeinde - ist in den letzten Jahren mit neuer Intensität in Gang gekommen. Der Diskussionsprozeß markiert eine Suchbewegung, die in den Forderungen nach einer "Diakonisierung der Gemeinde" und der "Gemeindewerdung der Diakonie" (Jürgen Moltmann) sowie im Ruf nach der 'diakonischen Gemeinde' ihren programmatischen Ausdruck findet. So dringlich die Forderung nach der diakonischen Gemeinde erscheint, so deutlich ist die Gefahr, daß sich die Diskussion in Postulaten erschöpft. Die ausgewählten neueren Veröffentlichungen, auf die hier Bezug genommen wird, sind denn auch allesamt durch das Bemühen gekennzeichnet, biblisch-theologische Begründungszusammenhänge und Orientierungen auf gegenwärtige Rahmenbedingungen und Aufgaben zu beziehen. Gefragt wird, unter welchen Bedingungen Gemeinden ihre diakonischen Möglichkeiten verstärkt wahrnehmen können. Es geht im Blick auf den Prozeß der Gemeinde um Wahrnehmungshilfen, um Perspektiven und Kriterien diakonischer Praxis und - jenseits von Blaupausen - um kleine Modelle und erprobte Schritte, von denen die Ermutigung ausgeht, den Verletzungen und Bedrohungen des Lebens entgegenzuwirken.

"Der soziale Auftrag der Kirchengemeinde"

Die Frage, "was unter dem sozialen Auftrag der Kirchengemeinde zu verstehen ist" (246), bildet das Leitmotiv der Studie Germanns. In

exemplarischer Weise untersucht Germann die diakonische Praxis einer reformierten Kirchengemeinde, die über einen ausgebauten Sozial- und Beratungsdienst verfügt. In die Analyse fließen wohl Aspekte der neueren theologischen Diakoniediskussion ein; im Vordergrund steht jedoch der Versuch, mit dem Begriffsinstrumentarium einer soziologischen Theorie den sozialen Auftrag der Kirchengemeinde zu erhellen. Aufgegriffen wird die Theorie kommunikativen Handelns, wie sie von Jürgen Habermas entwickelt worden ist.

Habermas entwirft - verkürzt gesprochen - eine Theorie der Gesellschaft, die auf der Unterscheidung von System und Lebenswelt beruht und nicht zuletzt darauf zielt, die Sozialpathologien der Moderne zu entschlüsseln. Die Metapher der 'Kolonialisierung der Lebenswelt' bringt dabei den Vorgang zum Ausdruck, daß Lebensbereiche, die genuin durch verständigungsorientiertes Handeln geprägt sind, zunehmend den Imperativen von Subsystemen zweckrationalen Handelns - d. h. der staatlichen Verwaltung und der Wirtschaft - unterworfen werden. Expertenkulturen spalten sich von der Alltagswelt ab. Die kommunikativ strukturierte Lebenswelt als Reservoir gemeinsamer Hintergrundüberzeugungen wird von Prozessen der Ökonomisierung und Verrechtlichung, der Bürokratisierung und Monetarisierung überzogen und dadurch verformt bzw. zerstört.

Orientiert an Unterscheidungen Habermas' begreift nun Germann die Kirchengemeinde als kulturelles Handlungssystem, das zur Reproduktion der Lebenswelt beiträgt. D.h.: die

Kirchengemeinde beteiligt sich an der Erneuerung der kommunikativen Alltagspraxis. Sie tut dies, indem sie - erstens - kulturelles Wissen vermittelt. Sie leistet - zweitens - einen Beitrag zur sozialen Integration, hilft also dazu, zwischenmenschliche Beziehungen in der Perspektive der Solidarität zu ordnen. Unter dem Gesichtspunkt der Sozialstation vermittelt sie - drittens - Kompetenzen, die auf den Aufbau der Handlungsfähigkeit der Person zielen. Entsprechend rekonstruiert Germann eine dreifache Aufgabenbestimmung der Kirchengemeinde: Sie hat einen Bildungsauftrag, einen sozialen Auftrag und einen Beratungsauftrag.

Der soziale Auftrag kann nach Germann unterteilt werden in den Auftrag der Gemeinde an sich selbst einerseits, der sich vor allem in den Aktivitäten gemeindlicher Gruppen niederschlägt, und die Unterstützung anderer kultureller Handlungssysteme (z.B. autonomer Gruppen, Volkshochschule) andererseits. Darüber hinaus kann der soziale Auftrag weiter differenziert werden: Er bezieht sich auf die Gestaltung der Lebensführung, umschließt eine öffentliche Dimension im Sinne gesellschaftlicher Diakonie, beinhaltet materielle Hilfe, weist Beziehungen zu gesamtkirchlichen Ämtern und Werken auf und ist auf Reflexion angewiesen. Die vorgenommenen begrifflichen Unterscheidungen sollen dazu verhelfen, den sozialen Auftrag auf empirischer Basis und im gesellschaftlichen Horizont zu erfassen. Zugleich soll so "eine realistischere Einschätzung der Aufgabenteilung zwischen spezialisierten Ämtern und der Kirchengemeinde" gewonnen werden, die ein "allgemeines Bedauern über das Auswandern der Diakonie aus der Kirchengemeinde" als nicht mehr angebracht erscheinen läßt. Mit Hilfe der begrifflichen Differenzierungen lasse sich schließlich die "Eigenständigkeit der drei Aufträge der Kirchengemeinde" herauskristallisieren (246).

Germann fordert m.E. mit Recht die Aufgabe ein, empirische Aspekte, soziologische Theoriebildung und theologische Gesichtspunkte miteinander zu vermitteln. Sein eigener Vermittlungsansatz ist auf seine Tragfähigkeit hin zu überprüfen. Dabei wird es u.a. darauf ankommen, der Kompatibilität theologischer Grundanliegen mit Prämissen der Theorie kommunikativen Handelns weiter nachzugehen, die vorgeschlagene Gliederung der gemeindlichen Aufträge kritisch zu beleuchten

und zu verdeutlichen, welche Bedeutung dem sozialen Auftrag der Kirchengemeinde angesichts der Sozialpathologien der Moderne zukommt und zukommen kann.

"Mit Passion und Profession"

Die in diesem Band zusammengestellten Beiträge zielen darauf, "Grundlagen, Orientierungen und Perspektiven für eine ihre Grenzen, aber auch ihre Chancen erkennende Gemeindediakonie aufzuzeigen" (7). Ich greife an dieser Stelle die Beiträge von Hermann Steinkamp, Johannes Degen und Christian Petran heraus, in denen in exemplarischer Weise wesentliche, die gegenwärtige Diskussion bestimmende Situationseinschätzungen, Grundentscheidungen und perspektivische Akzentuierungen zum Ausdruck kommen. Steinkamp und Degen zeichnen die Gemeindediakonie in den volksskirchlichen Kontext ein. Dabei nehmen die Überlegungen Steinkamps ihren Ausgangspunkt bei der Diskrepanz zwischen dem breiten Konsens in bezug auf die Programmatik der 'diakonischen Gemeinde' und dem Umstand, daß dieser Konsens bisher nicht in eine entsprechende Veränderung parochialer Praxis mündet. Er führt diese Diskrepanz auf zwei "falsche" Bewußtseinsformen zurück, auf die "Mäzenen-Attitüde des durchschnittlichen volksskirchlich-distanzierten Kirchenmitglieds" einerseits und das "Helfersyndrom" der "Kerngemeindlichen" andererseits (48 f) und entlarvt somit die Akzeptanz der Programmatik einer diakonischen Gemeinde bzw. Kirche als "massive Selbsttäuschung" (50).

In konstruktiver Hinsicht geht es Steinkamp darum, die Konturen einer neuen Gemeindepraxis im Licht der 'Option für die Armen' als der diakonischen Option schlechthin zu bestimmen. Die 'Option für die Armen' präzisiert die ekklesiologische Formel 'Kirche für andere' im Sinne konkreter Parteinahme für Marginalisierte und Benachteiligte. Als fundamentaler Glaubensakt verstanden, nötigt die Grundoption zu individuellen und kollektiven Lernprozessen im Zeichen der Bekehrung. Steinkamp deutet Grundzüge solcher Lernprozesse im Blick auf die Parteilichkeit der Verkündigung und die Koinonia unter dem Gesichtspunkt der Solidarität an. In bezug auf die Diakonie betont er u.a. die Dringlichkeit der Kooperation mit Basisinitiativen

und Selbsthilfegruppen, des Lernens von den Armen und der Wahrnehmung der 'Kompetenz der Betroffenen'. Die Formel 'Kirche für andere' erfährt in diesem Zusammenhang eine kritische Veränderung im Sinne der 'Kirche mit anderen'. Steinkamp profiliert die Diakonie der Gemeinde auf einem befreiungstheologischen Hintergrund im Rahmen eines basisgemeindlichen Ansatzes.

Dagegen plädiert Degen für den Weg der "öffentlichen Volkskirche" (34) und analog für ein Konzept der "offenen Volksdiakonie" (36). Dieses Plädoyer wendet sich gegen die Rücknahme der Mitverantwortung für das Sozialwesen, wie sie Degen in der Konzeption einer 'bekennernden Gemeindediakonie' angelegt sieht, und zielt auf "die qualifizierte, christliche Tradition und konkrete gesellschaftliche Situation ernst nehmende Mitwirkung in einem entwicklungsbedürftigen Sozialstaat" (35). Gilt historisch, daß sich diakonische Initiativen meist außerhalb der ortsgemeindlichen Strukturen entwickelt haben, und gilt ekklesiologisch, daß der Begriff der Gemeinde nicht der Ortsgemeinde vorbehalten werden kann, so steht für Degen fest, daß sich angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen und des damit verbundenen 'Funktionsverlustes' der Ortsgemeinde die Solidarität mit den Gefährdeten "heute weit hin jenseits des ortsgemeindlichen Bezugsrahmens einstellen muß" (33).

Entsprechend dekliniert Degen die verschiedenen Ebenen der Diakonie in Hinsicht auf die jeweils spezifische Funktion und im Blick auf ihre genuinen Entwicklungsmöglichkeiten hin. Auf dem Hintergrund vorhandener Arbeitsteilung sucht er die verschiedenen Ebenen in der Perspektive jeweils zu realisierender "Gemeindlichkeit" (40) einander zuzuordnen, um schließlich die originäre diakonische Aufgabe der Ortsgemeinde als Verantwortung für den Nahbereich zu skizzieren: Hilfestellung bei der Konstituierung von Selbsthilfegruppen, Annahme der Fremden, Qualifizierung Ehrenamtlicher, Gottesdienst als Feier des Teilens - in solchen exemplarischen Hinweisen leuchten nach Degen die Chancen der Ortsgemeinde auf.

Zu fragen bleibt, ob die Alternative 'Basiskirche' versus 'Volkskirche' aufrecht erhalten werden kann, ob sie zu überwinden ist oder ob sich diakonische Arbeit gerade in der Spannung von Basisinitiativen und volks-

kirchlichen Gegebenheiten zu bewähren hat. Es bedarf in diesem Zusammenhang der Überprüfung der Diagnosen, auf denen die unterschiedlichen Konzeptionen basieren, sowie der leitenden theologischen Orientierungen. Zu fragen bleibt auch, welche Erfahrungen aus der früheren DDR in den Diskurs um die Gemeindediakonie eingebracht werden können.

Petran zeichnet in seinem Beitrag den Weg der Gemeinden und ihrer Diakonie in der DDR nach. Er resümiert zwar, daß in der DDR keine Alternative für das Kirchesein im Vergleich zur alten BRD entwickelt wurde. Gleichwohl markiert er Lernerfahrungen, denen jenseits des historischen Interesses Bedeutung zukommt: Petran skizziert Prozesse der Öffnung der Gemeinden für 'andere' und hält zugleich fest, daß die Lösung 'Kirche für andere' die Gefahr in sich barg, die Aufgabe, mit anderen zu sein, zu überspringen. Er beschreibt Reformansätze, die im Zeichen der Sendung zur Aktivierung der Gemeinde beitragen, zugleich aber die Suche nach Orten der Glaubensvergewisserung neu virulent werden ließen. Er schildert einerseits, daß spezifische Erfahrungen und Themen zu neuen Gemeindebildungen geführt haben, die sich oft durch ein hohes Maß an kommunikativer Dichte auszeichneten, und unterstreicht andererseits die Notwendigkeit von Offenheit, Öffentlichkeit und Pluralität als Merkmale der Volkskirche. "Wo diese Eigenschaften gescheut wurden, war die Gefahr elitären Konventikel-Christentums in den Nischen der Gesellschaft kaum zu umgehen" und waren die Gemeinden "alsbald kein Ort mehr für Mühselige und Beladene" (72)

"In Ängsten - und siehe wir leben" "Projekt diakonische Gemeinde"

Konkrete Schritte, Wahrnehmungshilfen und Lernprozesse auf dem Weg zu einer diakonischen Gemeinde dokumentieren die beiden Hefte "In Ängsten - und siehe wir leben" sowie "Projekt Diakonische Gemeinde". Ersteres hat seinen 'Sitz im Leben' im Rahmen des Pilotprojekts zur Förderung der Gemeindediakonie im Kirchenbezirk Herrenberg (Württemberg). Das Werkstattheft stellt u.a. Beispiele diakonischer Initiativen in Gruppen und Gemeinden des Kirchenbezirks zusam-

men und umreißt die Arbeit des 'Diakonischen Netzes' als Herzstück des Projektes. Als Zusammenschluß von Kontaktfrauen und -männern aus den Kirchengemeinden fungiert das 'Diakonische Netz' als Forum des Erfahrungsaustausches und der Zurüstung Ehrenamtlicher. Es dient zugleich der Verschränkung diakonischer Arbeit in den Ortsgemeinden und im Kirchenbezirk.

Das Berichtsheft "Projekt Diakonische Gemeinde" dokumentiert den Ansatz und Verlauf eines Modellversuchs, der in zwei Gemeinden der Hannoverschen Landeskirche mit dem Ziel durchgeführt wurde, die Möglichkeiten einer diakonischen Aktivierung von Gemeinden zu erproben. Das Projekt ist von einem gemeinwesenorientierten Ansatz geprägt und entwickelte sich über die Stationen der Sozialanalyse und der aktivierenden Befragung hin zur Arbeit mit bestimmten Zielgruppen (z.B. junge Familien mit Kindern, pflegende Familien) bzw. zur Anregung Betroffener, in Selbsthilfe Probleme zu bearbeiten.

"Diakonie - Lernen der Gemeinde"

Impulse und Defizite im Rahmen des "Projektes Diakonische Gemeinde" bilden den Ausgangs- und Bezugspunkt der Untersuchung über die theologischen und pädagogischen Grundlagen einer diakonischen Gemeindepädagogik, die Martin Ruhfus vorgelegt hat. Unterschiedliche Aspekte und Stränge der gegenwärtigen Diskussion werden dabei in einem facettenreichen Zusammenhang verwoben. Auf der Basis der Analyse wesentlicher Bedingungs- und Einflußfaktoren und in der Perspektive biblischer Grundlagen konturiert Ruhfus die Gemeinde als Subjekt diakonischen Handelns. Im Zentrum der konstruktiven Überlegungen steht die Darstellung des Werkes von Ernst Lange. Die Anknüpfung an Lange legt sich deshalb nahe, weil er als erster "die Diakonie der Gemeinde als einen umfassenden Bildungsvorgang beschrieben und im Rahmen einer Pädagogik der Befreiung begründet" hat (12). Während z.B. Johannes Degen das Stichwort Langes vom 'Funktionsverlust' der Parochie akzentuiert, betont Ruhfus das Moment des 'Funktionswandels' und buchstabiert nach, daß Lange trotz des Zerfalls der parochialen Symbiose die Ortsgemeinde als "Normalfall von Gemeinde", ja als "Ernst-

fall des Glaubens" angesehen hat. Sie ist sowohl Normalfall wie Ernstfall von Kirche, insofern sie auf die Wohnwelt, den "Konfliktbereich des Jedermann", bezogen ist, das Evangelium kontinuierlich kommuniziert und die "Opfer der Zeit" versammelt (88 f).

Im Anschluß an Leitbegriffe Langes und in deren Weiterführung definiert Ruhfus: "Diakonie der Gemeinde ist die Kommunikation der Bedürfnisse als Praxis des Evangeliums" (99). Dieser, die Konzeption Ruhfus' prägende Definition liegt zum einen ein Bedürfnisbegriff zugrunde, der die Elemente der Defizit- und Kompetenzerfahrung zusammenschließt. Zum anderen wird das Verständnis von Kommunikation insbesondere im Gespräch mit der Philosophie Martin Bubbers als Beziehung im Sinne interpersonalen Geschehens entwickelt. Auf diesem Hintergrund und unter Rückbezug auf biblische Begründungszusammenhänge ergeben sich drei Grundelemente diakonisch-pädagogischen Gemeindeaufbaus: sich von der Not anderer betreffen lassen, wechselseitige Hilfe verwirklichen, ökumenisch miteinander teilen. Diese Momente markieren Leitgesichtspunkte einer diakonischen Gemeindepädagogik und einer praxisrelevanten Bestimmung der Gemeinde als diakonischem Lernort: Ruhfus beschreibt die Gemeinde als sozialen Ort, als "Soziotop von Not und Hoffnung" (134), als didaktisches Feld, in dem generationsübergreifendes Lernen mit einem Lernen verbunden ist, das soziale Schichten übergreift, und als öffentlichen Raum, der durch die Grundfunktionen der Wortverkündigung, der Diakonie und der Liturgie geprägt scheint. Gefragt wird schließlich nach dem Subjekt des Diakonie-Lernens unter volksskirchlichen Bedingungen. Ruhfus empfiehlt, in der Praxis an die konkreten Möglichkeiten vor Ort anzuknüpfen: "Die Teil-Subjekte des Diakonielerrens sind so vielfältig wie die Gruppen und Menschen, die in der Gemeinde tätig sind. Ihnen gemeinsam ist die Aufgabe, im begrenzten Rahmen der Präsenzgemeinde zu kooperieren, die Gesamtheit der Gemeinde (als Subjekt der Verheißung) im Blick zu behalten und dafür Strategien zu entwickeln" (144).

Die Frage nach Subjekten diakonischen Lernens in der Gemeinde ist in spezifischer Weise aufgenommen in Beiträgen zur Berufspraxis der Gemeindediakonie. Der Band "Mit

Passion und Profession" betont in seinem Titel die Zusammengehörigkeit von Leidenschaft, Leidensbereitschaft und Fachlichkeit. Peter Neumann klagt auf dem Hintergrund der Entwicklungen in der früheren DDR und im Kontext seiner Erfahrungen mit der 'Nachwende-Diakonie' eben diese Zusammengehörigkeit ein, wenn er fragt, "ob denn das nicht zusammengehen kann: Gemeindediakonie und offene kirchliche Sozialarbeit, die Methoden von Sozial- und Gemeindefeldarbeit, die Rolle eines Sozialarbeiters und eines Animators für Gemeindediakonie" (81).

"Sozialarbeit gehört zum Glauben"

Die These, daß die mit dem Glauben verbundene Liebe "ohne die fachlichen Kenntnisse und Fähigkeiten, die fachliche Selbstkritik und gesellschaftliche Analyse der Sozialarbeit" blind bleibt, liegt der Untersuchung Ulfried Kleinerts "Sozialarbeit gehört zum Glauben" zugrunde. Die Studie wertet Gespräche mit norddeutschen evangelischen Gemeindediakonen und -diakoninnen aus und stellt dar, wie Diakone und Diakoninnen ihren Beruf sehen, welche Konflikte sie erleben und wie sie damit umgehen: Die Gemeindediakone und -diakoninnen sehen ihre Aufgabe selbst primär darin, die soziale Dimension des Glaubens wahrzunehmen und in der Parteinahme für die Schwachen zur Geltung zu bringen. Zugleich sehen sie sich freilich konfrontiert mit der Diffusität ihrer Berufsrolle und der Unklarheit, die nach wie vor in bezug auf das Diakonenamt besteht. Spannungen zeigen sich z.B. auch beim Gemeinde- und Kirchenverständnis: Die eruierten Vorstellun-

gen reichen von der Identifikation von Gemeinde/Kirche mit Gruppen Engagierter bis hin zu einem Bild, in dem Gemeinde mit Gemeinwesen ineingesetzt wird. Die Erfahrungen der Gemeindediakone und -diakoninnen erweisen sich schließlich in hohem Maße durch Konflikte bestimmt, in denen sich insbesondere hierarchische Strukturen und Probleme der Machtausübung in Gemeinde und Kirche widerspiegeln. Entsprechend konstatiert Kleinert: Es "werden Konflikte, die durch den Widerspruch zwischen evangelischem Selbstverständnis und tatsächlicher Hierarchie der Kirche entstehen, und Konflikte mit den diensthöheren Pastoren und Pastorinnen wichtiger als Probleme und Konflikte in ihrem Arbeitsfeld selbst" (119).

Die im Titel signalisierte Bedeutung der Sozialarbeit für die Diakonie als Verleiblichung der Hoffnung des christlichen Glaubens im Feld der Gemeinde tritt in der Darstellung nur sehr aspekthaft hervor. Die Studie sollte m.E. dazu anregen, im Blick auf Fragen der Gemeindediakonie Impulse aus der Debatte um die sozialen Dienste verstärkt aufzunehmen. Diese Debatte hat einerseits die Grenzen professioneller Sozialarbeit deutlich gemacht und andererseits zu konzeptionellen Umorientierungen geführt, die in sozial-ökologischen Leitideen ihren Ausdruck finden. Darüber hinaus fordert die Untersuchung dazu heraus, eine Klärung des Diakonenamtes herbeizuführen, in Gemeinde und Kirche partizipatorische Strukturen zu entwickeln und die Diakonie der Versöhnung und Befreiung durch ein Lernen in und an Konflikten zu bewahren.

Aus: Diakonie, 1/1992, 51-56. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Volker Herrmann

Diakonie und Wohlfahrtsstaat in Dänemark.

Zwei Literaturhinweise.

In Dänemark artikuliert sich verstärkt Protest gegen den Wohlfahrtsstaat, insbesondere wird die Kritik an der Pflege und Betreuung der älteren Mitbürger laut. Es formieren sich bereits Bürgerinitiativen, die auf bestehende Mängel hinweisen wollen. In dieser Situation erhält auch die Frage nach dem Verhältnis

von Diakonie und Wohlfahrtsstaat und dem Wesen von Diakonie im Wohlfahrtsstaat neue Bedeutung. In der diakonischen Literatur Dänemarks nehmen zu diesem Thema besonders Karsten Nissen und Carl Erik Villumsen in ihrem Buch 'Diakoni - en forsømt dimension i kirken?' (Diakonie - eine versäumte

Dimension in der Kirche?)¹ Stellung. Als das Buch 1983 erschien, waren beide Autoren Mitarbeiter der Diakonenhochschule in Aarhus, die ja im Mai 1990 Ziel einer Exkursion des DWI war (vgl. DWI-Info Nr.24. So versteht sich dieser Beitrag auch als Ergänzung dazu.)

Das Buch gehört als verbreitetes Lehrbuch zu den grundlegenden Werken in der dänischen Diakonieausbildung. Es verfolgt im wesentlichen zwei Hauptanliegen. Zum einen leistet es eine theologische Bestimmung der Diakonie von den drei Ausgangspunkten: Schöpfung, Christus und Kirche. Zum anderen wird der Versuch einer Verhältnisbestimmung von Diakonie und Wohlfahrtsstaat im modernen Dänemark unternommen. Das Werk gliedert sich in folgende Abschnitte: Nach einer Einleitung (7-11) folgen die beiden vorbereitenden Kapitel, die sich mit der Schwierigkeit einer diakonischen Theologie (12-16) und einer vorläufigen Bestimmung von Diakonie (17) beschäftigen. Die Abschnitte 4-6 sind nun den drei theologischen Schwerpunkten gewidmet: Von der Schöpfung her (18-31) wird die Diakonie als Fürsorge an Körper und Seele des von Gott geschaffenen Menschen verstanden. Christus (32-47) wird als Ausgangspunkt der Begründung von Diakonie besonders in der Sendung der Kirchen und der Menschen an die Menschen in Not gesehen. Schließlich hat die Kirche (48-67) den Befehl erhalten, eine dienende Gemeinschaft zu sein, deren Aufgabe die Fürsorge der Menschen innerhalb wie außerhalb der Kirchen ist. Das folgende 7. Kapitel (68-81) beschäftigt sich nun mit dem Verhältnis von Diakonie und Wohlfahrtsstaat. Abgeschlossen wird das Buch durch ein kurzes Nachwort (82). Aus dem Kapitel 7 sollen nun im folgenden auszugsweise wichtige Passagen in deutscher Übertragung dargeboten werden:

Diakonie im Wohlfahrtsstaat

Die geschichtliche Entwicklung

Die gesellschaftliche Entwicklung in Dänemark seit der Reformation im Jahre 1536 war von einer beständigen Entwicklung gegen den Wohlfahrtsstaat, wie wir ihn heute kennen, geprägt. Ganz gewiß bedeutete das erste Jahrhundert nach der Reformation einen

ernsten Rückschlag für die soziale Arbeit. Die Gesellschaft war nicht ohne weiteres im Stande, die Arbeitsaufgaben, die vorher von den Klöstern, Heiliggeistspitälern und Sct. Jorgensgaardene wahrgenommen wurden, zu übernehmen. Sicherlich hatte aber die lutherische Reformation zu der Einsicht geführt, daß die Gesellschaft (d.h. die bürgerliche Obrigkeit) die Verantwortung für die soziale Fürsorge hat. In der Praxis war es indessen nicht möglich, von einem Tag auf den anderen die weit verzweigte soziale Arbeit, welche die Institutionen der katholischen Kirche wahrgenommen hatten, weiterzuführen. Deshalb waren es in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation die (lutherische) Kirche und kirchliche Kreise, die vor einen großen Teil der sozialen Fürsorge gestellt waren. Im Zusammenhang mit dem Pietismus im 18. Jahrhundert und den Erweckungsbewegungen im 19. Jahrhundert war 'ein Aufblühen' der sozialen Verantwortung, sowohl innerhalb der Kirche als auch innerhalb der Gesellschaft, festzustellen. Diese Entwicklung wurde rasanter im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert. Gleichzeitig wuchs der Einfluß der Arbeiterpartei. Die berühmte Sozialreform im Jahre 1933, die historisch eine Folge des politischen 'Kanslergade'-Vergleichs zwischen den Linken und der Sozialdemokratie war, und die oft angeführten Sozialreformen K. K. Steinckes bezeichnen dann einen plötzlichen Höhepunkt der wachsenden sozialen Verantwortung und den Beginn des modernen Wohlfahrtsstaates....

1933 begann man, von einem Rechtsgrundsatz des Anspruchs auf sozialen 'Beistand' (Sozialhilfe) zu sprechen. Dieser 'Beistand' war nicht ein Almosen oder eine Barmherzigkeit von selten der Gesellschaft an ihren schwächsten Gliedern, sondern ein Recht, auf das jeder in Not geratene Bürger Anspruch hatte. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Gesellschaft eine Volksgemeinschaft ist, in der die ökonomisch Stärkeren durch ihre Steuern die Lasten der Schwächeren mitzutragen hatten, gewann der Wohlfahrtsstaat Gestalt.

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg vollzog sich eine Ausweitung der Sozialpolitik, deren Zielrichtung in den Begriffen 'Geborgenheit' und 'Gedeihen' ihren Ausdruck fand. Mit der Sicherung vor Einkommensverlust wurde eine soziale 'Geborgenheit' beabsichtigt; ein

1 Aarhus 1983. 85 S. kart., ISBN 87-7003-445-1.

besonderes Gewicht wurde auf die Familienpolitik gelegt, man erhoffte sich damit eine Förderung des 'Gedeihens' auch der einzelnen Menschen. In der Zeit nach der Einsetzung der Sozialreformkommission im Jahre 1964 unterstrich man das notwendige Zusammenspiel von Vorbeugung und Behandlung. Jetzt weitete sich das Verständnis von Sozialpolitik von einer isolierten, speziell zielgerichteten 'Hilfsveranstaltung' zur Vorstellung eines sozialpolitischen Wirkungsfeldes, in dem Gesetzgebung und Administration generell unter sozialen Gesichtspunkten zu handeln haben. Der Entstehung sozialer Not-situationen sollte durch Gesetzgebung bereits vorgebeugt werden, gleichzeitig gab es Hilfen für Menschen, die (dennoch) in Not geraten waren. In seinem Buch "Sozialpolitik - soziale Politik?" (1972) definiert Keld Nielsen die Sozialpolitik gerade in dieser Weise: "Sozialpolitik ist ein zusammenfassender Begriff der Ressourcen, die die Gesellschaft zur Verfügung stellt 1. zur Vermeidung (Vorbeugung) des Entstehens sozialer Probleme und 2. zur Lösung (Behandlung) der Probleme, die dennoch entstehen".

Es ergab sich nun das Verständnis, daß die Gesellschaft ein soziales Sicherheitsnetz unterhalb der Ebene der einzelnen Bürger auszuspannen hatte. Daher sprach man in diesen Jahren viel von den sozialen Aufgaben, die ein Angebot allen Bürgern gegenüber sein sollten - nicht allein nur gegenüber denen, die offensichtlich in Not geraten waren. Die Arbeit der Sozialreformkommission fand ihr Ergebnis in der administrativen Reform, die unter dem Namen "Lov om social Bistand" ("Gesetz zum sozialen Beistand") 1976 vom Folketing beschlossen wurde. Dieses Sozialhilfegesetz bildet das umfassende Rahmengesetz, welches die Grundlage für allen öffentlichen sozialen Beistand (Sozialhilfe) in Dänemark bildet. Dessen Inhalt kann in vier Punkte zusammengefaßt werden:

1. Es wurde ein stringentes System eingeführt, welches dazu führte, daß die verschiedenen öffentlichen sozialen Hilfen, z.B. Mutterhilfe, Hilfe für häusliche Krankenpflege, Hilfen zur Rehabilitierung etc. in ein System gebracht werden. Für den einzelnen Bürger bedeutet dies, daß er/sie sich nur an einen 'Schalter' wenden muß: das lokale Beistandskontor (Sozialhilfebüro).

2. Man legte den Schwerpunkt auf den Bedarf des Einzelnen. Inhalt und Umfang der Hilfe sollte nicht direkt von oben in allen Einzelheiten bestimmt werden, sondern die Gesamtsituation des einzelnen Klienten sollte der Ausgangspunkt sein.

3. Folglich löste man sich vom Rechtsgesichtspunkt und ging zum Gutachtenprinzip über. So konnte bei der Bewilligung von Sozialhilfe die Sachbearbeitung im einzelnen Fall einen weiten Rahmen umspannen.

4. Für den erforderlichen Bedarf an vorbeugender und aufsuchender Arbeit spricht das Sozialhilfegesetz den Gemeinden die Pflicht zu, solche Hilfe bereitzustellen.

So ist es offensichtlich, daß der Wohlfahrtsstaat seit 1976 voll ausgebaut ist.

Wohlfahrtsgesellschaft oder Wohlstandsgesellschaft

... Es ist aber fraglich, ob die dänische Gesellschaft eine Wohlfahrtsgesellschaft ist, wenn die Bedeutung des Begriffs 'Wohlfahrt' nicht allein auf materielle und ökonomische Aspekte beschränkt bleibt. Wir haben eine Wohlstandsgesellschaft - nicht eine Wohlfahrtsgesellschaft. Und einiges könnte darauf hindeuten, daß wir nicht verantwortlich mit unserem Wohlstand leben, da er resignierende und oft destruktive Proteste derjenigen hervorruft, die nicht Wohlfahrt und nur in geringem Umfang Wohlstand haben.

In einer sehr lesenswerten Chronik, die unter dem Titel "Die heimatlose Nächstenliebe" im Christlichen Tageblatt (14. Juli 1982) abgedruckt wurde, hat der Autor Egon Nielsen die Frage zu behandeln versucht, wie es sich mit der Nächstenliebe im Wohlfahrtsstaat verhält, in dem die soziale Fürsorge doch vom Sozialhilfegesetz und den Rundschreiben reguliert wird. Ohne die Herabsetzung der sozialen Fürsorge der Gesellschaft zu billigen, fragt Egon Nielsen: "Kann ein Büro lieben? Die Antwort bleibt: Nein. Selbstverständlich kann ein Büro nicht lieben. Ein Büro kann nicht jemand zum Nächsten haben, es kann nur 'Klienten' haben, das ist etwas ganz anderes. Es wäre sicherlich eine gute Idee, wenn die Büros für Sozialhilfe sich vom Hl. Geist treiben ließen. Aber das tun sie nicht. Das sollen sie auch nicht. Sie lassen sich von Rundschreiben und Paragraphen

treiben - was wiederum etwas ganz anderes ist: Das Gegenstück des Bildes vom Nächsten."

Das, was wir allgemein als 'Wohlfahrts-gesellschaft' verstehen, kann nicht das fundamentale Bedürfnis des Menschen, zu lieben und sich geliebt zu fühlen, erfüllen. Unausgesprochen liegt hierin auch, daß die christliche Verpflichtung, zu lieben - Nächstenliebe zu üben - nicht voll durch die soziale Fürsorge einer Wohlfahrts-gesellschaft gedeckt werden kann. ...

Diakonische Institutionen im Wohlfahrtsstaat

... Man kann die diakonischen Institutionen in zwei Hauptgruppen unterscheiden. Zum einen die Institutionen, die vermittels eines Betriebsübereinkommens mit den öffentlichen Institutionen zusammenarbeiten, und zum anderen die Institutionen, die - als eine Alternative zum System - frei und selbständig arbeiten. Beide Typen von Institutionen haben im Wohlfahrtsstaat Arbeitsmöglichkeiten. Es besteht innerhalb des Systems Bedarf an Institutionen, die unter den Bedingungen, die nun einmal bei der Zusammenarbeit mit öffentlichen Institutionen gelten, innerhalb der sozialen Fürsorge volkstümliche und christliche Nervenfäden sein können. Es besteht inzwischen ebenso auch Bedarf an einer freien diakonalen Arbeit, bei der man ohne Rücksichtnahme auf Rundschreiben und Gesetzesbestimmungen einen sozialen Einsatz flexibel strukturieren kann.

Keine Gesellschaft kann aber auf lange Sicht eine Sozialpolitik treiben, die im Widerstreit mit der Grundhaltung der Bevölkerung steht. In der dänischen Gesellschaft, in der als Folge von Gesellschaftskrisen politische Bewegungen auftraten, die sich gegen die soziale Verantwortung (wie sie sich in der Sozialpolitik widerspiegelt) wenden, ist ein grundlegender Bedarf an einer volkstümlichen sozialen Arbeit vorhanden. Führende Politiker haben in späteren Jahren von der Notwendigkeit von 'Graswurzelbewegungen' (graesrodsbevaegelser) auf dem Gebiet der sozialen Arbeit gesprochen, und es ist in der Tat so, daß solche Bewegungen notwendig und zu einer Zeit wie der unsrigen zu begrüßen sind. Nahezu alle Diakonieorganisationen, die heute in Zusammenarbeit mit den öffentlichen eigenständige Einrichtungen be-

treiben, haben ihren Anfang in volkstümlichen Graswurzelbewegungen genommen. ...

Eine weitere Existenzberechtigung erhalten die Diakonieorganisationen in dem Umstand, daß sie auch innerhalb der öffentlichen sozialen Fürsorge Raum für eine christliche Grundhaltung und eine kirchliche Betätigung geben. Über 90 % der dänischen Bevölkerung sind Mitglieder der Volkskirche, und diese Tatsache ist nicht ohne Bedeutung für eine institutionelle diakonale Arbeit. ...

Es besteht Bedarf an Diakonie im 'Wohlfahrtsstaat'. Die Beratungsdienste wie St. Nikolai-Dienst und Maria-Dienst, Wärmestuben und Aufenthaltsstätten in Gebieten, die von sozialer Not geprägt sind, Besuchsdienst und Gemeindepfleger, Jugendclubs und Tageshochschulen, Kollektive und Wohngemeinschaften, und viele weitere Beispiele können als freie diakonale Tätigkeiten genannt werden. Solche Arbeitsformen sind geprägt von flexiblen Strukturen, vielen freiwilligen Mitarbeitern und einem hohen Maß von Engagement. Ohne dieses Element würden viele Menschen in Not mitten in der 'Wohlfahrts-gesellschaft' von einer nichtregistrierten, direkten mitmenschlichen Hilfe abgeschnitten sein.

Der allgemeine Diakonat

Wenn nun von der Diakonie im 'Wohlfahrtsstaat' gesprochen wird, ist es wesentlich, die Bedeutung des allgemeinen Diakonats zu unterstreichen. Es gibt vielleicht eine Tendenz, unter Diakonie ausschließlich das zu verstehen, was bestimmte Institutionen, die den Namen Diakonie tragen, ausüben, oder die Arbeit, die von Diakonen und Diakonissen ausgeführt wird. Man kann aber inzwischen kein Patent auf den Begriff 'Diakonie' anmelden wollen. Ein jeder christliche Mensch ist in der Taufe nicht nur zum Pastor (Priestertum aller Gläubigen), sondern auch zum Diakon eingesetzt. Die Taufe ist eine Einsetzung zum Dienst. ...

Der besondere Diakonat

Unter dem Einfluß der Entwicklung in Deutschland, wo J.H. Wichern 1833 den Grundstein für einen männlichen Diakonat legte und Theodor Fliedner 1836 für einen weiblichen, kamen auch Diakone und Diako-

nissen nach Dänemark. 1863 wurde das dänische Diakonissenstift und 1893 in Nyborg die erste Diakonenschule errichtet. ... Abschließend sollen die Diakonissenhäuser und Diakonenschulen, die ausbilden und zum besonderen Diakonat einsegnen, kurz aufgeführt werden.

Das dänische Diakonissenstift wurde 1863 errichtet und ist heute eine Institution, die auf vielen Feldern arbeitet. Der Zweck des Diakonissenstifts ist es, Menschen für diakonale Aufgaben in Kirche und Gesellschaft vorzubereiten und selbst in ihrem täglichen Wirken als Stiftung ein Glied in der Alltagsarbeit der Kirche zu sein. Das Diakonissenstift versteht sich als ein Heim und Treffpunkt einer Diakoniegemeinschaft, die aus Diakonissen und Diakonen mit verschiedenen Ausbildungen und Zugehörigkeitsverhältnis zum Stift besteht. Außerdem betreibt das Diakonissenstift ein Hospital mit Krankenhelfer- und Krankenpflegeschule, Pflegeheim und Kinderstation. Die Schwesterngemeinschaft besteht zur Zeit (1983) aus 194 Schwestern, sechs Schwesternschülerinnen und einem Brüderschüler. Bei der - in Zusammenarbeit zwischen ihnen und den Gemeindepflegern - neu eingerichteten Diakonenschule "Die Gemeindediakonie" sind acht Diakoninnen und Diakone in Ausbildung.

Das Diakonissenhaus St. Lukas-Stift ist auch eine volksskirchliche Einrichtung, gegründet im Jahr 1900. Es versteht sich selbst als Gemeinschaft von Frauen, in Sammlung um Gottesdienst und Andachtsleben, Arbeit, gemeinsamem Haushalt und Gemeinschafts-Tracht. Die Schwesternschaft besteht zur Zeit aus 153 eingesegneten Schwestern. Das Diakonissenhaus St. Lukas-Stift betreibt ein Hospital mit Krankenpflegeschule samt einem Kinderheim für psychisch auffällige Kinder.

Das Diakonissenhaus Kolonie Filadelfia wurde 1907 in Verbindung mit der 'Kolonie' eingerichtet, welche der Arzt Adolph Sell 1898 ins Werk setzte. Die weiblichen Mitarbeiter wurden 'Schwestern' genannt, und auf diesem Hintergrund organisierte sich das Diakonissenhaus als eine Schwesternschaft mit eigener Organisation. Im Augenblick besteht die Schwesternschaft aus ca. 30 Schwestern. Die Diakonenausbildung der Kolonie Filadelfia begann 1907, da Dr. Adolph Sell sich dazu genötigt sah, eigene Diakone

auszubilden, nachdem die 1893 in Nyborg errichtete Diakonenschule wieder geschlossen wurde. Über viele Jahre betrieb die Diakonenschule Kolonie Filadelfia (als ein Teil der gesamten Wirksamkeit der Kolonie) ein den Landesbedarf deckendes Epilepsie- und Psychatriehospital. Mit dem Jahr 1982 erhielt die Diakonenausbildung an der Kolonie Filadelfia eine neue Struktur, indem man eine Pflegeheimassistentenschule errichtete, die die pflegfachliche Ausbildung vermitteln soll und durch die Dianalund-Hochschule, die die kirchlich-diakonale Ausbildung wahrnehmen soll. Der Diakonenverband der Kolonie Filadelfia besteht aus ca. 500 ausgebildeten Diakonen. Die Ausbildung dauert drei Jahre und es bestehen Kombinationsmöglichkeiten mit anderen Ausbildungen.

Die Diakonenhochschule in Aarhus wurde 1920 vom Stefansverein und dem kirchlichen Verein für Innere Mission errichtet. Der Stefansverein hatte 1893 die Diakonenschule zu Nyborg errichtet, nach deren Schließung machte man im Jahre 1906 einen neuen Versuch in Nyhavn. Erst im Jahre 1920 entstand die Diakonenschule, die 1928 als Volkshochschule anerkannt wurde. Der Diakonenverband der Diakonenhochschule besteht aus 826 in der Schule ausgebildeten Diakonen. Die Ausbildung dauert vier Jahre und vier Monate. Es gibt zwei Fachrichtungen: Eine sozialpädagogische Richtung und eine Pflegeheimassistenten-Richtung. Wie in der Kolonie Filadelfia besteht die Möglichkeit zur Kombination mit anderen Ausbildungen.²

Auf eine druckfrische Neuheit aus der dänischen Literatur zum Thema Diakonie kann hier nur kurz hingewiesen werden: Oyvind Foss, Die Diakonie der Kirche in biblisch-theologischer, historischer und ethischer Beleuchtung. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung der christlichen Kirchen mit einer Darstellung des urchristlichen Verständnisses von Liebestätigkeit³. Dem Titel folgend

2 Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autoren. Übersetzung aus dem Dänischen von Anni Lene Herrmann und Volker Herrmann, der auch für die Kürzung verantwortlich zeichnet.

3 Dänischer Originaltitel: Kirkens Diakoni i bibel-teologisk, historisk og etisk belysning. En Studie i den kristne kirkes socialhistorie med baggrund i urkristendommens forstaaelse af kaerigghedens gerninger, Aarhus 1992, 232 S. kart., ISBN 87-7288-400-2.

gliedert sich das Buch in elf Kapitel, die sich in drei Bereiche gruppieren lassen. Die ersten drei Kapitel haben die biblisch-theologischen Begründungen von Diakonie zum Inhalt. Die folgenden sieben Kapitel sind als Darstellung der Geschichte der Diakonie zu verstehen und stellen ab dem Zeitpunkt der Reformation auch besonders die Geschichte der dänischen Diakonie dar. Der ethischen Fragestellung dient das elfte und letzte Ka-

pitel, das den Titel 'Die Dynamik der Geschichte und die Herausforderungen der Nächstenliebe' trägt. Auf die beiden letzten Abschnitte dieses Kapitels, die als Überschriften die beiden Fragen 'Staat und Kirche: In Harmonie oder Konflikt?' und 'Politische Diakonie - Ideologie oder Theologie?' enthalten, kann in diesem Zusammenhang leider zunächst nur hingewiesen werden.

Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts.

Herausgegeben von Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm.

Den letzten umfassenderen Literaturbericht zur Diakonie (mit der Literatur von 1975-1989) verfaßte Heinz Lorenz für die Zeitschrift 'Verkündigung und Forschung' (35, 1990, 36-58). Da er die Veröffentlichungen des DWI

offensichtlich nicht mehr berücksichtigen konnte, sollen an dieser Stelle - im Sinne einer Anregung zur Lektüre - die inzwischen vier Bände noch einmal (vgl. DWI-Info 24, 1990, 51 f) vorgestellt werden.

Band 1:

Paul Philippi/Theodor Strohm (Hg.)

Theologie der Diakonie.

Lernprozesse im Spannungsfeld von lutherischer Überlieferung und gesellschaftlich-politischen Umbrüchen. Ein europäischer Forschungsaustausch, Heidelberg 1989. 247 S. kart., DM 28,-. ISBN 3-920431-99-5.

In der Ankündigung zu diesem Buch hieß es 1989: "Die Diskussion um den Standort der Diakonie in unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen ist in den letzten Jahren in Gang gekommen. Auf dem Spiel steht dabei die Frage nach der Identität und Relevanz der Diakonie im Rahmen sozialstaatlicher bzw. - im Falle Osteuropas - sozialistischer Entwicklungen. Neu aufgebrochen sind die Fragen nach der gesellschaftlichen Funktion und dem politischen Auftrag der Diakonie, ja der Kirche überhaupt. Nicht zuletzt die Auseinandersetzung um die Theologie der Diakonie' in der Ungarischen Lutherischen Kirche hat europäische lutherische Kirchen dazu angeregt, einen Forschungsaustausch durchzuführen, dessen Ergebnisse in Band 1 der Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts dokumentiert werden."

Der Band untergliedert sich in zwei Teile. Teil I enthält "exemplarische Länderstudien" aus Finnland, Norwegen, Schweden, Ungarn und damals noch existierenden zwei deutschen Staaten. Der Teil II bietet dann die folgenden

"Rahmenstudien": "Gesichtspunkte zu einer komparativen Analyse der Länderberichte" (G. K. Schäfer), Aspekte einer "Wirkungsgeschichte des Diakonieverständnisses Martin Luthers" (Th. Strohm), 'Thesen zur Ortsbestimmung der Diakonie in der Theologie' (P. Philippi), "Gesichtspunkte für die diakonisch-theologische Arbeit der Zukunft" (R. Boeckler) und abschließend eine Zusammenfassung des Gesamtprojekts: "Theologie der Diakonie' als Aufgabe ökumenischer Studienarbeit" (G. K. Schäfer / Th. Strohm).

Auch wenn nun die Länderberichte aus Ungarn und der DDR geschichtliche Relativierung erfahren haben, darf man sich doch wohl dem Urteil Peter C. Bloths in seiner Rezension zu diesem Buch* anschließen: "Ein nicht nur informativ reichhaltiger, sondern ein den Horizont erweiternder und das Nachdenken in vielen Hinsichten neu anregender Band. Bücher dieser Art werden wirklich gebraucht, wenn es denn darum geht, die Theologie der Diakonie' voranzubringen."

*(ThR 57, 1992, 83ff:90)

Band 2:

Gerhard K. Schäfer / Theodor Strohm (Hg.)

Diakonie - biblische Grundlagen und Orientierungen.

Ein Arbeitsbuch zur theologischen Verständigung über den diakonischen Auftrag, Heidelberg 1990. 425 S. kart., DM 36,-. ISBN 3-89426-017-3.

Der Bd. 2 bietet für das Gebiet der biblischen Grundlagen der Diakonie mit 17 Aufsätzen namhafter Fachvertreter den neuesten Stand der Forschung. Nach einführenden Überlegungen (G. K. Schäfer/Th. Strohm) gliedert sich das Werk in fünf Bereiche: "I. Soziales Verhalten und Wohltätigkeit in der biblischen Umwelt". Hier fassen E. Brunner-Traut und K. Thraede das für die Zeit des Alten Ägypten bzw. der griechisch-römischen Antike Wichtige kurz und übersichtlich zusammen. Im II. Abschnitt beschäftigen sich F. Crüsemann mit alttestamentlichen und K. Berger mit frühjüdischen Grundzügen der Diakonie.

Unter dem Zitat von Lk. 22,27 ("Ich aber bin mitten unter euch als ein Diener") werden drittens verschiedene Aspekte der Begründung der Diakonie von Jesus Christus her beleuchtet (F.W. Horn, Diakonische Leitlinien / T. Holtz, Christus Diakonos / O. Merk, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe). Im folgenden Teil IV. "Diakonie als Lebensordnung der Gemeinde" untersuchen E. Schweizer (Die diakonische Struktur der neutestamentlichen Gemeinde), J. Roloff (Zur diakonischen Dimension und Bedeutung von Gottesdienst und Herrenmahl), J. Rohde (Charismen und Dienste in der Gemeinde. Von Paulus zu den Pastoralbriefen), L. Schottroff (Dienerinnen der Heiligen. Der Diakonat der Frauen im Neuen Testament)

Band 3:

Theodor Strohm / Jörg Thierfelder (Hg.)

Diakonie im 'Dritten Reich'.

Neue Ergebnisse zeitgeschichtlicher Forschung, Heidelberg 1990. 325 S. kart., DM 32,-. ISBN 3-89426-030-0.

Einen weiteren Forschungsschwerpunkt dokumentiert der 3. Band der DWI-Reihe: Diakonie im 'Dritten Reich'. Die Vorwürfe eines Ernst Klee u.a. und die leider nicht geringe Zahl bisher unaufgearbeiteter Diakoniarhive dürfen nicht vergessen lassen, "daß inzwischen eine Reihe von qualifizierten und umfangreichen zeitgeschichtlichen Forschungsergebnissen über die Innere Mission im 'Dritten Reich' veröffentlicht wurden, be-

und G. Schille (Konfliktlösung durch Zuordnung. Der Tischdienst der Sieben nach Apg.6) Verständnis und Praxis urchristlicher Diakonie. Das fünfte Kapitel bietet dann "Dimensionen der Diakonie" (H. Thyen, Gottes- und Nächstenliebe / E. Brandenburger, Taten der Barmherzigkeit als Dienst gegenüber dem königlichen Herrn / W. Schrage, Heil und Heilung / W. Stegemann, Arm und reich). Abgeschlossen wird die Aufsatzsammlung durch eine Rahmenstudie von G. Theißen, die biblische Texte und Fragestellungen aus dem Umfeld gegenwärtigen Helfens in Beziehung zueinander stellt (Die Bibel diakonisch lesen. Die Legitimationskrise des Helfens und der barmherzige Samariter) unter dem "Spitzensatz"*: "Theologie ist... verpflichtet, eine Theorie des Helfens zu entwickeln - und den Helfern auf diese Weise zu helfen" (377).

Bis auf den letzten Aufsatz handelt es sich um eigens für den Band angefertigte Originalbeiträge. Abgerundet wird dieses Handbuch durch ein ausführliches Bibelstellenregister. Eine zweite Auflage, die lediglich evt. Druckfehler beseitigen wird, steht in Vorbereitung.

* M. Schibilsky, Vorwort, in: Ders.: Kursbuch Diakonie, Neukirchen-Vluyn 1991, VII.

ginnend mit Kurt Nowak 1978 'Euthanasie und Sterilisation im Dritten Reich', bis hin zu der unter Herausgeberschaft von Theodor Strohm und Jörg Thierfelder erst kürzlich vorgelegten Aufsatzsammlung 'Diakonie im Dritten Reich'".*

Nach dem einführenden "Versuch einer Bilanz" (Th. Strohm) beschäftigen sich die beiden Teile des Buches mit der "Geschichte

der Inneren Mission im 'Dritten Reich' und den "Dimensionen des Handelns im Horizont von 'Euthanasie¹ und 'Judenverfolgung'". Im ersten Teil werden in sieben Einzelstudien das Verhältnis von "NS-Volkswohlfahrt und Innere(r) Mission" (J.-Chr. Kaiser), "Der Centralausschuß für die Innere Mission und die Eugenik am Vorabend des 'Dritten Reiches'" (S. Schleiermacher), die "Evangelische Kinderpflege ... 1939-1941" (R. Bookhagen), die "Apologetische Centrale...bis 1934" (H. Iber), "Die Stellung des Kaiserswerther Verbandes zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933" (H. Lauterer-Pimer), "Das Stephansstift im Jahr 1933" (Chr. Mehl) und das "Kinder- und Pflegeheim Vorwerk zu Lübeck" (H. Jenner) behandelt. Im zweiten Teil werden "Dimensionen des Handelns im Horizont von 'Euthanasie' und 'Judenverfolgung'" deutlich angesichts der Betrachtung verschiedener handelnder Per-

sonen und Institutionen: Paul Gerhard Braune, Lobetal (K. Nowak), Karsten Jaspersen, Bethel (J. Thierfelder), Lothar Kreyszig, (S. Willems), Hermann Maas, Heidelberg (E. Marggraf) und "Büro Pfarrer Grüber" (Chr.-R. Müller). Ebenso gehört eine Bestandsaufnahme "Euthanasie im Dritten Reich' in der kirchlichen Publizistik nach 1945" (A. Schätzel / S. Schmück-Schätzel) zu diesem Abschnitt. Als "Ausblick" untersucht Klaus Dörner die Frage "Was unterscheidet die heutigen Überlegungen zur Sterilisation von Menschen mit geistiger Behinderung von den Zwangssterilisationen der NS-Zeit?". Ein Personenregister rundet den Band ab.

* J. Klieme, Diakonie im 'Dritten Reich'. Auseinandersetzung mit einer unabgeschlossenen Vergangenheit, in: M. Schibilsky (Hg.), Kursbuch Diakonie, Neukirchen-Vluyn 1991, 65ff:65.

Band 4:

Gerhard K. Schäfer (Hg.)

Die Menschenfreundlichkeit Gottes bezeugen.

"Diakonische" Predigten von der Alten Kirche bis zum 20. Jahrhundert, Heidelberg 1991. 487 S. kart., DM 38,-. ISBN 3-89426-030-0.

Der Band 4 ist der "diakonischen Predigt" gewidmet und enthält exemplarische Predigten aus der Zeit der Alten Kirche bis ins 20. Jahrhundert. Sie reichen u.a. von Gregor von Nazians, Johannes Chrysostomos und Aurelius Augustinus über Berthold von Regensburg, Hermann von Fritslar und Johann Geiler von Kysersberg bis zu Johannes Bugenhagen, Martin Luther und Johannes Calvin, von Philipp Jacob Spener und August Hermann Francke über Johann Lorenz Mosheim bis zu Friedrich D.E. Schleiermacher und umfaßt schließlich mit Johann Friedrich Oberlin, Theodor Fliedner, Wilhelm Löhe, Ludwig Harms, Gustav Werner, Johann Hinrich Wichern, Christoph Blumhardt, Leonhard Ragaz, Adolf Deissmann, Friedrich von Bodelschwingh (Sohn), Karl Barth, Helmut Gollwitzer und Theophil Wurm wichtige Impulsgeber diakonischer Tätigkeiten. Rund ein Drittel der Predigten wurde für diesen Band z.T. erstmals ins Deutsche übersetzt oder aus den Originalskripten transkribiert. Andere Predigten sind zumeist in nur schwer erreichbaren Editionen zugänglich. Den jeweiligen Predigten wurden kurze Einführungen (u.a. von H. Krimm, J. Thierfelder und W. Ustorf) vorangestellt, die zu - für das Ver-

ständnis der Predigt wichtigen - Voraussetzungen aus Leben und Werk des Predigers und - wo nötig - in die betreffende Predigt-situation Einsicht geben.

Unter dem Titel "Diakonische Predigt. Einführende Überlegungen" stellt der Herausgeber Gerhard K. Schäfer zu Beginn des Bandes "Theologische Gesichtspunkte zum Zusammenhang von Verkündigung und Diakonie", "Aspekte der homiletischen Diskussion" und "Wirkungsfelder und Problemkreise diakonischer Predigt" dar und versucht damit, die "Diskrepanz von Verkündigung und Diakonie", wie sie z.B. in dem Satz "Diakonie liegt für das alltägliche Bewußtsein sehr weit von Verkündigung entfernt"* ihren Ausdruck findet, zu überbrücken. Die vorgestellten Predigten, die "die Menschenfreundlichkeit Gottes bezeugen" (Titel), "laden ein, Entdeckungen zu machen. Sie weisen in eine Suchbewegung ein, die darauf zielt, die diakonische Dimension von Predigt zur Geltung zu bringen, Verbindungslinien zwischen vielfältigen Formen der 'Kommunikation des Evangeliums' wahrzunehmen und darin nach einer Praxis zu fragen, die Gottes Menschenfreundlichkeit bezeugt."(38)

Als Vorschau sei abschließend auf den bereits in Planung befindlichen fünften Band hingewiesen:

Band 5:

Matti Järveläinen

Gemeinschaft der Liebe.

Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche im Verständnis Paul Philipppis, ca. 190 S.

Die vorgestellten Bände der Reihe 'Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg' sind bei der Heidelberger Verlagsanstalt (HVA) verlegt und können mit Hilfe der angegebenen ISBN-Nummern über den Buchhandel bezogen werden.

* K.-F. Daiber siehe besprochener Band: 12, Anm2.

Volker Herrmann

Diakoniewissenschaftliche Beiträge 1991/92

- | | |
|--|--|
| Apell, Henri: | Aufgaben einer zukünftigen aktivierenden Bildungsarbeit mit älteren und hochbetagten Menschen. Aufgabenstellung für die zukünftige sozialdiakonische Arbeit der Kirche |
| Bauer, Anja: | Gestaltpsychotherapeutische Elemente in der seelsorgerlichen Begleitung Sterbender. Darstellung theoretischer Grundlagen der Integrativen Gestalttherapie und Beispiele ihrer Anwendung |
| Bechtel, Gerd: | Die Ursachen der Not. Sozialismus und soziale Mißstände in der Gegenwartsanalyse J.H. Wicherns |
| Buchmüller, Anja / Kreppeke, Dorothee: | Verhinderung von Krankheit durch Verhinderung von Kranken? Eine Auseinandersetzung mit Vorstellungen vom "Wert" und "Unwert" menschlichen Lebens sowie den daraus resultierenden Konsequenzen für den Umgang mit behinderten Menschen |
| Dahling, Christoph: | Das kirchliche Diakonat. Zur Bildung einer Volkskirche auf der Grundlage des Gutachtens über die Diakonie und den Diakonat von J.H. Wichern |
| Dülfer, Karin: | Frühförderung und Integration behinderter Kinder in der Bundesrepublik Deutschland und Schweden |
| Eichhorn, Daniela: | Mit Herzen, Mund und Händen ... Geistig Behinderte und Nichtbehinderte feiern miteinander Gottesdienst - Reflexionen und Darstellung von gottesdienstlichen Feiern mit Behinderten auf dem Hintergrund der Erfahrungen von Katimavic 1988 in Stetten |
| Fitzner, Susanne: | Helfen und Heilen. Psychologische Beratung in der evangelischen Kirche |
| Gilbert, Henriette: | Organisation der antiochenischen Gemeindediakonie nach dem Zeugnis des Chrysostomos |
| Hahn, Otmar: | Die Bewertung menschlichen Lebens durch Peter Singer. Versuch einer theologischen Auseinandersetzung anhand der kirchlichen Erklärung "Gott ist ein Freund des Lebens" und der Entwürfe von Heinrich Pompey, Ulrich Bach und Gerd Theißen |
| Herrmann, Volker: | Die Motivation des Helfens in der altägyptischen Religion und in der urchristlichen Religion. Ein Vergleich anhand von Totenbuch Kap. 125 / Texten der idealen Selbstbiographie und Mt 25,31-46 |

- Hildenhagen, Markus:
Köster, Dirk: Lazarus Spengler und die Nürnberger Armenordnung von 1522
Die Antwort auf die soziale Frage. Konkretionen des Reiches Gottes in den theologischen Konzeptionen von Johann Hinrich Wichern und Leonhard Ragaz
- Kluth, Sylke:
Mühlensiepen, Silke: Schuldnerberatung. Ein Muß in unserer Gesellschaft
Leonard Ragaz und die Neue Gemeinde. Eine theologische Untersuchung zum Verständnis von Kirche und Gemeinde des religiösen Sozialisten L. Ragaz
- Neuschwander, Hartmut: Sexuelle Ausbeutung von Kindern. Eine Darstellung der Problematik unter besonderer Berücksichtigung der Bedingungen, die sexuelle Ausbeutung ermöglichen
- Pahl, Maren: Diakonie und Seelsorge in Wicherns Programm der inneren Mission
- Pascalis, Patrizia: Wohnungslosenarbeit in Gutleut, Frankfurt a. M.
- Ritthaler, Frank: Diakonie in afrikanischen unabhängigen Kirchen am Beispiel der Kimbanguisten-Kirche (EJCSK)
- Rocker, Silke: Die Verwirklichung des Rettungshausgedankens nach J.H. Wichern am Beispiel der Gründungsgeschichte des Leinerstiftes in Großefehn / Ostfriesland
- Schalla, Thomas: Arbeitsorganisation im Wandel. Neuere Entwicklungen in der Automobilindustrie in sozialetischer Sicht
- Schliephake, Dirk: Fritz von Bodelschwingh, Bethel und die Auseinandersetzung mit der Sterilisierung und der "Euthanasie"-Aktion 1877-1940
- Schneider-Ludorff,
Gury Anja: Die Behandlung der Frauenfrage auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß in den Jahren 1895-1910
- Schreiner, Annegret: Martin Luthers Seelsorge an Sterbenden - mit einer kurzen Darstellung zeitgenössischer Begleitung Sterbender am Beispiel von Elisabeth Kübler-Ross
- Schröder-Ender, Wiltrud: Das Diakonissenamt bei J.F. Oberlin. Zur Umsetzung eines biblischen Ideals
- Walz, Heike: Diakonie in der DDR. Von den Anfängen bis heute, unter besonderer Berücksichtigung des Umbruchs (1990/91) für die Diakonie in Thüringen
- Wecht, Martin: Jochen Klepper in den Jahren 1903-1938
- Wesp, Nicola: Die Bedeutung von Symbolen im seelsorgerlichen Kontext. Untersuchung über den Zusammenhang von Symbol und Lebensbewältigung
- Windmüller Barbara: Armenfürsorge im Spätmittelalter am Beispiel der Leisniger Kastenordnung. Grundlagen und Veränderungen des Fürsorgewesens im 15. und 16. Jahrhundert
- Winkler-Nehls,
Annegret/
Nehls, Andreas: They find themselves between the upper and the nether Millstones". Bischof Beils Nachlaß zum Problem nichtarischer Flüchtlinge 1933 - 1939. Eine Dokumentation

Rezensionen

Michael Klein

"Die Arbeiter im Weinberg". Exegetische Aspekte zu Mt 20,1-16. Mit einer Dokumentation zur Auslegung des Textes in der Predigtgeschichte.

WS 1989/90, DA 126, 56 Seiten (417 Seiten Dokumentation)

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg nimmt in seiner Bildhälfte mit der Frage des rechten Lohnes eine Problemstellung aus dem Bereich der Arbeitswelt auf. Umstritten ist jedoch die Frage, ob eine Auslegung des Gleichnisses auf diese tatsächliche Frage hin sachgemäß und zulässig ist. Im Rahmen einer ausführlichen Exegese des Textes, die diesen u.a. auch mit jüdischen Midraschim vergleicht, und die dann in eine Untersuchung der sozialen bzw. sozialgeschichtlichen Auslegungen des Textes einmündet, werden am Schluß hermeneutische Erwägungen zum Gleichnis vorgestellt. Der Vf. versteht das Gleichnis als einen "sog. fiktionalen Text" (K. Berger), der zur gängigen Wirklichkeit gleichsam querstehend, vom Gottesbild des Gleichnisses her neue Erfahrungen ermöglichen will, die sich in einer praktizierten Solidarität und sozialer Gerechtigkeit verdichten. Von daher eröffnen sich Perspektiven einer arbeitsweltbezogenen Auslegung.

Die von Ernst Wolf einmal beklagte "fast nicht zu ordnende Mannigfaltigkeit der Auslegung, der Deutung, der Verwendung auch des Mißbrauchs" des Gleichnisses, auf die auch der Vf. stieß, hat diesen veranlaßt, in einer umfangreichen Dokumentation fünfzig Auslegungen, vorwiegend Predigten, aus der gesamten Kirchengeschichte zusammenzufassen. Dieser Gang durch die Kirchen- und Theologiegeschichte anhand eines gleichbleibenden Textes zeigt eindrücklich den unlösbaren Zusammenhang zwischen theologiegeschichtlicher Entwicklung und auslegender Erkenntnis. Es finden sich u.a. Predigten/Auslegungen von Chrysostomos, Augustin, Notker Labeo (erste deutschsprachige Predigt zum Text), Tauler, Hus, Luther, Zwingli, Calvin, Arndt, Spener, Rosenmüller, Ph. M. Hahn, Hofacker, Schleiermacher, Löhe, Stöcker, Niemöller, Thurneysen, Gollwitzer und Albertz. So bietet die Dokumentation sozusagen eine "Theologiegeschichte in Beispielen".

Ulrike Baehr

Verkündigung und diakonisches Handeln bei J.Ph. Spener und A.H. Francke - Eine exemplarische Untersuchung anhand Speners Predigt zu Lk 10,23-37 (Christliche Verpflegung der Armen) und Franckes Predigt zu Lk 16,19-31 (Die Pflicht gegen die Armen)

WS 1989/90, DA 132, 33 Seiten

Die vorliegende Arbeit will mit der Untersuchung zweier Predigten einen Beitrag zur Diskussion über das Verhältnis von Diakonie und Verkündigung leisten. Gerade Spener und Francke haben mit ihrem Wirken im sozialen Bereich richtungsweisend die Entwicklung der verfaßten Diakonie beeinflusst. In ihren Predigten drängen sie auf diakonisches Handeln der gesamten Gemeinde, man kann durchaus von "diakonischer Verkündigung" sprechen. In dieser Arbeit werden die theo-

logischen Begründungsmuster für diakonisches Handeln, wie sie die Predigten bieten, untersucht. Nach einem Vergleich der beiden Texte werden im abschließenden Teil der Arbeit unter Hinzunahme neuerer theologischer Beiträge zum Thema diakonischer Verkündigung systematisch-theologische Ausblicke und Anfragen zum Oberthema (Verkündigung und diakonisches Handeln) vorgestellt.

Cornelia Krause

"Ihr sollt vollkommen sein!"

Ethische Probleme pränataler Diagnostik auf dem Hintergrund der Geschichte der Eugenik

WS 1989/90, DA 139, 85 Seiten

"Pränatale Diagnostik" ist die zusammenfassende Bezeichnung verschiedener Methoden, mit denen eine sichere Aussage über den Gesundheitszustand eines Embryos oder Feten gewonnen werden kann. Diese Methodik wird primär im Rahmen einer humangenetischen Beratung angewandt. Man beabsichtigt damit, die aufgrund einer Familienanamnese erhobenen Prognosen über eine meist erblich bedingte Krankheit des Ungeborenen zu präzisieren. Ziel pränataler Diagnostik ist die prä- oder postnatale Therapie. Allerdings klaffen die Diagnose- und Therapiemöglichkeiten weit auseinander: In den meisten Fällen hat die Diagnose einer kindlichen Krankheit einen Abbruch der Schwangerschaft aus "kindlicher" oder "eugenischer" Indikation zur Folge.

Meine diakoniewissenschaftliche Abschlußarbeit zu dieser Thematik zielt auf eine Einschätzung des in der Öffentlichkeit mit großen Emotionen vorgebrachten Vorwurfs an die pränatale Diagnostik und humangenetische Beratung, Erbin einer alten oder Vorläuferin einer neuen Eugenik zu sein. Nach einer Sachinformation im 1. Kapitel be-

schreibe ich zunächst die ethische Problematik der pränatalen Diagnostik. Dabei kommt es mir darauf an, den Entscheidungsspielraum der betroffenen Mütter, Väter und der Beraterinnen im Hinblick auf die Normativität der Diagnosetechnik und unter Berücksichtigung der Orientierung am "Normalfall Gesundheit" möglichst genau zu erörtern. Im dritten Kapitel entfalte ich meine Überlegungen zu dem möglichen Ausweg einer pränatalen Therapie. Ein umfangreiches viertes Kapitel zur Geschichte der Eugenik bietet den Hintergrund für meine eigene These zu der vorliegenden Problematik, die ich im fünften Kapitel erläutere. Meiner Auffassung nach ermöglicht die pränatale Diagnostik durch ihre Ziele - entweder der Selektion eines schwer kranken Ungeborenen oder der (pränatalen) Herstellung seiner Gesundheit - die Durchsetzung einer privaten Eugenik. Dabei kommt auch die brisante Ambivalenz der Autonomie (des Rechtes auf Selbstbestimmung) der Patientinnen zum Tragen. Die Arbeit schließt mit einigen richtungsweisenden Überlegungen zu einer theologischen Urteilsfindung bezüglich dieser komplexen ethischen Problematik.

Jutta Schmidt

Das Modell weiblicher Berufsarbeit in der Diakonie

SoSe 1990, DA 142, 87 Seiten

Die Diakonie steht wie die übrigen Träger der Wohlfahrtspflege vor dem Problem, daß bei langfristig steigendem Bedarf Pflegekräfte fehlen. Sie ist außerdem als Arbeitgeberin vor allem für "Frauenberufe" mit einem sich wandelnden Bild der Frauenrolle konfrontiert: Frauen in der Diakonie empfinden ihre Situation oft als nicht befriedigend, weil sie mit Arbeitsbedingungen und Rollenmustern konfrontiert werden, die sie nicht ertragen wollen bzw. können. Vor diesem Hintergrund versucht die Arbeit, die gegenwärtige Situation weiblicher Berufsarbeit in der Diakonie - vornehmlich im pflegerischen Bereich - zu beleuchten. Dabei wird unterschieden zwischen

ungebundener und gebundener Dienstform, d.h. die Rolle der Schwesternschaften wird mitreflektiert, da sie nicht einfach als verschwindende Sondergemeinschaft angesehen werden können, sondern wesentlich das Bild der Berufsarbeit mitgeprägt haben. Berufsarbeit in der Diakonie steht für beide Mitarbeiterinnengruppen unter dem Vorzeichen "Dienstgemeinschaft", die - theologisch hergeleitet - auch im Recht zum Ausdruck kommt.

Vor dieser Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Situation wird dann die Entstehung weiblicher Berufsarbeit in der Diakonie am

Beispiel der Initiativen von Amalie Sieveking und Theodor und Friederike Fliedner aufgezeigt. Es wird versucht ein "Modell weiblicher Berufsarbeit" aus der Geschichte der Diakonissenarbeit herzuleiten. Hier spielt die Berufsauffassung, die Entlohnung, die Organisationsform Mutterhaus und die Hierarchie eine wichtige Rolle. Frauen ist einerseits der Zugang zu einer Form von Berufsarbeit geöffnet worden, andererseits fand dies jedoch in einer Weise statt, die eine geistige, politische und machtmäßige Gleichstellung ausschloß. Zwei Berufswelten sind geschaffen

worden: die Männerberufe und der eine Frauenberuf, der immer gleich ihrem "natürlichen Wesen" entsprechend Pflege und Erziehung umfaßt.

In einem abschließenden Teil wird dieses Modell mit der heutigen Situation verglichen: viele Sachverhalte sind in der gegenwärtigen Diakonie modifiziert, aber bestimmte Grundstrukturen sind gleichgeblieben, u.a. die Erwartung selbstloser Hingabe ohne angemessene Entlohnung.

Annegret Winkler-Nehls / Andreas Nehls

"They find themselves between the upper and the nether millstones", Bischof Beils Nachlaß zum Problem nichtarischer Flüchtlinge, 1933-1939, Eine Dokumentation

SoSe 1991, DA 152,172 Seiten/Anhang

"They find themselves between the upper and the nether millstones" - Sie finden sich zwischen allen Stühlen wieder. Gemeint sind die sogenannten nichtarischen Christen während des Nationalsozialismus in Deutschland und als Flüchtlinge im Ausland.

Daß in dieser Zeit u.a. eine - sich stetig verschärfende - Judenverfolgung eingesetzt hat, ist allgemein bekannt. Relativ unbekannt ist hingegen, daß es Opfer dieser Verfolgung gegeben hat, die gar keine Juden waren. Da die Nationalsozialisten beanspruchten, aufbauend auf der Rasse eine Einteilung der Bevölkerung letztlich in erwünschte und unerwünschte Gruppen vornehmen zu können, muß bei diesem Rassenbegriff eingesetzt werden. Eine genauere Analyse ergibt, daß keineswegs eine stringent "biologische"-Rassendefinition der nationalsozialistischen Gesetzgebung zugrundelag, sondern daß die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft ausschlaggebend war. So war "Nichtarier", wer selbst zum Judentum gehörte, aber auch, wessen Eltern oder Großeltern Juden gewesen waren oder wer - als Jude - getauft worden war. Letztere, also Christen, die jüdische Vorfahren hatten oder selbst Juden gewesen waren, werden als "nichtarische Christen" bezeichnet. Sie waren eine Gruppe, deren Not in den Jahren 1933-1939 eine andere war, als die der Juden, denn die Gruppe der nichtarischen Christen hat es vorher so nicht gegeben. Sie hatten

daher weder ein Zusammengehörigkeitsgefühl, noch verfügten sie über Organisationen in Deutschland oder im Ausland und entbehrten so einer Lobby und einer Unterstützung in der Not. Von den Nazis wurden sie als Juden behandelt, von den Juden als Christen und von den Kirchen ebenfalls aus den eigenen Reihen ausgeschlossen.

Im Ausland wurden einzelne Menschen früh schon auf die besondere Not dieser Leute aufmerksam. Schon 1933 mußten viele fliehen, und es wurde den bestehenden ausländischen Hilfsorganisationen rasch klar, daß eine adäquate Antwort auf die Lage, nämlich eine kirchliche Hilfe für die bedrängten nichtarischen Mitchristen erforderlich war.

George Bell, in der ökumenischen Bewegung Life and Work stark engagiert, wurde zu einem Dreh- und Angelpunkt der Bemühungen, eine derartige Hilfe aufzubauen. Bell, Bischof von Chichester, ist bei uns meist nur als väterlicher Freund Bonhoeffers bekannt. Deshalb erschien es uns sinnvoll, die Leser mit seinem Leben und Werk vertraut zu machen.

Den Kern dieser Arbeit stellt die Aufarbeitung von Beils Briefwechsel zu diesem Thema in den Jahren 1933-1939 dar. Man wird anhand dieser Korrespondenz in das Geflecht von Informationskanälen eingeführt, so daß allmählich ein Bild davon entsteht, wie die in-

ternationale Hilfsarbeit initiiert und durchgeführt wurde, welchen Anteil Bell daran hatte und wie sich die Lage der Betroffenen in Deutschland darstellte.

In der Arbeit wird deshalb zunächst der Hintergrund erhellt: Wer waren die sogenannten Nichtarier per Definition? Wie reagierte die deutsche Kirche auf die Herausforderung der Judenverfolgung? Wie reagierte die gerade in den Anfängen stehende ökumenische Bewegung? Den Lesern Bischof Bell etwas näher zu bringen, intendiert ein Kapitel über seine Biographie, aus dem gleichsam lupen-

haft vergrößert die Darstellung seines Nachlasses zur Frage der Flüchtlinge herausragt. Ergänzt wird die Arbeit durch eine Reihe von Dokumenten, die u.a. besonders eindrücklich die Lage der nichtarischen Christen zu schildern imstande sind, oder die ganz typische Hilfsersuche darstellen, wie sie Bell erhalten hatte. Bell war in dieser Flüchtlingsarbeit eine der exponiertesten Personen, und er war deshalb einerseits wichtiger Initiator von Hilfe, andererseits wichtiger Ansprechpartner für Einzelpersonen und Organisationen.

Frank J. Ritthaler

Diakonie in Afrikanischen Unabhängigen Kirchen am Beispiel der Kimbanguisten-Kirche (EJCSK).

SoSe 1991, DA 154, 60 Seiten

Die Kimbanguisten-Kirche in Zaire ist mit ihren vier bis sechs Millionen Mitgliedern die größte und sicher auch bedeutendste Afrikanische Unabhängige Kirche. Diese Arbeit nimmt, nach einer kurzen Hinführung in die Thematik Afrikanischer Unabhängiger Kirchen und einem Abriß der Entstehung der Kimbanguisten-Kirche, die kimbanguistische Diakonie in den Blick.

Es wird gefragt, wie Kimbanguisten ihren diakonischen Auftrag auf gesamtkirchlicher (Sozialwerk), gemeindlicher (Gemeindediakonie) wie individueller (diakonisches Leben

und Handeln der Gläubigen) Ebene erkennen und wahrnehmen. Das Heilen als ein besonderer Aspekt kimbanguistischer Diakonie rundet die Darstellung ab.

Unter anderem zeigt sich, daß die organisierte Diakonie der Kirche erstaunlich gut in die Gemeinden integriert ist, daß dem Gottesdienst eine für das kirchliche Hilfehandeln zentrale Bedeutung zukommt und daß die Gläubigen aufgrund bestimmter Erwartungen und sozialetischer Richtlinien der Kirche zu einem diakonischen Leben motiviert werden.

Maren Pahl

Diakonie und Seelsorge in Wicherns Programm der inneren Mission

WS 1991/92, DA 155, 50 Seiten/Anhang.

Wie hängt J.H. Wicherns Programm der inneren Mission mit Diakonie und mit Seelsorge zusammen?

Assoziativ wird meist eher eine Nähe zu Diakonie gesehen als zu Seelsorge. Diese Assoziation wird scheinbar bestätigt durch den Tatbestand, daß Wicherns Programm der inneren Mission in heutigen Darstellungen zur Geschichte der Diakonie immer genannt

wird, was für Darstellungen zur Geschichte der Seelsorge längst nicht gilt.

Wichern selbst, als er sein Programm der inneren Mission vorstellte, gebrauchte jedoch den Begriff Diakonie ebenso nur selten wie den Begriff Seelsorge.

Im Zuge der Bestimmung des Verhältnisses von innerer Mission, Diakonie und Seelsorge,

wie Wichern es gemeint hat, erklärt die Arbeit den angezeigten Sachverhalt.

Nach einer Einleitung wird in einer Grundlegung Wicherns Programm der inneren Mission in seinem historischen Rahmen aufgezeigt, bevor es im Anschluß an Wicherns Schrift "Die innere Mission der deutschen

evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation. (1849)" dargestellt wird. Die Erhebung von Diakonie und Seelsorge in ihrem Verhältnis zur inneren Mission nach Wicherns Programm bildet die Mitte der Arbeit, die in einer Zusammenfassung des Ergebnisses ihren Abschluß findet.

Heike Walz

**Diakonie in der DDR: Von den Anfängen bis heute.
Unter besonderer Berücksichtigung des Umbruchs (1990/1991)
für die Diakonie in Thüringen**

SoSe 1991, DA 156, 159 Seiten/Anhang

Ausgangspunkt dieser Arbeit sind praktische Erfahrungen der Autorin in der Thüringer Diakonie im Herbst 1990; zu diesem Zeitpunkt war noch ein Einblick in die Diakonie der DDR möglich. Gespräche vor Ort im Frühjahr 1991 machten deutlich, daß die Diakonie sich im Umbruch befand und daß die Veränderungen in manchen Gebieten schon fortgeschritten waren.

Im ersten Hauptteil der Arbeit befaßt sich die Autorin mit der Diakonie in der ehemaligen DDR vor dem Umbruch. Dabei arbeitet sie das spezifische Profil der Diakonie in der ehemaligen DDR heraus. Es geht darum, die Aufgaben, Arbeitsbereiche, Möglichkeiten und Grenzen der Gemeinde- und Anstaltsdiakonie innerhalb des staatlichen Gesundheits- und Sozialwesens zu skizzieren. Anknüpfend an einen geschichtlichen Rückblick auf die Anfänge der Diakonie wird dann das Verhältnis zwischen Diakonie und staatlichem Sozialwesen seit den 60iger Jahren bis 1989 beleuchtet. Sowohl von staatlicher als auch von diakonischer Seite wurde dieses Verhältnis als "Kooperation" charakterisiert. Wie diese "Kooperation" realisiert wurde, zeigt die Autorin anhand zweier Arbeitsbereiche: staatliche und diakonische Krankenpflege sowie staatliche "Rehabilitation Geschädigter" und diakonische Behindertenarbeit. Auch die Arbeit mit alten und psychisch kranken Menschen wird kurz angesprochen. Anhand einer Zusammenschau der staatlichen und diakonischen Einrichtungen, sowie

deren Arbeitsweise und Motivationshintergrund, wird deutlich, daß die Arbeit mit schwer geistig behinderten Menschen ein "Markenzeichen" der Diakonie in der ehemaligen DDR war. Indem sie damit Einfluß auf die staatliche Sozialarbeit und die Staatsideologie ausübte, wurde sie auch zu "Diakonie an der sozialistischen Gesellschaft".

Im zweiten Teil der Arbeit geht die Autorin exemplarisch auf die konkrete Arbeit ein und zeigt den Umbruch in der Diakonie in Thüringen seit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten anhand von Beispielen auf. Innerhalb des Gesundheitssektors und der Behindertenarbeit wird je eine gemeindefiakonische bzw. anstaltsdiakonische Einrichtung vorgestellt: die Schwestern- bzw. Sozialstation, die Kreisstelle für Diakonie, eine Behindertenanstalt und ein Krankenhaus. Es zeigt sich, daß sich Arbeitsinhalte und Arbeitsweisen verändert haben, damit sind Probleme und Chancen verbunden. Reaktionen, Kommentare und Meinungen zur Umbruchsituation von Betroffenen runden das Bild ab.

In einem Rück- und Ausblick arbeitet die Autorin heraus, welche tendenziellen Veränderungen abzulesen sind und inwiefern sich das spezifische Profil der Diakonie der ehemaligen DDR dadurch verändert hat. Kritisch wird dabei auch die Angleichung an die "westdeutsche" Diakonie sowie ihr Einfluß in der Umbruchsituation beleuchtet.

Martin Wecht

Jochen Klepper in den Jahren 1903 - 1938

SoSe 1991, DA 157, 51 Seiten

Die Zielsetzung meiner Arbeit ist es, in das Leben eines Theologen und Schriftstellers einzuführen, der eine ganz und gar eigene Position einnimmt. Auf der einen Seite ist Jochen Klepper durch seine protestantische Sozialisation geprägt, andererseits begibt er sich für seine Zeit auf neue Wege. Beim Rundfunk initiiert er evangelische Morgenandachten und sieht in seiner "Dichtung als Biblexegese" die einzig wahrhaftige Möglichkeit, sich mit der Bibel zu beschäftigen.

Heute wie damals würde ihn wahrscheinlich so mancher deswegen belächeln. Der klassische Weg zum Pfarrhaus war ihm so denn auch verwehrt. Die Heirat mit einer jüdischen Frau brachte den schmerzlichen Bruch mit der Familie. Dazu kam die Mitgliedschaft im "Bund Religiöser Sozialisten", die ihn schon

sehr früh zwischen die Räder der sich anbahnenden NS-Kulturpolitik kommen ließ.

In meiner Arbeit will ich aber auch dem Leser vor Augen führen, daß es aus heutiger Sicht, die ja doch stark durch die Assoziation "Drittes Reich" gleich "Auschwitz" geprägt ist, sehr schwer ist, die Entscheidungen von Menschen in der damaligen Situation zu akzeptieren.

Viel eher sind wir bei der Hand mit Aussagen wie: "Die Zeichen der Zeit wurden nicht erkannt" oder: "Man hatte doch die Möglichkeit, rechtzeitig auszuwandern".

Ich denke, daß nur auf dem Weg der Annäherung, der Lebensbegleitung Brücken des Verständnisses gebaut werden können, die die Kluft der Aporie überwinden.

Wiltrud Schröder-Ender

Das Diakonissenamt bei J.F. Oberlin - Zur Umsetzung eines biblischen Ideals

SoSe 1991, DA 158, 57 Seiten/Anhang

Angeregt durch mein Interesse am weiblichen Diakonat, welches bereits in altkirchlicher Zeit untergegangen zu sein scheint und im 19. Jahrhundert von Theodor Fliedner quasi wieder neu - nun allerdings in Form des Amtes der Mutterhausdiakonisse - begründet werden mußte, begab ich mich auf die Suche nach Alternativentwürfen zu Fliedners Konzeption. Hierbei stieß ich auf Johann Friedrich Oberlin (1740-1826), einen elsässischen Theologen, der lange Jahre Pfarrer im Steintal (Ban-de-la-Roche)/Vogesen war und in seinen Gemeinden ein weibliches Diakonissenamt ins Leben rief. Anders als Fliedner, der durch die soziale Not seiner Zeit zur Bildung eines helfenden Amtes angestoßen wurde, das er in Röm 16,1f biblisch verankerte, ging Oberlin explizit von der Erwähnung des Diakonats der Phöbe (Röm 16.1f) aus. Von dort aus gestaltete er ein Gemeindeamt, das inhaltlich und organisatorisch an die Gemeinde als Gemeinschaft der Heiligen gebunden war. Die Denkrichtung der beiden Entwürfe ist demzufolge genau entgegengesetzt.

Oberlins Vorgehensweise entsprechend, habe ich im 1. Teil meiner Arbeit eine Exegese von Röm 16,1f vorgenommen, die als Basis für den 2. Teil dient. Dieser beschäftigt sich mit Oberlins Hintergrund (persönliche Lebensumstände; räumliche Gegebenheiten des Steintals) und seiner theologischen Argumentation, von der sein Anspruch an das Diakonissenamt abzuleiten ist. Grundlage der Untersuchung bildeten drei Predigten aus den Jahren 1791 bzw. 1798. Während sich die beiden ersten Predigten (1791) mit der Begründung und den möglichen Inhalten des zukünftigen Diakonissenamtes auseinandersetzen, entstand die dritte Predigt (1798) nach der Umsetzung des Amtes in die gemeindliche Praxis. Sie thematisiert die konkreten - gottesdienstlichen - Aufgaben der Steintal - Diakonissen. Den Abschluß der Arbeit bildet einerseits ein Vergleich des Oberlin'schen Diakonissenamtes mit dem modernen Diakonissenamt Fliedner'scher Prägung; andererseits versuche ich hier, die Chancen und Möglichkeiten, die Oberlins Ansatz m.E. in sich birgt, für die moderne gemeindediakonische Arbeit aufzuzeigen.

Anja Bauer

**Gestaltpsychotherapeutische Elemente in der seelsorgerlichen Begleitung Sterbender.
Darstellung theoretischer Grundlagen der integrativen Gestalttherapie und
Beispiele ihrer Anwendung.**

SoSe 1991, DA 159, 82 Seiten

Wird das Thema "Begleitung Sterbender" angesprochen, dann drängen sich Fragen bezüglich des persönlichen und gesellschaftlichen Umgangs mit Krankheit, Sterben und Tod auf. Allgemein ist festzustellen, daß auch heute noch eine tiefgehende Auseinandersetzung mit diesen Themen nicht stattfindet. Verdrängung und Verleugnung stehen auch hier an der Tagesordnung.

Mit dieser Arbeit soll der Versuch unternommen werden, den einen oder die andere, über das eigene Sterben zum Nachdenken anzuregen, denn nur so kann eine Begegnung mit Sterbenden stattfinden.

Ziel der Darstellung ist es, die von Kurt Lükkel geprägte "Gestaltseelsorge" zu erläutern. Sie fußt auf gestaltpsychotherapeutischen Elementen und scheint gerade für die Begleitung Sterbender von großem Nutzen zu sein. Seelsorge wird darin als Lebenshilfe definiert, die das Leben eines Menschen in all

seinen Beziehungen heilen und fördern will. Die Integrative Gestalttherapie, bei der es um den körperlichen, geistigen und seelischen Menschen geht, der sozial und ökologisch in die Welt eingebunden ist, zielt auf die Beseitigung von Entfremdung einer Person von sich selbst und von ihrer Mitwelt. Beachtenswert ist die gestaltpsychotherapeutische Sichtweise von Sterben und Tod, nach der der Tod unweigerlich zur menschlichen Existenz dazu gehört. Sterben wird als Zuendegehen des Lebensprozesses aufgefaßt, also als ein zum Leben gehörender Teil, indem der Mensch ganz verschiedene Bedürfnisse und Wünsche hat, auf die die begleitenden Personen reagieren müssen. Eine angemessene Reaktion kann erlernt werden, indem man sich mit eigenen Ängsten und Problemen auseinandersetzt und es auch wagt, diese auszusprechen. So entsteht eine Form von Betroffenheit, die es ermöglicht, Sterbenden begegnen zu können.

Nicola Wesp

Die Bedeutung von Symbolen im seelsorgerlichen Kontext

SoSe 1991, DA 160, 51 Seiten

1. Themenstellung

Der Arbeit zugrunde liegt die Einsicht, daß sich in allen Symbolen, seien sie gegenständlich, akustisch oder bildhaft, Lebenserfahrung und -deutung der Menschen, die sie geschaffen haben, ausdrückt. In meiner Arbeit soll deutlich werden, daß eben diese sich in Symbolen niedergeschlagenen, in Symbolen Gestalt gewonnenen Erfahrungen Ausdruck von Lebensbewältigung sind; daß Symbole wiederum Erkenntnisse vermitteln können, die hilfreich in die eigene Lebensbewältigung miteinbezogen werden können.

So stellt etwa die biblische Überlieferung konfliktbearbeitendes Material dar, daß in der Seelsorge fruchtbar aufgenommen werden kann.

Der Arbeit liegt keine spezielle Symboltheorie zugrunde (zumal es eine einheitliche nicht gibt). Vielmehr versuche ich, philosophische Ansätze (Langer, Ricoeur) mit psychotherapeutischen (Lorenzer), pastoralpsychologischen (Scharfenberg) und theologisch-systematischen (die Symboltheorie Tillichs) zu verknüpfen. Zentrum dieser Ansätze und meiner Arbeit ist die anthropologische Bestimmung, daß menschliches Leben konflikthaft ist und daß das Leben des Menschen sich als Konfliktbewältigung darstellt.

2. Aufbau

Erscheinungsbereiche, eine annähernde Definition und Charakteristika von Symbolen werden in einem ersten Schritt zur Hermeneutik von Symbolen untersucht. Erste

Merkmale von (christlichen) Symbolen, die für Seelsorge wichtig sind, werden herausgestellt. Ebenso geht es um menschliche Erkenntnishaltung. Die Arbeit mit Symbolen schließt eine objektivierend-distanzierte Erkenntnishaltung in gewissem Sinne aus. Denn es geht beim Umgang mit Symbolen eher um Fragen, die Menschen unmittelbar selbst betreffen, nach bestimmten Konflikten (Progression-Regression; Autonomie-Partizipation; Realität-Phantasie), der Frage nach Sinn, der Suche nach Gott. Oft können keine meßbaren Ergebnisse festgehalten werden. Es geht eher um persönliche Fragen, "das wie ein Werben ist". In einem zweiten Schritt werden Arbeitsbereiche, in denen Symbole bedeutsam sein können, dargestellt und anthropologische Grundlagen geklärt. Der Zusammenhang von symbolischer Interaktion und Persönlichkeitsbildung, der bes. in der neueren Psychoanalyse herausgearbeitet wurde, wird aufgezeigt.

Ebenso die für seelsorgerliches Arbeiten wichtige "Eigenschaft" von Symbolen, Ambivalenzen aufzuzeigen und diese dadurch ansprechbar und bearbeitbar zu machen. In dieser Hinsicht haben Symbole heilende Wirkung. In einem dritten Schritt wird die Symbolik der Johanneischen Ich-Bin-Worte anhand der konkreten Situation der Gemeinde, in die hinein diese Worte überliefert wurden, erläutert. In den als Symbole gebrauchten Bildworten "Brot", "Wein" etc. sind vielfältige

menschliche Erfahrungen gebündelt. Ihre Kommunikationsfähigkeit ist also vorauszusetzen. Die geglaubte Verlorenheit der irdischen Welt (Gnosis) wird in ihnen christologisch überwunden; die Ambivalenz zwischen ihr und der christologischen Heilsverheißung für eben diese Welt wird in diesen Symbolen in Verbindung mit "Leben" zum Ausdruck gebracht und somit der inneren Bearbeitung aufgeschlüsselt.

3. Ergebnis

Als Ergebnis wird am Schluß die "Heilsfunktion" von Symbolen im seelsorgerlichen Kontext festgehalten. Im Umgang mit ihnen lernt der Mensch alte, bereits bestehende Potentiale von Lebensbewältigung kennen und in die eigene Erfahrungswelt miteinzubeziehen.

Somit kann Einsamkeit aufgebrochen werden. Im Umgang mit Symbolen können Erlebnisbereiche, die durch gesellschaftliche Normen etwa in der Entfaltung gehindert wurden, wieder angeeignet werden, denn Symbole sprechen ganzheitliches Erleben an. Versöhnung des Seins geschieht, weil in Beziehung gesetzt wird, was durch einseitige Prinzipien der Wirklichkeitswahrnehmung auseinandergerissen war; Sinnlichkeit und Intellekt, Lust und Vernunft sind im Symbol vereint - es öffnet, wie Ricoeur schrieb, den Boden des Lebens.

Henri Apell

Aufgaben einer zukünftigen aktivierenden Bildungsarbeit mit älteren und hochbetagten Menschen. Aufgabenstellung für die zukünftige sozialdiakonische Arbeit der Kirche

WS 1991/92, DA 161, 33 Seiten

Lange Zeit glaubten Gerontologen, daß der Mensch im Alter in eine Phase der Rückbildung, des allgemeinen Verfalls, eintritt. Dieses "Defizitmodell" ist jedoch heute widerlegt. Untersuchungen ergaben, daß das Alter kein statischer Endzustand ist, sondern prinzipiell die Möglichkeit offenläßt, sich weiterzuentwickeln. An die Stelle des Defizitmodells tritt das Kompetenzmodell. Es besagt: - Geistige Fähigkeiten wie z.B. Intelligenz nehmen nicht generell ab; nur die Art, neues Wissen zu erwerben, ändert sich.

- Der körperliche Abbau kann durch Übung verlangsamt werden.
- Innerer Rückzug und soziale Isolation lassen sich durch gesellschaftliche Integration lindern.

Diese neuen Ergebnisse der Gerontologie werden in dieser Arbeit aufgegriffen und für die diakonische Praxis fruchtbar gemacht. Ausgewählt wurde der Bereich die Bildung. Bildung wird hier nicht verstanden als bloßer Wissenserwerb. Vielmehr wird auch die soziale Komponente mitgedacht. Der alte

Mensch soll auch weiterhin aktiv am Geschehen der Mitwelt teilnehmen.

Der Hauptpunkt dieser Arbeit liegt in der Vorstellung und Kommentierung von fünf Modellen zur Bildungsarbeit mit alten Menschen:

1. Nipkows Modell der christlichen Erziehung als Lernen zwischen den Generationen

2. "Biographische Schilderungen"
3. "Creative Writing" Kurse
4. Aktive Mediennutzung
5. Akademie für Ältere

Leitlinien für eine zukünftige Bildungsarbeit mit älteren und hochbetagten Menschen beschließen die Arbeit.

Susanne Fitzner

Helfen und Heilen - Psychologische Beratung in der evangelischen Kirche

WS 1991/92, DA 162, 78 Seiten/Anhang

Tagtäglich suchen Menschen mit den verschiedensten Problemen eine Beratungsstelle auf und nicht selten handelt es sich dabei um eine kirchliche Einrichtung.

Ein geschichtlicher Überblick über die Entstehung kirchlicher Beratungsarbeit leitet die Arbeit ein. Auf der Grundlage kirchlicher Schriften und Stellungnahmen zur kirchlichen Beratungsarbeit wird der Frage nachgegangen, was das spezifisch Kirchliche bzw. Christliche an kirchlicher Beratungsarbeit ist. Hierbei tauchen Fragen nach der theologischen Begründung und dem biblischen Menschenbild auf.

Das Werteverständnis des Beraters spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Beratung. Anhand des christlichen Werteverständnisses zu Ehe und Familie wird der Versuch unternommen, - beispielhaft für viele andere in der Beratung zur Sprache kommenden Lebensfragen - die Auseinandersetzung der Berater mit ihren eigenen Wertauf-

fassungen und denen der Kirche (z.B. in der Frage nach einer Scheidung eines Klienten) darzustellen.

Oftmals ist die Beratungsarbeit vom Gemeindeleben völlig isoliert. Der Trend geht zunehmend dahin, daß der "Fachmann" in der Beratungsstelle aufgesucht wird, wenn sich die Probleme geballt haben. Das führt zu langwierigen Beratungen, die wiederum lange Wartezeiten verursachen.

Ein Zukunftsziel kann die gemeindenahe Beratung sein, die vor Ort miteinander über die eigenen Lebensprobleme spricht und sich gegenseitig hilft. Damit werden die Beratungsstellen entlastet und die Gemeinde wächst enger zusammen. Damit kommt die nach außen gelagerte institutionalisierte diakonische Beratungsarbeit wieder in die Gemeinde hinein. Gemeindegarbeit und diakonische Arbeit müssen wieder zusammenwachsen, damit sie sich gegenseitig stärken.

Annegret Schreiner

Martin Luthers Seelsorge an Sterbenden - Mit einer kurzen Darstellung zeitgenössischer Begleitung Sterbender am Beispiel von Elisabeth Kübler-Ross.

SoSe 1991, DA 164, 43 Seiten

"Seelsorge heißt für Luther, daß ein Bruder den anderen anspricht und ihm die Hand reicht im gemeinsamen Weg durch das Tränental." Anhand der beiden wichtigsten Schriften Luthers zur Theologie des Ster-

bens, dem "Tessaradecas consolatoria pro laborantibus et oneratis", 1519 ("Vierzehn Trostgründe für Mühselige und Beladene") und dem "Sermon von der Bereitung zum Sterben", 1519 wird in dem ersten Teil der

Arbeit entfaltet, welchen Weg Luther einem Menschen angesichts des Todes aufweist.

Dabei wird deutlich, daß Luthers Theologie des Sterbens nichts anderes ist als die eschatologische Entfaltung seiner Lehre von der Rechtfertigung. Gleichzeitig erweist sich die Seelsorge Luthers an Sterbenden als "Lebenshilfe" für die, die mitten im Leben stehen, weil sie den Blick öffnet für das, was entscheidend ist, und wofür es schon jetzt und nicht erst an der Schwelle des Todes Sorge zu tragen gilt.

In ihrem zweiten Teil befaßt sich die Arbeit mit der Begleitung Sterbender bei Elisabeth Kübler-Ross.

Ihrer Arbeit liegt die Absicht zugrunde, das Geheimnis des Todes aufzuhellen, um so dem sterbenden Menschen die Angst vor dem Unbekannten zu nehmen und Zweifel in Gewißheit zu überführen. Dabei wird deutlich, daß der anthropologische Ansatz von E. Kübler-Ross mit den biblischen Aussagen über den Tod nicht in Einklang zu bringen ist.

Christoph Dahling

Das Kirchliche Diakonat zur Bildung einer Volkskirche. Auf der Grundlage des Gutachtens über die Diakonie und den Diakonat von J.H. Wichern

SoSe 1991, DA 165, 45 Seiten

Ein Schwerpunkt für J.H. Wicherns Wirken liegt in der Gestaltung der Armenpflege, besonders des kirchlichen Diakonats. Im Jahr 1856 schrieb Wichern das "Gutachten über die Diakonie und den Diakonat", in dem er die Wiederherstellung des selbständigen, in sich gegliederten apostolischen Diakonats fordert. Ausgehend von einer ökumenischen Position entfaltet er die bürgerliche, freie und die kirchliche Diakonie und folgert: "Die wahre, volle Erweckung der kirchlichen Diakonie aber ist bedingt durch Wiedererneuerung des apostolischen Diakonats." (SW III/1, 14,131)

Diese neben der Denkschrift zur inneren Mission wohl umfassendste und bedeutendste Schrift zu analysieren und im Zusammenhang seines ekklesiologischen Denkens zu sehen, ist das Anliegen dieser Arbeit.

Wie definiert Wichern Diakonie, wie verortet er sie biblisch, welches Verhältnis besteht zwischen Diakonie und Diakonat und wo bzw. wie wirkt das Diakonat, das sind ebenso Fragen, wie die nach der Trägerschaft des Diakonats und seiner Perspektive, die geklärt werden. Für die Ekklesiologie Wicherns ist der Begriff der Volkskirche bestimmend, so daß die zentrale Frage lautet, inwieweit das kirchliche Diakonat zur Bildung der Volkskirche beiträgt bzw. überhaupt erforderlich ist.

Folgendermaßen ist die Arbeit gegliedert: Zunächst werden die kirchenpolitische Situa-

tion Preußens und die Äußerungen Wicherns zum Diakonat vor 1856 dargestellt. Diesem schließt sich die Darstellung des Gutachtens an. Nachdem die zentralen Aspekte und Implikationen des Gutachtens herausgestellt sind, wird Wicherns Volkskirchenverständnis analysiert. Weil für Wicherns Ekklesiologie das Reich Gottes zentral ist, wird hiermit der Abschnitt über sein Volkskirchenverständnis begonnen. Sodann wird die Unterscheidung von verheißener und gegebener Volkskirche als für Wichern prägend neu eingeführt. Gedanken zum Priestertum aller Gläubigen, dem Amtsverständnis Wicherns und die Bedeutung des Volkes und Staates für Wicherns Volkskirchenverständnis schließen sich an. Abschließend werden Wicherns Ansätze zum Diakonat und zur Volkskirche unter dem Aspekt der gegenseitigen Relevanz betrachtet.

Als Ergebnis wird unter anderem festgestellt, daß einerseits Wicherns organologisches Denken zu idealistisch geprägt war, so daß er seiner Zeit, die durch tiefe Interessenkonflikte geprägt war, nicht gerecht werden konnte. Andererseits aber könnte gerade Wicherns dreifache Gliederung der Diakonie inklusive seines Subsidiaritätsdenkens ein Korrektiv für heutige Fragen und Antworten bilden. Erschwert wird dieses jedoch wiederum, da sein Gedanke einer verheißenen Volkskirche heute zurückgetreten ist und somit die für ihn zentrale Teleologie fehlt.

Gerd Bechtel

Die Ursachen der Not. Sozialismus und soziale Mißstände in der Gegenwartsanalyse J.H. Wicherns.

SoSe 1992, DA 167, 71 Seiten

Die vorliegende Arbeit ist als kirchengeschichtliche konzipiert und versucht einige Grundgedanken Johann Hinrich Wicherns, des "Vaters der Inneren Mission", in ihrer geschichtlichen Bedingtheit zu klären. Dabei wurde der Autor auch von der Frage geleitet, welche Rezeptionsmöglichkeiten diesbezüglich für diakonisches Handeln und theologisches Urteilen heute bestehen.

Die Arbeit zeichnet vor allem die theologischen Grundentscheidungen nach, von denen Wichern bei seiner Gegenwartsanalyse, seinen Handlungsvorschlägen und eigenen Initiativen geleitet wurde und die ihm in manchem doch den Blick für die Herausforderungen einer sich verändernden Welt verstellten. Es geht daher um den fremden Wichern, der trotz zum Teil prophetischem Weitblick in seiner Zeit und seiner kirchlichen Situation befangen blieb.

Das erste Kapitel faßt in knapper Form einige Entwicklungslinien der sozialen Situation Deutschlands im 19. Jahrhundert aus der Sicht heutiger Historiographie zusammen und schließt mit einer Arbeitsthese:

"Wichern beschreibt als Kern der von ihm gesehenen Problematik eine Krankheit des gesamten Volkes. Der Kommunismus bzw. die Anfälligkeit der Menschen der unteren Schichten für ihn ist wie auch der Pauperismus und andere soziale Nöte Folge und deutliches Symptom dieser Krise. Was Wichern jedoch beschreibt, was ihn zutiefst erschüttert ist die rapide Abnahme der Bedeutung christlicher Werte in der Gesellschaft: Es geht um den beginnenden Säkularisierungsprozess in der sich entfaltenden neuen Welt. Die Kirche verliert zunehmend an Bedeutung als normierende Instanz für ethische Werte und Weltanschauungsfragen. Aufklärerisches Gedankengut findet Eingang bei größeren Bevölkerungsteilen. Wiehern kann diese Entwicklung nur in einer Weise qualifizieren: als Sünde und Abfall von Gott. Die sozialen Nöte wie auch der Kommunismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen sind Folge der allgemeinen

Entsittlichung, die konsequent aus diesem Abfall folgt." (S. 10)

Diese These wird entfaltet, indem im 2. Kapitel vor allem Wicherns Einschätzung der kommunistischen und sozialistischen Bewegungen, im 3. Kapitel dann seine Interpretation vor allem der Ursachen der sozialen Nöte seiner Zeit dargestellt werden. In den jeweiligen Zusammenfassungen der Kapitel heißt es unter anderem:

"Die politischen Kräfte, die sich allesamt gegen die bestehenden Ordnungen stellen, sind eben Ausdruck des gemeinsamen Geistes, in der die menschliche Vernunft dem Willen Gottes widerspricht. Damit ist ihrer aller Kern - ob bewußt oder unbewußt - der Atheismus." (S. 25)

"Wichern sieht ein Grundübel in der sittlichen Verfallenheit der unteren Schichten, die aus ihrem Abfall vom christlichen Glauben resultiert. Dabei sind die Armen nicht die Alleinschuldigen. Auch die Besitzenden haben versagt, indem sie selbstsüchtig unverantwortlich mit ihrem Reichtum umgehen. Beide werden dem göttlichen Willen nicht gerecht. ...Wicherns Hauptanliegen liegt daher auch hier in der sittlichen Erneuerung, die eine solche Haltung hervorrufen würde. Sie ist damit für ihn die Grundvoraussetzung für die Überwindung der sozialen Nöte seiner Zeit." (S. 43)

Ein besonderer Abschnitt (3.5) versucht differenziert darzulegen, daß Wichern durchaus auch strukturelle Faktoren für die soziale Krise gesehen und verantwortlich gemacht hat, daß er sich jedoch nicht berufen sah, auf Veränderungen in diesem Bereich hinzuwirken.

Der umfangreiche Schlußteil faßt die Beobachtungen systematisierend zusammen, indem zunächst Wicherns Leitgedanken benannt werden. Hervorgehoben werden sein Denken in festen Ordnungen und Organologien, seine lutherisch geprägte Berufsvorstellung und die spezifische Interpretation der Zwei-Regimente-Lehre, sein Familien- und sein Geschichtsverständnis.

Anschließend bietet der Autor eine eigene Beurteilung der dargelegten Gedanken Wicherns. Dazu wird zunächst die historische Distanz zum heutigen Leser verdeutlicht und Wichern in die kirchliche und geschichtliche Situation seiner Zeit eingeordnet. Die Arbeit wird mit einer kritischen Überprüfung abgeschlossen, die auch von dem Interesse an Rezeptionsmöglichkeiten (s.o.) geleitet ist. Sie schließt mit einem differenzierten Ergebnis:

"Wir sehen also ..., daß wir bei einer Aufnahme der Gedanken Wicherns sehr behutsam vorgehen müssen, weil sie mit einem Menschen- und Gesellschaftsbild korrespondieren, das nicht erst unserer sondern schon seiner gesellschaftlichen Situation nicht mehr entsprochen hat. Dennoch können wir von dem großen Diakoniker und dem bedeutenden Vertreter erwecklicher Theologie bei Berücksichtigung solcher grundsätzlichen Anfragen manche positive Anregungen aufnehmen." (S. 69)

Henriette Gilbert

Organisation der antiochenischen Gemeindediakonie nach dem Zeugnis des Chrysostomus

WS 1991/92, DA 168, 44 Seiten

Diese Arbeit versucht anhand von ausgewählten Predigten von Chrysostomus (Matthäushomilie 66 und 88, Predigt über die Almosen und Über das Priestertum) die Diakonie in Antiochien in der Zeit zwischen 381 und 398 darzustellen. Chrysostomus wirkte in dieser Zeit als Diakon, später als Priester in dieser Stadt.

Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick folgt ein biographischer Abriss des Lebens von Chrysostomus. Schon der Lebenslauf von Chrysostomus zeigt, wie sehr er mit seiner ganzen Person Anwalt der Armen war. Lehre/Predigt und Leben sind bei ihm nicht von einander zu trennen. Dies hatte auch starken Einfluß auf die Organisation der Diakonie. - Sein Leben als Theologe muß unser Leben heute als Theologe stark in Frage stellen. -

Im Folgenden werden die Quellen unter folgenden Schwerpunkten analysiert: Stellung des Bischofs und der unterschiedlichen Mitarbeiter in der Gemeinde, Empfänger der Almosen, Verfahren und theologische Wertung des Almosengebens, Forderung nach asketischen Leben und der Auftrag der Mission durch gute Werke.

Der letzte Teil der Arbeit umfaßt den Versuch, die Diakonie in Antiochien systematisch zu erfassen. Dabei stellt sich das Problem, daß Chrysostomus in seinem Predigten nur auf die Defizite der Diakonie eingeht. Über die vorhandenen, gutlaufenden Bereiche schweigt er fast völlig.

Die Quellen haben deutlich gezeigt, daß der Träger der Diakonie die gesamte Gemeinde ist. Chrysostomus hat mit dem Problem zu kämpfen, daß an die Stelle der Agape die Almosen getreten sind, die Verbindung zwischen dem Empfänger und dem Geber ist auseinandergebrochen. Die Diakonie wird gezwungen, sich wegen des Massenelends und der Masseneintritte (Beginn der Reichskirche) immer stärker zu institutionalisieren. Die Verwaltung wird zentralisiert und fällt fast ganz in die Hand des Bischofs. Die Mitarbeiter werden zunehmend mehr ein verlängerter Arm des Bischofs und verlieren an Eigenständigkeit.

Der Aufgabenbereich der Diakonie war bestimmt von dem herrschenden Elend auf der Straße. Jeder, der nach Nahrung verlangte, wurde ohne Prüfung der Bedürftigkeit oder der Religion Empfänger von Almosen.

Die theologische Wertung der Diakonie beschäftigt sich mit dem Problem, ob bereits schon bei Chrysostomus in der Almosenpredigt eine Werkgerechtigkeit zu finden ist. Weiter wird nach der theologischen Begründung der Diakonie gefragt.

Die Schlußbetrachtung reflektiert die Diakonie in Antiochien unter dem Gesichtspunkt, was wir von dort für die Diakonie heute lernen können. Die Arbeit zeigt u.a. deutlich, daß die Diakonie noch im Bewußtsein der Gemeinde lebt. Aber es ist z.B. auch schon damals die Spannung wahrzunehmen zwi-

schen dem, was der Hilfeempfänger fordert, und dem, was der Mitarbeiter leisten kann. Die Beschäftigung mit der Diakonie in Antiochien stellt nicht nur Anfragen an unsere Dia-

konie, sondern sie hat bereits damals schon mit denselben Problemen wie wir heute zu kämpfen. Manche Spannung blieb auch schon vor 1500 Jahren ungelöst.

Otmar Hahn

**Die Bewertung menschlichen Lebens durch Peter Singer.
Versuch einer theologischen Auseinandersetzung
anhand der Kirchlichen Erklärung "Gott ist ein Freund des Lebens" und
der Entwürfe von Heinrich Pompey, Ulrich Bach und Gerd Theißen.**

Angeregt durch mehrere Dossiers in der "ZEIT" findet seit Mitte 1989 in Deutschland eine erregte Diskussion um die "Praktische Ethik" des australischen Philosophen Peter Singer statt. Vor allem an seinen Thesen zur Euthanasie entzündet sich der Streit der Meinungen.

Singer alle drei Entwürfe als wenig dialogfähig erweisen, wird in einem dritten Schritt die evolutionäre Interpretation von Gerd Theißen vorgestellt.

In meiner Arbeit soll die Möglichkeit einer theologischen Auseinandersetzung mit den Thesen Peter Singers untersucht werden. Zu diesem Zweck ist der Arbeit eine kurze Darstellung von Singers Gedanken vorausgestellt. In einem zweiten Schritt werden exemplarisch drei theologische Entwürfe ("Gott ist ein Freund des Lebens", Heinrich Pompey, Ulrich Bach) zur Fundierung menschlicher Würde vorgestellt. Besonders berücksichtigt wird hierbei die Frage, inwieweit behindertes menschliches Leben in die Überlegungen miteinbezogen wurde. Da sich mit Blick auf

Der Ansatz von Gerd Theißen wählt mit der Evolutionstheorie einen gedanklichen Rahmen, der auch den Entwurf von Peter Singer umspannt. Auf diese Weise erscheint der Konflikt um die Bewertung menschlichen Lebens in einem neuen Licht. In der Deutung von Theißen ist durch Jesus von Nazareth dem Selektionsprinzip das Solidaritätsprinzip entgegengestellt worden. Jesus spricht "auch den Menschen Lebensmöglichkeiten zu, die physisch und sozial verringerte Lebenschancen haben." Aufgrund dessen macht Theißen deutlich, daß aus christlicher Sicht nur solche Lebensformen zulässig sind, "in denen die Deklassierten Kriterium menschlichen Zusammenlebens sind" (Theißen).

Markus Hildenhagen

Lazarus Spengler und die Nürnberger Armenordnung von 1522

WS 1991/92, 125 Seiten/Anhang

Die im Jahre 1522 in der Reichsstadt Nürnberg erlassene "Ordnung des großen Allmüßens" ist eine unter vielen Armenordnungen, die in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts entstanden, einer Zeit, in der das Verhalten gegenüber den Phänomenen des Bettels und der Armut in Europa insgesamt eine tiefgreifende Veränderung erfuhr und sich Grundstrukturen der neuzeitlichen Sozialpolitik herausbildeten. Gleichwohl nimmt sie unter ihresgleichen eine Sonderstellung

ein: Sowohl im Hinblick auf die Konsequenz ihrer Vorgehens als auch insbesondere den praktischen Erfolg der getroffenen Maßnahmen hebt sie sich deutlich von den vor ihr an anderen Orten ergriffenen Maßnahmen ab und gewinnt dadurch eine Art Modellcharakter für zahlreiche nach ihr entstandene Armenordnungen.

Die Wurzeln dieser Ordnung sind vielfältig und lassen sich - entgegen einem in der For-

schung lange Zeit beliebten Denkschema - keiner der beiden in dieser Zeit entstehenden konfessionellen Parteien eindeutig zuordnen. Die vorliegende Arbeit bemüht sich deshalb in einem ersten Teil um eine kurze Darstellung der verschiedenartigen Ursprünge, um dann in einem zweiten Abschnitt, der sich der konkreten Entstehungsgeschichte und der Charakteristika der Nürnberger Ordnung widmet, ihre Einordnung in das Gesamtphänomen des sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts verändernden Umganges mit Bettel und Armut zu ermöglichen.

Mit einem Teilaspekt dieser Fragestellung setzt sich schließlich der dritte Teil der Arbeit

auseinander: Die Nürnberger Armenordnung von 1522 ist in der Vergangenheit wiederholt mit einem der führenden Köpfe der Nürnberger Reformation, dem Ratsschreiber Lazarus Spengler, in Verbindung gebracht worden. Dies geschah, wie der Vergleich mit Schriften des Stadtschreibers zeigt, nicht zu unrecht - Spenglers Feder entstammt die programmatische Vorrede der Armenordnung, die mit ihrer eindringlichen Sprache und der ganz vom reformatorischen Willen zur radikalen Erneuerung des christlichen Lebens bestimmten Haltung ein eindrucksvolles Zeugnis einer Theologie der Diakonie der frühen Reformationszeit darstellt. Die Auseinandersetzung mit diesem Text führt zurück zu den Wurzeln der protestantischen Diakonie.

Dirk Köster

Die Antwort auf die soziale Frage. Konkretionen des Reiches Gottes in den theologischen Konzeptionen von Johann Hinrich Wichern und Leonhard Ragaz.

1992, 120 Seiten

Das Reich Gottes stellt die konstitutive Komponente in den geschichtstheologischen Konzeptionen von Wichern und Ragaz dar, die sich jeweils den Herausforderungen der sozialen Frage im Phänomen des Pauperismus und des atheistischen Sozialismus bzw. Kommunismus stellen.

Trotz divergierender Ansätze beider Entwürfe - Wichern favorisiert eine immanent-organologische Reich Gottes-Konkrektion, während Ragaz eine primär eschatologisch-revolutionär geprägte Reich Gottes-Botschaft entfaltet - lassen sich einige prinzipielle und strukturelle Konvergenzen im Hinblick auf potentielle Lösungsperspektiven der sozialen Frage aufzeigen.

Die Arbeit bietet nach einem Überblick über den Prozeß der industriellen Revolution in Mitteleuropa einen Querschnitt durch die wichtigsten sozialistischen Frühformen und Theorien. Im zweiten Teil folgt eine Darstellung der Reich Gottes-Konzeptionen Wicherns und Ragazens, die eine jeweilige Verhältnisbestimmung zu Sozialismus, Kirche und Staat sowie eine Problemanalyse der sozialen Frage integriert. Im dritten Teil werden die wichtigsten Thesen und Positionen miteinander verglichen. Im Schlußteil fügt sich schließlich eine Betrachtung der jeweils wichtigsten Kritikpunkte an.

Silke Rocker

Die Verwirklichung des Rettungshausgedankens nach J.H. Wichern am Beispiel der Gründungsgeschichte des Leinerstiftes in Großefehn/ Ostfriesland

WS 1991/92, 130 Seiten/Anhang

"Wenn Du nicht gehorchst, dann kommst Du ins Rettungshaus!" So drohten vor vielen Jahrzehnten Eltern, Lehrer und Pastoren den ostfriesischen Kindern, wenn sie mit ihren Er-

ziehungsmethoden nicht mehr weiterwußten. Daß aber die Rettungshäuser, wie sie im 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum entstanden sind, gerade nicht als Zuchthäu-

ser und Bewahranstalten konzipiert waren, zeigt die Auseinandersetzung mit dem eigentlichen Förderer der Rettungshausbewegung: Johann Hinrich Wichern.

Seine systematische Erfassung einer christlich verstandenen Pädagogik, in der sich der Auftrag zur Vergebung, praktischer Nächstenliebe und Seelenrettung verwirklichte, muß auf dem politisch-sozialen Hintergrund des 19. Jahrhunderts gesehen werden: Folgen der beginnenden Industrialisierung wie Landflucht, Unterbeschäftigung, Massenarmut, Auflösung der familiären Strukturen in den Arbeiterschichten etc., unter denen Kinder wohl als erste litten, forderten christliches Engagement geradezu heraus. Wichern ging es aber nicht nur um die Lösung der sozialen und materiellen Probleme, sondern auch um die Rettung und das Heil der Seele. Um also der Entchristlichung in Mitteleuropa wirksam zu begegnen, setzte er dort an, wo sich noch etwas ändern ließ, nämlich bei den Kindern.

Der lokalhistorische Teil zeigt sodann, wie unter den Bedingungen der Konfessionalisierung im Königreich Hannover und somit in lutherischer Prägung Johann Heinrich Leiner (1830-1868) die Rettungsarbeit in Ostfriesland aufgenommen hat. Unterstützung aus Hamburg hat Leiner insofern erfahren, als daß er mit Wichern in Briefkontakt stand und das Erziehungspersonal sich aus den Brüdern vom Rauhen Haus rekrutierte. Den schriftlichen Austausch mit dem ostfriesischen Rettungshaus belegt u.a. ein Brief Wicherns vom 4.11.1868 aus dem Archiv des Leinerstifts, der in dieser Arbeit zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird.

Das Leinerstift in Großefehn hat am 10.11.1868 offiziell seine Aufgabe an der Jugend wahrgenommen und tut dies - nach modernsten pädagogischen Methoden und Einsichten - als Kinder- und Jugendheim der Inneren Mission Ostfrieslands auch heute noch.

Gury Anja Schneider-Ludorff

Die Behandlung der Frauenfrage auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in den Jahren 1895-1910

Intention der Arbeit ist es, eine Lücke zu schließen, fällt es doch auf, daß die vier Hauptverhandlungen zur sog. Frauenfrage des Evangelisch-sozialen Kongresses (ESK) in der Forschung bisher weitgehend unberücksichtigt blieben und auch Frauen in den Untersuchungen zum ESK nach 1945 nicht oder nur am Rande Erwähnung finden.

Der ESK weist sich im deutschen Protestantismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts als erstes Forum aus, auf dem sich nicht nur allgemein thematisch mit der Situation von Frauen im gesellschaftlichen Wandel beschäftigt wurde, sondern insbesondere Frauen selbst als Subjekte sozialetische Fragen erörterten und ihre Erfahrungen und Interessen darstellen und vertreten konnten. Kristallisationspunkt der Behandlung der sog. Frauenfrage auf dem ESK war die Diskussion um die Einschätzung von weiblicher Berufs- und Erwerbsarbeit im Hinblick

auf die traditionell familiäre Rolle der Frau; Ansätze, die in der heutigen gesellschaftlichen und sozialetischen Diskussion durchaus modifiziert wiederzufinden sind und nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben. Verfolgen wir die Diskussion um geschlechtliche Arbeitsteilung, Leichtlohngruppen, die Forderungen nach Hausfrauenentgelt oder ganz aktuell auch die Diakonie betreffende Debatte um den Notstand im Pflegebereich, ein weitgehend von Frauen ausgeübtes Berufsfeld, finden wir uns inmitten einer Diskussion um die Bewertung von Frauenarbeit wieder, die in kirchlichen Kreisen Ende des 19. Jahrhunderts ihren Anfang genommen hat und bis heute nicht abgeschlossen ist.

Die Grundlage der Arbeit bildet die Untersuchung von insgesamt sieben Referaten der vier Hauptverhandlungen des Kongresses, die sich explizit auch in der Themenstellung

mit der Situation von Frauen beschäftigen. Es handelt sich um zwei eher allgemein gefaßte Themenstellungen über "Die soziale Lage der Frauen" (1895) und "Die sozialen Forderungen der Frauenbewegung" (1906) sowie um zwei spezielle Arbeitsbereiche wie "Die weibliche Heimarbeit" (1904) und "Fabrikarbeit und Frauenleben" (1910). Allen gemeinsam ist die Tatsache, daß jeweils Frauen das Hauptreferat hielten und bis auf 1910 männliche Referenten das Korreferat übernahmen.

Das zweite Kapitel behandelt wirtschaftliche und soziale Hintergründe für die Veränderung der Handlungsbedingungen von Frauen im 19. Jahrhundert. Hierbei wird auch auf Reaktionen und Lösungsansätze der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung eingegangen. Vor diesem Hintergrund wird die im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verstärkt auftretende Diskussion um die sog. Frauenfrage in kirchlichen Kreisen des deutschen Protestantismus skizziert.

In Kapitel 3 folgt eine kurze Darstellung des ESK, zudem wird der Position von Frauen auf dem ESK nachgegangen und die Bedeutung des Kongresses für die Gründung protestantischer Frauenvereine Ende des Jahrhunderts herausgestellt.

Darauf, wie die sog. Frauenfrage im Rahmen des ESK behandelt wurde, geht das vierte Kapitel ein. Hier werden die einzelnen Referate zunächst komprimiert dargestellt und jeweils anschließend auf ihre Argumentation und sozialetischen Schwerpunkte hinsichtlich der Bewertung weiblicher Erwerbsarbeit untersucht.

Kapitel 5 sichert den Ertrag und geht anschließend auf die aktuelle Brisanz der Referate des Kongresses in der bis heute ungeschlossenen Diskussion über Bedingungen und Beurteilung der Erwerbsarbeit von Frauen ein.

Der ESK bietet in seinen Ansätzen zur Behandlung der sog. Frauenfrage im untersuchten Zeitraum eine Ambivalenz, die eine eindeutige Wertung aus heutiger Sicht mit den Kategorien "reaktionär", "fortschrittlich" oder "emanzipatorisch" unmöglich machen.

Die Diskussion des ESK war geprägt von einer bürgerlichen Sichtweise und der daraus folgenden Schichtdifferenzierung. Es waren Frauen des gemäßigten Flügels der bür-

gerlichen Frauenbewegung, die auf dem Kongreß ihre Positionen vertraten. Vertreterinnen des bürgerlich-linken Flügels, die sog. Radikalen, oder Sozialdemokratinnen traten nicht als Rednerinnen auf.

Untermauert wurde das traditionelle Rollenverständnis. Die als "natürlich" definierte Aufgabe der Frau in der Familie wurde weder von Referentinnen noch von Referenten in Frage gestellt. Hierin zeigte sich der Kongreß als traditionskonform.

Auf der anderen Seite stärkte der Kongreß gerade in protestantischen Kreisen ein Reformpotential. Auch ist dem ESK mit der Gründung der Evangelisch-sozialen Frauengruppe eine Vorreiterrolle zur Entstehung der organisierten konfessionellen Frauenbewegung zuzuschreiben. Als erstes Podium, auf dem Frauen ihre Interessen vertreten konnten, verbunden mit eigener wirtschafts- und sozialetischer Reflexion, kam dem ESK weiterhin eine meinungsbildende Bedeutung hinsichtlich des öffentlichen Auftretens von Frauen in Kirche und Gesellschaft zu. Aber auch die inhaltliche Auseinandersetzung mit Berufs- und Erwerbsarbeit kann für protestantisch-kirchliche Kreise, in denen die weibliche Arbeit weitgehend von einem Dienst- und Pflichtverständnis geprägt war, als Novum bezeichnet werden. Daß sich der gesellschaftliche Status von Frauen gerade in den Arbeitsbedingungen manifestiert, wurde auch hier deutlich. Zum einen wurde die häusliche Reproduktionsarbeit von Frauen als relevanter gesellschaftlicher Faktor hervorgehoben, was im allerdings umstrittenen Postulat der entlohnten Hausarbeit gipfelte, wie es von Gertrud Bäumer vertreten wurde. Zum anderen wurde zunehmend ein Recht der Frauen auf selbstgewählte, außerhäusliche bezahlte Erwerbsmöglichkeit eingefordert. Verbunden war dies mit dem Einklagen der Mitverantwortung von Frauen an gesellschaftlicher Veränderung mit dem utopischen Potential eines weiblichen Beitrags zur Schaffung einer "menschlicheren" Gesellschaft.

Die sozialetischen Postulate gingen einher mit konkreten sozialpolitischen Forderungen, die Ansätze für die Entstehung sozialstaatlicher Gedanken erkennen lassen. Diese Forderungen veranschaulichen den Beginn einer Diskussion in Staat und Kirche und sind teilweise bis heute einzuklagen.

Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm

Hinweise zum Aufbaustudium Diakoniewissenschaft

1. Anlaß und Zielsetzung

Das Universitätsgesetz in Baden-Württemberg vom 30.10.1987 hat die Möglichkeit eröffnet, reguläre Aufbaustudiengänge mit Diplomabschluß durchzuführen. Die Landesregierung hat im Einvernehmen mit der Theologischen Fakultät und der Universität Heidelberg das Diakoniewissenschaftliche Institut ermächtigt, einen Diplom-Aufbaustudiengang einzurichten. Nach intensiven Verhandlungen wurde die vorliegende Prüfungs- und Studienordnung vom Ministerium für Wissenschaft und Kunst offiziell genehmigt und der Beginn des Studiums auf das Sommersemester 1992 festgelegt.

Mit dem Studiengang wird auch eine in Kirche und Diakonie bestehende Intention verfolgt, die Ausbildungsbasis im Bereich der diakonisch-sozialen Arbeit der Kirche zu verbreitern und auf ein möglichst hohes Niveau zu stellen. Mit dem Diplom-Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft wird die Vermittlung einer Grundkompetenz auf relativ hohem Niveau angestrebt und die Basis gelegt für spezielle Weiterbildungsgänge, z.B. für besondere Leitungsaufgaben im Bereich der Diakonie. Es zeigt sich mehr und mehr, daß für eine verantwortliche Wahrnehmung der diakonischen Aufgaben in der Gemeinde und in den Werken der Kirche Kenntnisse und Fähigkeiten erforderlich sind, die in aller Regel im theologischen Studium zu wenig ausgebildet werden.

Mit dem Studienabschluß ist zwar kein Anspruch im strengen Sinne auf bestimmte Stellen verbunden; es dürfte aber für zukünftige Anstellungsträger zunehmend von Bedeutung sein, Bewerberinnen und Bewerber mit einem Diplom in Diakoniewissenschaft berücksichtigen zu können. Der Titel "Diplom-Diakoniewissenschaftler / Diplom-Diakoniewissenschaftlerin" sollte im übrigen in seiner Relativität gesehen werden; er hat sich in den Gesprächen mit staatlichen und kirchlichen Instanzen als sinnvolle Bezeichnung ergeben.

2. Personenkreis

Bezüglich des angesprochenen Personenkreises sieht die Zulassungsordnung vor, daß neben Absolventinnen und Absolventen theologischer Studiengänge (also nach Abschluß des Examens) Graduierte aus allen für die Diakoniewissenschaft relevanten universitären Studienbereichen zugelassen werden, z.B. aus der Medizin, der Ökonomie, den Sozialwissenschaften oder der Pädagogik. Für Absolventinnen und Absolventen aus den Fachhochschulen ist eine besondere Einwilligung durch den Prüfungsausschuß erforderlich. Sie wird erteilt, soweit der Nachweis "gleichwertiger anderer Leistungen" erbracht werden kann (Zulassungsordnung §1,2).

Zum Studium eingeladen sind nicht zuletzt auch Personen, die bereits in der diakonisch-sozialen Praxis stehen und eine diakoniewissenschaftliche Zusatzqualifikation erwerben wollen. Für berufstätige Bewerberinnen und Bewerber ist zu beachten, daß die Zulassungsstelle für den Aufbaustudiengang an der Universität Heidelberg eine Einschreibung nur vornehmen kann, wenn die Interessierten auch die für das Studium erforderliche Studienzeit zur Verfügung haben. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Bereich - gegebenenfalls auch in anderen Dienstzusammenhängen -, die in Stellen mit mehr als 50 % Deputat (ca. 20 Wochenstunden) arbeiten, benötigen in der Regel eine Erklärung des Arbeitgebers, daß sie zum Besuch der Lehrveranstaltungen und zur Erfüllung der Studienleistungen freigestellt werden. In jedem Falle ist es ratsam, wenn berufstätige Anwärterinnen und Anwärter vor ihrer Einschreibung Kontakt mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut aufnehmen.

Zur Diplomprüfung zugelassen sind Mitglieder aller Konfessionen, die dem ökumenischen Rat der Kirchen angegliedert sind. Auch hier sind Ausnahmen möglich und werden vom Prüfungsausschuß gegebenenfalls erteilt.

Die neue Studienkonzeption bedeutet insgesamt, daß der Kreis der Studierenden in seiner Zusammensetzung differenziert und vieltalig sein wird und die Möglichkeit zu erwarten ist, unterschiedliche Erfahrungen und Verstehenshorizonte auszutauschen und zu verarbeiten.

3. Anrechenbarkeit früherer Studienleistungen

Bezüglich der "Anrechnung von Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen" (§ 9) gilt der Grundsatz der festzustellenden "Gleichwertigkeit" bereits erbrachter Qualifikationen mit den Erfordernissen des Diplomstudiengangs. Ausdrücklich ist dabei "kein schematischer Vergleich" im Blick; vielmehr ist individuell "eine Gesamtbetrachtung und Gesamtbewertung vorzunehmen".

Dies eröffnet u.a. auch die Möglichkeit, daß ein Großteil der geforderten Studienleistungen bereits während des Studiums erbracht werden kann. Ebenso werden anderwärts absolvierte Praktika bzw. Praxisprojekte (vgl. den Paragraphen 21,2 der Studienordnung) gegebenenfalls angerechnet. Entsprechendes gilt für einschlägige berufspraktische Tätigkeiten.

Zur Frage der Anrechenbarkeit des bisher am Diakoniewissenschaftlichen Institut während des regulären Theologiestudiums angebotenen Schwerpunktstudiums für die neue Diplomprüfung ist insbesondere auf die Bestimmungen der Prüfungsordnung über die Diplomarbeit (§ 10) aufmerksam zu machen: Die Arbeit darf "nicht bereits in einem anderen Prüfungsverfahren vorgelegt" worden sein. Das bisherige Schwerpunktstudium wird durch den Diplomstudiengang nicht außer Kraft gesetzt, sondern kann wahlweise auch weiterhin durchlaufen werden.

4. Studiengang und -dauer

In der Regel ist vorgesehen, den Studiengang in einem Zeitraum von 4 Semestern zu absolvieren. Eine Meldung zur Diplomprüfung ist erst im Anschluß an einen Studienabschluß möglich. Zu der für das Prüfungsgeschehen zu veranschlagenden Zeit tritt neben die dreimonatige Laufzeit für die Fertigstellung einer Diplomarbeit die Vorbereitung auf die daran anschließende mündliche Prüfung.

Die Studiendauer ist freilich auch abhängig von etwa bereits erbrachten Studienleistungen. Ausdrücklich weist die Studienordnung in § 5 auf die Gültigkeit des Universitätsgesetzes in § 52 hin, das über "Vorzeitiges Ablegen der Prüfung" bemerkt: "Hochschulprüfungen können vor Ablauf der in den Prüfungsordnungen festgelegten Fristen abgelegt werden, sofern die für die Zulassung zur Prüfung erforderlichen Leistungen nachgewiesen sind; entsprechendes gilt für staatliche Prüfungen, die durch Landesrecht geregelt werden."

5. Lehrveranstaltungen

Das Diakoniewissenschaftliche Institut bietet in enger interdisziplinärer Zusammenarbeit mit der Theologischen Fakultät und anderen Fakultäten Lehrveranstaltungen in einem bestimmten Rhythmus an, durch den sichergestellt wird, daß Studierende im Rahmen der Regelstudienzeit - in Ausnahmefällen auch in einem kürzeren Zeitraum - die erforderlichen Studienleistungen erbringen können. Um eine individuelle Anpassung an das Studienprogramm zu ermöglichen, ist wie bisher eine gründliche Studienberatung vorgesehen.

Innerhalb der Theologischen Fakultät bestehen Vereinbarungen, daß auch in den übrigen Disziplinen bei Vorlesungen und Seminaren Schwerpunkte gesetzt werden, die dem Studium der Diakoniewissenschaft unmittelbar zugute kommen. Wir bemühen uns ebenfalls, entsprechende Angebote in anderen Fakultäten - etwa in der Gerontologie oder in der Sozialpädagogik - zu identifizieren und die Zusammenarbeit zu intensivieren.

Das Spektrum der Lehrveranstaltungen reicht von Überblicks- und Spezialvorlesungen, in die Übungen integriert sind, über Übungen und Proseminare bis zu Haupt- und Forschungsseminaren. Regelmäßig wird vom Sommersemester 1992 an ein sogenanntes Praxisseminar zu speziellen Feldern diakonisch-sozialer Arbeit der Kirchen angeboten, an das sich sogenannte Praxisprojekte angliedern. Damit soll in besonders akzentuierter Weise das Verhältnis von theoretisch-theologischer Arbeit und methodisch kontrollierter Praxis zur Geltung kommen. Davon zu unterscheiden sind des weiteren das reguläre Diakonie- bzw. Sozialpraktikum und

die Exkursionen. Wir werden uns weiterhin Mühe geben, kontinuierlich Neuland zu erschließen und auf neue Herausforderungen diakonisch-sozialer Aufgaben einzustellen.

Es soll ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß Promotionsvorhaben in der Diakoniewissenschaft auch unabhängig vom Diplomstudiengang durchgeführt werden können. Nicht selten wird sich freilich gerade erst nach einer gelungenen Diplomarbeit herausstellen, wie der weitere Weg zu einer Promotion verlaufen könnte.

6. Formales und Finanzielles

Die Anmeldung zum Diplomstudiengang erfolgt im

Diakoniewissenschaftlichen Institut
Karlst. 16 6900 Heidelberg.

Davon gesondert erfolgt die Einschreibung zum "Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft" beim

Studentensekretariat
der Ruprecht-Karls-Universität
Seminarstr. 2
6900 Heidelberg.

Die Termine zur Einschreibung sind etwa von Mitte März bis Mitte/Ende April für das jeweilige Sommersemester und etwa von Mitte

September bis Mitte/Ende Oktober für das jeweilige Wintersemester.

Der Aufbaustudiengang ist als bafögförderungswürdig anerkannt. Dies bedeutet, daß Berechtigte auch über eine im Erststudium bereits erfolgte reguläre Förderung hinaus für weitere 4 Semester Regelstudiendauer gefördert werden können. Bafög-Anträge sind zu richten an:

Studentenwerk Heidelberg
- Bafög-Stelle -
Marstallhof 1
6900 Heidelberg.

Für Studierende, die nicht Bafögberechtigt sind, bitten wir die Landeskirchen, gegebenenfalls nach Wegen individueller Förderung zu suchen. In Einzelfällen besteht auch die Möglichkeit, durch Mitarbeit in diakonischen Einrichtungen im Raum Mannheim / Heidelberg eine finanzielle Basis für den Lebensunterhalt während des Studiums zu schaffen.

Wie in der Vergangenheit soll auch in Zukunft das Fachgebiet der Diakoniewissenschaft trotz einer ständig wachsenden Zahl von Studierenden in einem möglichst persönlichen Rahmen durchgeführt und der Versuch unternommen werden, über das akademische Miteinander hinaus auch Räume für menschliche Begegnung und Kommunikation zu schaffen.